

„Das ist die Wüste. Ein Koran, nichts weiter als eine Spielregel, verwandelt ihren dürren Sand in ein Kaiserreich. In ihren Tiefen, die sonst leer wären, rollt ein heimliches Schauspiel ab, das die menschlichen Leidenschaften wild aufwühlt...

Und dennoch liebten wir die Wüste. Zuerst ist sie nur Leere und Schweigen, denn sie gibt sich nicht zu Liebschaften von einem Tage her. Nun ist die Sahara in uns, und erst da zeigt sie sich.“

Antoine de Saint-Exupéry

„Yalla“, „los geht's!“

Köln, Dienstag, 06. Oktober 1992

11.00 Uhr. Wir verstauen schnell noch die letzten Sachen im Bulli. Immer wieder hatten wir den Abfahrtstermin verschoben, damit die Vorbereitungen nicht zu stressig werden. Jetzt ist doch Hektik angesagt, weil wir unsere Pässe mit den algerischen Visa noch abholen müssen, und die Botschaft in Bonn nur bis 12 Uhr geöffnet ist. Also schnell los. Gerade noch rechtzeitig kommen wir im Bad Godesberger Botschaftsviertel an, und der algerische Konsul drückt uns kommentarlos die Pässe in die Hand.

Wir fahren direkt weiter und am Abend passieren wir den Grenzübergang nach Frankreich. Auf den Komfort französischer Autobahnen verzichten wir, da uns die Gebühren zu hoch sind. Zu den sowieso schon happigen Preisen kämen noch 50 Prozent Aufschlag für die Überhöhe unseres Hochdach-Busses. Doch auch auf den „Routes Nationales“ kommen wir flott voran. Schnurgerade ziehen sie sich durch die hügelige Landschaft. Menschen sind kaum zu sehen, die Dörfer wirken wie ausgestorben. Links und rechts der Straße liegen ausgedehnte Weinfelder, doch leider sind sie schon abgeerntet. Ab und zu entdecken wir noch einige Trauben und können nicht widerstehen, unseren Lebensmittelvorrat mit ihnen zu ergänzen. Etwas südlich von Bordeaux erreichen wir das Meer. Nach einem kurzen Picknick am Atlantikstrand überqueren wir am Morgen des dritten Tages die Pyrenäen – die Grenze zu Spanien. In endlosen Serpentinenschraubt sich die Straße von der baskischen Küste ins Landesinnere. Es beginnt, in Strömen zu regnen und passend zu diesem Mistwetter läuft „Rain“ von den Beatles im Radio. Vor uns zieht sich eine lange Kette roter Rücklichter bis zum Horizont, wo sie verschwinden. Links davon tauchen sie als weiße Lichter wieder auf und kommen uns blendend entgegen. Endlose Schlangen von LKW drängeln sich durch kilometerlange Baustellen, die wohl einmal eine Autobahn werden sollen. Abends fahren wir dann mitten durch Madrid. Stau. Unglaublich, daß so viel Blech in einer Stadt Platz hat.

Nach insgesamt 2.600 Kilometern erblicken wir nach vier Fahrtagen den riesigen Felsen von Gibraltar. Völlig deplaziert wirkt er in der ansonsten flachen Küstenlandschaft. Wir beschließen, einen kurzen Abstecher dorthin zu unternehmen. Schon witzig, diese sechs Quadratkilometer kleine Enklave mit gerade mal 30 000 Einwohnern. Mitten in Spanien weht die Flagge von Großbritannien. Überall Reklame für englische Zeitungen und englisches Bier. Glücklicherweise herrscht Rechtsverkehr und bezahlen kann man mit britischen Pounds wie auch mit spanischen Pesetas. Schon immer hat es Zwist um diesen einst strategisch wichtigen Zipfel Land gegeben. Er ist seit der englischen Besetzung Anfang des 18. Jahrhunderts ein ständiger Zankapfel zwischen Spanien und Großbritannien.

Ein paar Kilometer weiter fahren wir ins spanische Algeciras hinein. Von hier geht die Fähre über die „Straße von Gibraltar“ nach Marokko ab. Zum Glück geht unser Wagen für 4,50 Meter durch, obwohl er ein paar Zentimeter länger ist, und wir sparen fast 100 Mark. Dann heißt es warten. Die Fähre fährt zwar mehrmals täglich, aber Verspätungen sind üblich. Ceuta, der Zielhafen, ist eine spanische Stadt auf afrikanischer Seite. Zusammen mit Melilla weiter im

Osten ist das alles, was den Spaniern noch von ihrem ehemaligen Besitz in Afrika geblieben ist. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hatten sie den nördlichen Teil Marokkos besetzt. Hauptsächlich Spanier sind unterwegs, denn schließlich ist es eine Inlandsfähre. Aber auch viele Marokkaner, vollgepackt bis unter das Dach mit Einkäufen aus Europa. Oft erhöht ein hoffnungslos überladener Dachgepäckträger die Gesamthöhe des Autos auf fast das Doppelte, was wiederum starke Zweifel an der Fahrtüchtigkeit dieser Gefährte aufkommen läßt.

Wie die meisten anderen verfolgen wir die Abfahrt unserer Fähre an Deck. Langsam entschwindet Europa, während Afrika erste Konturen annimmt. Mitten in der Menschenmenge beginnen zwei ältere marokkanische Männer, ihre Gebetsteppiche auszurollen und sich die Schuhe auszuziehen. Sie lassen sich bei ihrem Gebet nicht von den Umstehenden stören. In einem fest vorgegebenen Ritus verneigen sie sich in Richtung Mekka. Der Islam ist in Marokko Staatsreligion – 95 Prozent der Bevölkerung bekennt sich zu ihm.

Keine andere Religion hat sich so schnell ausgebreitet wie der Islam. Im Jahre 570 n. Chr. wurde der Prophet Muhammad geboren, dem der Engel Gabriel später die Worte Allahs, den „Qur'an“, übermittelte. 622 n. Chr. zog Muhammad von Mekka nach Yathrib um, da er keine Chance gegen die Macht der alteingesessenen Priester und Händler hatte. Diese fürchteten, daß Mekka seine Position als Wallfahrtsort und damit als Wirtschaftszentrum verlieren könnte. Der Umzug nach Yathrib, das später nur noch Medina, „die Stadt“, genannt wurde, ist der Beginn der islamischen Zeitrechnung. In Medina fand Muhammad schnell Anhänger und schon bei seinem Tode im Jahre 632 war ein Großteil der arabischen Halbinsel islamisiert. Unter seinen nächsten vier Nachfolgern, den Kalifen, breitete sich der neue Glaube bis zum heutigen Libyen im Westen und bis Afghanistan im Osten aus. Doch nach der Ermordung des vierten Kalifen Ali entbrannte ein Streit um die Macht, dessen Folge die Spaltung des Islam in Sunniten und Schiiten war. Die Schiiten („Shia Ali“, „die Partei Alis“) erkennen nur die Nachkommen Alis als rechtmäßige Kalifen an. Sie sind den Sunniten zahlenmäßig weit unterlegen, und haben heute etwa einen Anteil von zehn Prozent aller Muslime. Dem Tempo der Ausbreitung tat diese Spaltung keinen Abbruch. Unter der Dynastie der Omayyaden setzten sich die Eroberungen in Richtung Westen fort. In den Jahren 705 bis 709 endete in Marokko die Ära der Byzantiner und das Land wurde ins Reich der Omayyaden aufgenommen. Es bildete das westlichste islamisierte Land, daher auch Marokkos arabischer Name „Al-Maghreb“, das Land im Westen. Auch Spanien wurde muslimisch, die prächtigen Bauten in Cordoba und Granada zeugen noch heute von dieser Epoche, die bis zum 15. Jahrhundert andauerte.

Das arabische Wort „Islam“ bedeutet „vollständige Hingabe, Ergebung und Unterwerfung in den Willen Allahs“. Ein „Muslim“ ist jemand, der den Islam ausübt, sich also Allah hingibt. Religion und Leben lassen sich im Islam nicht voneinander trennen, denn der Alltag soll gelebter Glaube sein. So wäre es für einen Muslim unmöglich, seinen Glauben distanziert vom normalen Leben in Klöstern zu praktizieren. Deshalb orientiert sich der Islam an den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens und gibt konkrete Richtlinien für nahezu jede Lebenslage: Tischsitten, Verhalten beim Niesen oder Händeschütteln, Almosenvorschriften, Erziehungsgrundsätze, Rechtsprechung („Sharia“), Erb- und Staatsrecht, gesellschaftliche Aufgaben von Mann und Frau und natürlich religiöse Grundsätze. Damit ist er mehr als „nur“ eine Religion.

Die wichtigsten Grundsätze des Islam sind im Qur'an („das Gelesene“, „der Vortrag“), dem heiligen Buch der Muslime, niedergeschrieben. Die Inhalte wurden von Allah selbst offenbart (Sure 69, Vers 43: ...eine Offenbarung vom Herrn der Menschen...). Sein Prophet Muhammad („Der Gepriesene“) empfing diese Offenbarungen 23 Jahre lang und verbreitete sie weiter. Er war im Grunde nur ein „Sprachrohr“ Allahs. Die meisten Muslime glauben, der Qur'an sei sogar genau in Allahs Wortlaut formuliert. Deshalb muß dem Buch der entsprechende Respekt entgegengebracht werden. Es darf nur an sauberen (hygienisch und moralisch!) Orten aufbewahrt und gelesen werden, es darf kein anderes Buch auf ihm abgelegt werden und bevor man in ihm liest, sollte man sich waschen.

Es ist nicht einfach, Qur'antexte sinngemäß und treffend aus dem Arabischen zu übersetzen. Für viele Wörter gibt es keine gleichwertigen und eindeutigen anderssprachigen Ausdrücke. Jede Übersetzung ist somit eine Interpretation. So wird die Segensformel „Bismillah ar-rahman ar-rahim“ zum Beispiel mit „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes“ übersetzt. Das arabische Wort „rahman“ steht aber allein für die Gnade und das Erbarmen Gottes, während das deutsche Wort „Erbarmen“ auch eine menschliche Eigenschaft sein kann. Deshalb erkennen Muslime den Qur'an nur in Arabisch an und weltweit wird er nur in der arabischen Sprache gelehrt. Bis in die heutige Zeit gilt es für einen ernsthaften Muslim als besonders verdienstvoll, einmal im Leben den kompletten Qur'an von Hand abzuschreiben – natürlich fehlerfrei. Eigentlich sollte auch jeder gedruckte Qur'an absolut druckfehlerfrei sein; kein falsches oder fehlendes Komma, kein falscher Punkt oder Buchstabe darf das göttliche Original entfremden. Ob dies allerdings auch bei all den billigen Ausgaben im Taschenformat, die fast jeder Zeitungshändler verkauft, der Fall ist, bleibt fraglich.

Neben dem Qur'an gelten auch viele überlieferte Worte und Taten Muhammads als eine Art „Gebrauchsanweisung“ für den Alltag und die Religion. Sie sind im „Hadith“ („Überlieferung“) festgehalten. Der Hadith fordert zum Beispiel beim Essen zum Benutzen der Finger der rechten Hand auf, beschreibt Grußformeln und Gebetsriten, gibt Hinweise über vorteilhafte Schlafstellungen und verurteilt, daß sich jemand ins Zentrum einer Runde von Sitzenden setzt. In ihm heißt es „In der Eile liegt keine Tugend“, und auch „Der Beste unter euch ist derjenige, der eine Frau am besten behandelt“. Als „Sunna“, „Tradition“ und „vielbegangener Weg“, ist der Hadith von den Sunniten anerkannt. Sie berücksichtigen ihn in ihrem Leben und Glauben, die Schiiten dagegen lehnen ihn ab.

Der Name „Allah“ ist aus „Al Illahu“, „der (eine) Gott“ entstanden. „La illaha illa Allah, Muhammad rasul Allah“, „es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammad ist sein Gesandter“, so lautet das Glaubensbekenntnis („Shahada“) eines jeden Muslims. Theoretisch ist jeder, der dieses Bekenntnis dreimal vor Zeugen ausspricht, ein Muslim. Auf ihm beruht die streng monotheistische Ausrichtung des Islam.

Auch die 112. Sure besagt, daß Gott der eine und einzige Gott ist, und daß es vor und nach ihm keine anderen Götter gab und geben wird. Sie heißt „Ikhlas“, „die Reinheit des Glaubens“:

„Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes.

Sag: Er ist Gott, der Eine und Einzige;

Gott der Ewige, der Absolute;

Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt worden;

keiner ist Ihm gleich.“

Besonders in diesem Punkt ist der Islam klarer und logischer als die christliche Religion. Es gibt keinen dreifachen Gott, der trotzdem eins ist. „La illaha illa Allah“, es gibt keinen Gott außer Gott. Es gibt keinen Streit darüber, ob Muhammad nun ein Gott oder göttlicher Natur war.

„Muhammad rasul Allah“, Muhammad ist der Gesandte Gottes, also ein Mensch. Er wird nicht als Sohn Gottes angesehen, da Allah keinen Sohn haben kann. Deshalb würde sich auch kein Muslim selber als „Mohammedaner“ bezeichnen. Manche sehen das sogar als Beleidigung an.

Es gibt keine „unbefleckte Empfängnis“, aber Maria wird als der Mutter des Propheten Jesus eine ganze Sure im Qur'an gewidmet. Geistliche und Priester haben im Islam keine

Existenzberechtigung. Im Islam soll zwischen Schöpfer und Geschöpf kein Mittler stehen, da der Glaube die direkte Angelegenheit zwischen ihnen ist. „Allah ist den Menschen näher als die eigene Halsschlagader“ heißt es im Qur'an. Imame, Mullahs und Ayatollahs sind eigentlich ein Widerspruch dazu. Alle Menschen sind vor Allah gleich und bilden zusammen die „Umma“, die Gemeinschaft der Gläubigen.

Trotzdem sind die Gemeinsamkeiten zwischen christlichen und muslimischen Glauben größer als oft angenommen. Zahlreiche biblische Stammväter und Propheten wie Abraham, Moses und Jesus werden als wichtige Wegbereiter des Islam angesehen, allerdings war Muhammad der letzte und endgültige Prophet. Der Qur'an basiert teilweise auf dem Alten Testament. Auch Bibel

und Thora gelten als heilige Bücher, weshalb der Qur'an in der 60. Sure auch zur Gerechtigkeit gegenüber den anderen Buchreligionen aufruft.

Wie steht es also um die weitverbreiteten Vorurteile, der Islam sei eine gegenüber Andersgläubigen intolerante, grausame und kriegerische Religion? Der Qur'an selber sagt doch: „und tötet die heidnischen Gegner, wo immer ihr sie zu fassen bekommt, ...denn das ist der Lohn der Ungläubigen...“ (Sure 2, Vers 191) und „wenn ihr mit einen Ungläubigen zusammentrefft, dann haut ihnen mit dem Schwert auf den Nacken! Wenn ihr schließlich vollständig niedergekämpft habt, dann legt sie in Fesseln...“ (Sure 47, Vers 4).

Genauso leicht fänden sich im neuen Testament „Beweise“, daß das Christentum gewalttätig und lieblos sei. Jesus selbst sagt: „Doch meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrsche – bringt sie her und erwürgt sie vor meinen Augen!“ (Lukas 19, Vers 27). Außerdem finden sich Stellen wie „Jeder sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“ (Römer 13, Vers 1) oder „Die Weiber seien untertan ihren Männern wie dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt...“ (Epheser 5, Vers 22).

Aber all diese Zitate stehen ohne den inhaltlichen und zeitlichen Zusammenhang. Mit dieser Art von Pauschalisierung kann man jeder Religion etwas Negatives anhaften. Dem Aufruf des Qur'an, die Ungläubigen zu ermorden, folgt im Vers 192: „...greifen sie euch an, dann schlägt sie tot, ...aber wenn sie ablassen, ist Allah verzeihend und barmherzig, ...so sie ablassen, sei keine Feindschaft.“ Die Sure 47 bezieht sich nur auf einen Feldzug, und sie erklärt weiter, daß die Ungläubigen gefesselt werden sollen, um sie später auf dem Gnadenweg oder gegen Lösegeld freizugeben. So finden sich zahlreiche Qur'anstellen, an denen Gnade und Frieden gefordert oder verheißen werden. Auch die Worte „Islam“ und „Muslim“ sind verwandt mit „Salam“, dem „Frieden“, denn sie basieren auf der gleichen Wurzel s-l-m.

Ähnlich ist es mit der Pauschalisierung, den „Djihad“ als „Heiligen Krieg des Islam gegen die Ungläubigen“ zu bezeichnen. „Djihad“ beinhaltet die Wurzel dj-h-d, die übersetzt „sich anstrengen“ bedeutet. Gemeint ist die Anstrengung auf dem Weg des Glaubens. Es ist in erster Linie die „Anstrengung des Geistes“, der Kampf gegen den eigenen Unglauben. Doch durch das Einfügen des Buchstaben Alif, eines langen a, und die daraus entstehende andere Betonung, wird der Djihad zum „Kampf“. Und der ist nach der Auslegung des Qur'an nur als Verteidigung des Islam gegen die Ungläubigen erlaubt. Die Übersetzung sollte besser „Kampf um die heilige Sache“ lauten, denn der Krieg an sich ist nicht heilig. Die Kämpfe zwischen muslimischen Staaten untereinander oder gegen andere waren und sind meistens Machtkämpfe, auch wenn die Religion oft als Rechtfertigung für einen Krieg herhalten muß – genau wie sie es aber auch für „christliche“ Kreuzzüge oder heutige Kriege zwischen Protestanten und Katholiken tun muß.

Europa liegt hinter uns und wir betreten einen anderen Kulturkreis. Ab sofort sind wir keine ledigen Studenten mehr, die in Wohngemeinschaften leben – nein, jetzt werden die Ringe angesteckt, denn von nun an sind wir verheiratet. Unser dreijähriger Sohn mußte leider bei der Großmutter zu Hause bleiben. Mit Mitte Zwanzig noch unverheiratet zu sein und dann noch zusammen zu verreisen, ist für viele Araber schlicht unverständlich. Es wäre hier undenkbar, da es gegen die gängigen Moralvorstellungen verstößt. Solide Berufe haben wir ab sofort natürlich auch. Studenten genießen nicht gerade das höchste Ansehen. Auch wenn es geflunkert ist – unser neuer Status erleichtert doch einiges und erspart viele Erklärungen.

Auch die arabische Sprache wird uns die nächste Zeit begleiten. In ganz Nordafrika und im Nahen Osten wird Arabisch gesprochen, allerdings ist nur die Hochsprache, die auch zum Schreiben verwendet wird, überall gleich. Die einzelnen regionalen Dialekte weichen davon zum Teil stark ab und unterscheiden sich sowohl in der Aussprache und Betonung wie auch im Wortschatz. Dies geht soweit, daß zum Beispiel ein Syrer einen Marokkaner kaum verstehen kann. Beide müssen sich daher der Hochsprache bedienen, die jeder gebildete Araber versteht, da auch der Qur'an in ihr geschrieben ist.

Arabisch unterscheidet sich grundlegend von europäischen Sprachen. Der grammatikalische Aufbau hat kaum Gemeinsamkeiten, was das Erlernen nicht gerade erleichtert. Man stößt nur

auf wenige Vokabeln, die sich aufgrund der Ähnlichkeit zu bekannten Worten leicht merken lassen. Doch wenn man einmal die Grundprinzipien der Sprache kennt, ist sie sehr logisch aufgebaut. Alle Worte lassen sich auf eine Wurzel zurückführen, die meist aus drei Konsonanten besteht. Nach festen Regeln kann man aus dieser Wurzel Verben, Nomen und Adjektive bilden, die alle sinnverwandt sind. Wir wollen versuchen, auf dieser Reise über das Stadium unserer Grundkenntnisse aus vorigen Urlaubsreisen hinauszukommen.

Für uns ist diese Tour rund um das Mittelmeer seit langer Zeit ein Traum gewesen. Doch viele Jahre war er nicht zu realisieren, da immer irgendeine Grenze aufgrund von Nachbarschaftsstreitigkeiten gesperrt war. Oder es war unmöglich, ein Visum für Libyen zu erhalten. Erst seitdem Gadhafi Anfang 1992 alle libyschen Grenzübergänge, inklusive dem nach Ägypten, auch für Touristen geöffnet hat, ist diese Umrundung wieder möglich.

Einen Großteil des Sommers haben wir damit verbracht, das Auto vorzubereiten und entsprechend auszubauen. Auch der Papierkram hat einiges an Zeit, Nerven und Geld gekostet. Und bis jetzt können wir uns immer noch nicht ganz sicher sein, daß auch alles klappt: Das libysche Visum ist nur 30 Tage bis zur Einreise gültig. Wir wollen aber mit Sicherheit länger in Marokko und Algerien bleiben. Daher haben wir die ausgefüllten Visaanträge und unsere Zweitpässe bei meinen Eltern gelassen. Sie werden die Visa zu einem späteren Zeitpunkt beantragen und uns dann nach Tunis an die deutsche Botschaft schicken. „Insha'allah“, so Allah will, werden sie auch dort ankommen.

„Al-Maghreb“, „das Land des Westens“ – Marokko

Nach eineinhalb Stunden legt die Fähre in Ceuta an. Jetzt kann das Wettrennen der Autos um die vordersten Plätze an der Grenze beginnen. Doch zunächst der allgemeine Run auf die Tankstelle, denn Sprit ist hier deutlich billiger als auf marokkanischer Seite.

Der Grenzübergang ist chaotisch. Massenhaft Menschen, Autos kreuz und quer. Zwischen den Wagen huschen immer mal ein paar Marokkaner im Laufschrift vorbei. Die Kapuze ihrer „Djellaba“, dem typisch marokkanischen Kapuzenmantel, tief ins Gesicht gezogen, rennen sie vollgepackt an den Zöllnern vorbei. Einer versteckt sich mit seinem Fernseher hinter unserem Bulli, bevor er eilig weiterläuft. Ein Schmuggler? Den Zöllnern scheint das jedenfalls recht egal zu sein.

Vor einigen Schaltern haben sich große Menschentrauben gebildet. Unschwer läßt sich erkennen, daß hier die Paßkontrolle stattfinden soll. Wir geben unsere Pässe ab und warten. Dann weiter zur Zollkontrolle. Mit unseren Arabischfloskeln haben wir die ersten Sympathien auf unserer Seite. Ein freundliches „Salam. La bes?“ – „Bekher“ – „Alhamdulillah“ (Hallo, wie geht's? – Gut! – Allah sei's gelobt!), und schon entspannt sich das Klima merklich. Ein wenig Smalltalk und kurze Begutachtung unserer Campingeinrichtung, dann können wir die Grenze verlassen. Wir fahren Richtung Tetuan, machen um die Stadt aber einen Bogen. Zu nah ist das Rifgebirge, das den nordöstlichen Teil Marokkos bedeckt. Einst war es dicht bewaldet, heute sind die Randgebiete zu Viehweiden gerodet, erhöhte Erosion ist die Folge. Nur in einigen zentralen Gebirgsregionen sind noch große Waldgebiete erhalten. Im Rif wird Cannabis angebaut. Das ist zwar eigentlich untersagt, aber die Behörden tolerieren es. Dementsprechend häufig wird man hier aufgefordert, davon zu kaufen. Tetuan hat sich zu einem Hauptumschlagsplatz für Hasch entwickelt. Wir sind immer wieder erstaunt, mit welcher Offenheit es hier gehandelt wird. Auf den nächsten 60 Kilometern bis zum Städtchen Chaouen zählen wir mit, wie oft uns zum Teil faustgroße Haschbrocken am Straßenrand entgegengehalten werden: immerhin elfmal. Und viermal stellen sich die Anbieter sogar mitten auf die Straße, da heißt es: lächeln, winken, dann mit Hupe und Lichthupe drauf zu. Bloß nicht die Laune verderben lassen von dieser besonders ausgeprägten marokkanischen Geschäftstüchtigkeit.

In Chaouen dagegen, wo wir die Anmache bei unserem letzten Aufenthalt im Frühjahr als besonders schlimm empfanden, werden wir diesmal eher in Ruhe gelassen. Wir beziehen Quartier in unserem Stammhotel „Bonsai“, direkt unterhalb des Marktplatzes. Es ist eines der schönsten Billighotels in ganz Marokko. Jede Etage besitzt eine Art Halle, die mit Säulen, Rundbögen und einer Sitzecke ausgestattet ist. Bunte Kacheln mit Ornamenten schmücken die Wände. Das Doppelzimmer ist mit 70 Dirham (ca. 13 DM) pro Nacht günstig, dazu ist es sehr sauber und hat ein eigenes Bad.

Abends müssen wir dann leider feststellen, daß am Bulli ein Reifen platt ist. Aber das ist nach fast 3 000 Kilometern noch zu verkraften.

Sonntag, 11.10.92

Am Morgen machen wir uns auf die Suche nach einem „Vulkaniseur“. Zum Glück gibt es solche „Reifenreparaturwerkstätten“ auf der ganzen Tour recht häufig. Doch die hier in Chaouen hat natürlich gerade heute zu, denn es ist Sonntag und in Marokko ist das Wochenende wie in Europa geregelt. In den meisten der noch folgenden Länder ist am Freitag – dem islamischen „Sonntag“ – arbeitsfrei.

Wir haben dafür endlich mal einen Tag ganz ohne Autofahren. Es regnet zwar, aber die „Medina“ lädt zum Bummeln ein. Eigentlich ist Medina nur das arabische Wort für „Stadt“. Heute versteht man jedoch die Altstadt darunter. Die Medina von Chaouen gehört zu den schönsten und besterhaltenen Marokkos. Durch schmale Gäßchen geht es hinauf bis zum Marktplatz, dem zentralen Treffpunkt sowohl für Touristen als auch für Einheimische.

In einem Café schlürfen wir einen „Thé à la menthe“, einen grünen chinesischen Tee, der mit einigen Blättern frischer Minze verfeinert wird. Wie üblich besteht er zur Hälfte aus Zucker – ab sofort werden wir „bedun sukker“, ohne Zucker, bestellen. In diesen typischen Kaffee- und Teehäusern, die in der ganzen arabischen Welt verbreitet sind, treffen sich die Männer des Ortes, trinken Tee, spielen Karten oder Backgammon und tauschen Neuigkeiten aus. Scherzhaft werden Cafés daher auch als „Radio Medina“ bezeichnet. Für einheimische Frauen ist dieser Ort tabu, Touristinnen werden aber akzeptiert.

Von hier aus beobachten wir das Treiben: Kinder laufen umher, um einzelne Zigaretten zum Verkauf anzubieten. Wenn eine ganze Packung verkauft ist, haben sie gerade mal einige Groschen Gewinn. Männer sitzen in ihren langen Djellabas aus Wolle herum, die spitze Kapuze meist tief in das Gesicht gezogen. Frauen sind sehr selten zu sehen. Zwei ältere allerdings tragen eine Ladung Dachziegel nach der anderen quer über den Platz. Schwerbeladen und langsam auf dem Hinweg; erleichtert, aber anscheinend schon wieder in Gedanken bei der nächsten Ladung, auf dem Rückweg. Wir fragen uns, warum zwei alte Frauen, beide durch ihr Alter gebrechlich und von der schweren Arbeit geschwächt, den ganzen Tag so schwer tragen. Mit einem Esel oder auch nur einer Schubkarre wäre das wesentlich leichter zu schaffen. Aber anscheinend ist es billiger, zwei alte Frauen anzustellen. Sie sind darauf angewiesen, überhaupt Arbeit zu haben. Die soziale Absicherung trägt hier nicht der Staat, sondern die Familie. Wenn man diese aus irgendeinem Grund verloren hat, bleiben oft nur solche Arbeiten oder Betteln.

Abends lernen wir in einem kleinen Lokal einen Marokkaner kennen. Er ist sichtlich gut gelaunt: Von Zeit zu Zeit holt er sein Pfeifchen und das dazugehörige Hasch aus seiner Djellabakapuze, die sich hervorragend als „Vorratsbehälter“ eignet. Obwohl er nur Arabisch und etwas Spanisch spricht, klappt die Verständigung mit Händen und Füßen und viel gutem Willen ganz gut. Er wohnt im Rifgebirge und baut dort Cannabis an. Jetzt nach der Erntezeit ist er in die Stadt gekommen, um sich „zu erholen“, wie er es nennt: jeden Abend Bier und Hasch – „chocolat marocain“ – bis zum Abwinken. Er arbeite viel, denn seine Felder brauchen viel Pflege. Dafür verdiene er überdurchschnittlich gut und genieße das jetzt. Wir verbringen gemeinsam einen äußerst spaßigen Abend.

Die „Spielregeln“ in dieser „Kneipe“ sind besonders erwähnenswert: ausnahmsweise gibt es Bier. Da Alkoholgenuß aber nach dem Qur'an verboten ist, darf Alkohol in islamischen Ländern

eigentlich nur in Lokalen mit spezieller staatlicher Genehmigung verkauft werden. Doch eine solche besitzt dieser Laden anscheinend nicht. Also bringt der Kellner die Bierdosen, die wohl illegal von Spanien hergeschafft worden sind, dezent im Ärmel versteckt. Er schenkt das Bier ein und stellt das Glas hinter ein notdürftig errichtetes Versteck. Dazu muß entweder die Speisekarte, eine große Wasserflasche oder ähnliches herhalten. Die Büchse wandert unter den Tisch. Je höher der Konsum, desto häufiger ein peinliches Scheppern, gefolgt von einem eiligen Bücken.

Am nächsten Morgen hat der Vulkaniseur geöffnet. Während unserem Reifen ein Schlauch verpaßt wird, frühstücken wir in einer „Patisserie“. In solch einer Konditorei, meist mit Sitzmöglichkeit, kann man neben Kuchen und Sandwichen oft auch frische Obstsäfte, hausgemachten Joghurt oder Milchshakes bekommen.

Auch in der Patisserie schmückt ein Poster von König Hassan II. die Wand. Solche Bilder sind selbst im kleinsten Laden zu finden. Hassan II. ist seit dem Tod seines Vaters 1961 alleiniger Herrscher. Seine Macht ist fast unbegrenzt, da er zugleich weltliches und auch religiöses Oberhaupt ist. Er gilt als „Sherif“, als Nachfahre Muhammads. Regierung und Opposition sind königstreu. In Marokko besteht Meinungs- und Pressefreiheit, wobei jedoch drei Themen nicht kritisiert werden dürfen: die Okkupation der Westsahara, der Islam und natürlich die Monarchie. Wirtschaftlich versucht der König, sein Land an Europa anzunähern. Marokko hat sogar einen Aufnahmeantrag für die Europäische Gemeinschaft gestellt, aber dieser ist chancenlos: Die EG fürchtet, daß viele der arbeitslosen Marokkaner nach Europa einwandern würden. Mit Geld aus Europa werden dafür einige Projekte in Marokko gefördert: Im Rifgebirge soll der Haschanbau durch Gemüsezuucht ersetzt werden. Doch solange die Bauern für ein Kilogramm Haschisch das zwanzigfache von dem erhalten, was sie mit anderen hochwertigen landwirtschaftlichen Produkten verdienen, erscheint dieses Vorhaben aussichtslos.

Eine Stunde später verlassen wir Chaouen. Die 220 Kilometer in Richtung Süden nach Fès sind holprig und kurvig. Die hügelige Landschaft ist noch vom Mittelmeerklima geprägt: grüne Äcker und Weiden, Kiefern- und Pinienwälder wechseln sich ab. An einer Baustelle wird unser Bulli mit einer dicken braunen Dreckschicht überzogen. Kirstin plädiert dafür, das Abwaschen auf irgendwann zu Hause zu verschieben. Von der „Tarnfarbe“ erhoffen wir uns, daß der Wagen nicht ganz so wertvoll aussieht. Auch wenn er in Deutschland nichts Besonderes ist, so fallen wir hier doch auf.

Schlechte Erfahrung machen wir mit einem Trampler. Als wir an einer Kreuzung halten, um die richtige Abzweigung herauszufinden, kommt ein junger Marokkaner angespurtet. Völlig außer Atem fragt er, ob wir ihn 20 Kilometer bis zu seinem Heimatdorf mitnehmen können. Er drängt uns sogar seinen Ausweis auf und wir lassen ihn einsteigen. Doch weder nach 20, noch nach 40 Kilometern kommt das entsprechende Dorf, in dem er aussteigen möchte. Wir fragen ihn, wo er denn nun raus will. Das scheint ihn einigermaßen zu überraschen. Er meint, da wir uns doch ganz nett unterhalten hätten, möchte er die nächsten Tage mit uns mitfahren. An seinem Dorf wären wir sowieso schon vorbei und er würde lieber bei uns bleiben. Das paßt uns nun gar nicht. Freundliches Herauskomplimentieren zeigt leider keine Wirkung, also müssen wir deutlicher werden und ihn vor die Tür setzen. Schade, daß man sich wegen so etwas beim nächsten Mal gründlich überlegt, wieder mitzunehmen. Denn eigentlich sind wir der Meinung, daß uns soviel Gastfreundschaft entgegengebracht wird und wir uns auf diese Weise wenigstens etwas revanchieren könnten.

Dienstag, 13.10.92

Einigermaßen unvermutet taucht Fès im Tal vor uns auf. Im Gegenlicht der noch tiefstehenden Morgensonne ein schöner Anblick, trotz der Dunstglocke, die über der Stadt hängt. Es sind nur noch wenige Kilometer bis ins Zentrum und noch nichts deutet auf eine Stadt mit einer halben Million Einwohner hin. Es geht quer durch Äcker und Felder, am Straßenrand liegt Wolle in der Sonne zum Trocknen. Über die Ringstraße „Tour de Fès“, die um die Stadt herumführt,

erreichen wir direkt das „Bab Boujeloud“. Es ist der Haupteingang nach „Fès al-Bali“, der historischen Altstadt.

Hier warten auch die meisten Führer, offizielle und selbsternannte, auf Kundschaft. Alle nennen sich „Charlie Brown“ oder ähnlich und finden das besonders witzig. Sie versuchen einem weiszumachen, daß man sich ohne sie in den Gassen der Medina hoffnungslos verirrt. Und daß man wahrscheinlich tagelang orientierungslos herumtappt und die Hauptsehenswürdigkeiten sowie den billigsten Shop mit natürlich „very good quality“ nicht findet. Getreu unserem Motto „No guide – no problems“ stürzen wir uns ins Gewühl der engen Gassen. Sich einfach nur treiben lassen, nicht unbedingt ein festes Ziel ansteuern – das hat uns bisher noch am ehesten etwas vom alltäglichen Leben gezeigt. Mag schon sein, daß einem ohne Führer mal eine Sehenswürdigkeit entgeht oder daß man etwas länger sucht. Dann hilft entweder der Reiseführer mit Stadtplan weiter, oder wir fragen uns durch. So entstehen manchmal nette Kontakte. Lästig ist nur, daß man erstmal alle Führer abwimmeln muß, was oft gar nicht so leicht ist. Die beste Methode für beide Seiten ist Humor und Originalität. Sich aufzuregen oder gar wütend zu werden bringt nichts, außer daß man sein Gesicht und seine gute Laune verliert. Die Orientierung fällt aufgrund des engen Gassenlabyrinths zwar nicht ganz leicht, aber gerade das macht auch einen gewissen Reiz aus. Wir haben das Gefühl, das 20. Jahrhundert verlassen zu haben. In einem Großteil der Gassen wird niemals ein Auto fahren, da sie einfach zu schmal sind. Esel fungieren als Haupttransportmittel. Oft genug müssen wir uns platt an die Wand drücken, um nicht von einem vollgepackten Esel überrannt zu werden. Immer weiter geht es bergab, vorbei an Moscheen und „Medressen“ (Qur'anschulen), aus denen Qur'angesänge der Kinder erschallen, vorbei an duftenden Bäckereien und kleinen Lädchen. Schließlich erreichen wir den „Oued Fès“, den Fluß, der Fès den Namen gab. Hier unten sind die Handwerker zu Haus. Fès ist noch immer Marokkos Handwerkerstadt Nummer eins. Kupferschmiede, Wollfärber, Ledergerber – alle arbeiten im Freien, so daß man ihnen zuschauen kann. Die Ledergerber arbeiten noch immer nach Jahrhunderte alten Methoden. In großen steinernen Bottichen befinden sich Gerbflüssigkeiten und verschiedene Farben, und darin werden die Felle mit den Füßen bearbeitet. In der Luft liegt ein stechender Uringeruch der Gerbflüssigkeit. Die Menschen in den Gassen sind buntgemischt: Alte Männer in Djellabas mit Turban und abgewetzten „Babouschen“, einer Mischung zwischen Lederschuhen und Schlappen. Daneben jüngere mit Sonnenbrillen, Jeanskluft und Turnschuhen. Die Frauen sind zum Teil dicht verschleiert, manche tragen nur ein Kopftuch – viele aber auch mit offenen Haaren, in engen Jeans und geschminkt. Dazwischen jede Menge Kinder. Sie spielen oder kommen von der Schule, sie holen Wasser oder bringen Brotteig zur Bäckerei. Für Kinder ist es selbstverständlich, in der Familie und in deren Geschäft oder Handwerksbetrieb mitzuarbeiten. Meist sind sie, obwohl noch recht jung, ohne Eltern unterwegs. Bei uns wäre das undenkbar, hier ist es wegen der abgeschlossenen Sozialstruktur (und der Autofreiheit) kein Problem. In der Medina kann man auch zahlreiche Formen islamischer Kunst bewundern. Zum Staunen bringen uns immer wieder die ornamentgeschmückten Medressen, die reichverzierten Häuser mit geschnitzten Holzfensterrahmen und die prächtigen Moscheen. Schade, daß es hier wie überall in Marokko für Nicht-Muslime verboten ist, sie zu betreten. Fès al-Bali verfällt mehr und mehr. Heute steht es als „kulturelles Welterbe“ unter Denkmalschutz und wird von der Unesco gefördert. Seit 1980 unterstützt sie die Erhaltung mit insgesamt 550 Millionen Dollar. Auch die Besiedlungsdichte der Altstadt soll durch Umsiedlungen in die Neustadt reduziert werden, um so den verbleibenden Menschen bessere Lebensbedingungen bieten zu können.

Die Stadt wurde im Jahre 807 von Siedlern aus Kairouan (Tunesien) gegründet. Der Name der prunkvollen Hauptmoschee „Kairouine“ zeugt noch heute davon. Die dazugehörige Universität, nach Kairo die zweitälteste islamische Hochschule der Welt, entwickelte sich schnell zu einem geistigen und religiösen Zentrum. Während auf der linken Seite des Oued Fès die Kairouaner wohnten, siedelten sich am gegenüberliegenden Ufer islamische Flüchtlinge aus Andalusien an. Dort entstand das „Andalusische Viertel“. Vor allem diese Spanier brachten das Handwerk nach

Fès. 1248 wurde die Stadt zur Hauptstadt des Reiches erkoren, in der nun folgenden Zeit erlebte sie ihre größte Blüte. Fès blieb, mit kurzen Unterbrechungen, bis 1912 Hauptstadt. Heute ist Rabat Sitz des Königs, das Wirtschaftszentrum hat sich nach Casablanca verlagert. Aber noch immer ist Fès geistig-religiöses Zentrum des Landes, überdurchschnittlich viele der Bewohner haben wichtige Positionen in der Regierung und Wirtschaft Marokkos inne. Fès gilt daher auch als die „heimliche Hauptstadt“.

Mittwoch, 14.10.92

Wir verlassen Fès am Morgen. Zwar könnte man durchaus noch mehr Zeit in dieser faszinierenden Stadt verbringen, aber es zieht uns weiter nach Süden. So wird es ein reiner Fahrtag, der uns das ganze Spektrum des marokkanischen Verkehrs demonstriert: Straßen, mal hervorragend ausgebaut, mal kurvig und schmal mit reichlich Löchern. Auf ihnen ist alles unterwegs, was sich nur irgendwie fortbewegen kann: Esel, mit und ohne Karren, mit und ohne Begleitung. Schafe, Ziegen, Mofas, Fahrräder, überfüllte Pick-ups, extrem langsam fahrende alte Männer in ihren alten, rostigen Autos und extrem schnell fahrende Überlandtaxi. Am Straßenrand immer wieder Menschen, die in ihren Djellabas auf der Erde liegen und auf irgend etwas warten oder aber einfach nur die Zeit totschlagen. Immer wieder winkt man uns zu, oft werden wir auch aufgefordert anzuhalten. Kinder verlangen nach „un stylo“ oder „un Dirham“, einem Stift oder etwas Geld. Fußgänger weitab der Dörfer fragen nach Wasser oder versuchen, als Tramper mitgenommen zu werden. Das ist hier weit verbreitet: Alte Männer mit Schafen trampeln ebenso wie Bauersfrauen mit dickem Getreidesack oder Kinder auf dem Heimweg von der Schule.

Die Landschaft ist kahl und trocken. Wie grün ist es hier noch im Frühjahr nach den Winterregnen gewesen. Aber nach diesem langen heißen Sommer ist davon kaum etwas übrig. Ähnlich sieht es im Mittleren Atlas aus, in den wir allmählich immer tiefer hineinfahren. Dieses dem Hohen Atlas vorgelagerte Gebirge erreicht Höhen bis zu 3 300 Metern. In den tiefergelegenen Gebieten hinter Fès finden sich große, meist bewässerte Obstplantagen mit Verkaufsständen an der Straße. Die Winter sind recht regenreich (bis zu 1 000 Millimeter) und die vielen Flüsse führen selbst im Sommer Wasser, wenn auch nur wenig. Außerdem gibt es viele natürliche Seen sowie Talsperren, die die Wasserversorgung weiter Landesteile sichern. Zahlreiche Eichen- und Zedernwälder lösen die Obstplantagen allmählich ab, und die Dörfer liegen immer verstreuter und abgeschiedener. Viele der Menschen hier leben als Halbnomaden. Sie ziehen im Sommer mit ihren Schafen oder Ziegen auf die Hochweiden und wohnen in selbstgebauten Zelten. Im Winter leben sie in ihren Häusern in den Dörfern.

Die Winter in den Hochlagen des Mittleren Atlas sind teilweise sehr schneereich. In einigen Orten ist sogar Wintersport möglich, und in manchen Gebieten liegt bis zu fünf Monate lang Schnee. Jetzt kommt es uns vor, als ob wir uns verfahren hätten: Die Dörfer sehen aus wie in den Alpen. Die Häuser haben spitze Dächer aus roten Ziegeln, da der viele Schnee die sonst üblichen Flachdächer eindrücken würde. Auch die Kühe auf den Weiden am Dorfrand sehen gar nicht nach Marokko aus.

Nach 420 Kilometern erreichen wir am Abend die „Cascades d'Ouzoud“, einen kleinen Ort mit wunderschönen Wasserfällen. Wir waren etwas skeptisch, ob sich die Wasserfälle jetzt im Herbst nicht als kleine Rinnsale entpuppen würden. Doch wir sind von ihrer Größe beeindruckt. Schade nur, daß es schon zu kalt zum Schwimmen ist. Im Sommer ist dies bestimmt ein optimaler Platz, um sich ein wenig abzukühlen. Allerdings ist dann auch einiges mehr los, jetzt haben wir die Wasserfälle fast für uns allein. Lediglich mit einigen frei lebenden Affen müssen wir sie uns teilen. Das ist uns auch ganz recht so, ein paar Tage Ruhe und Relaxen können wir bestens gebrauchen.

Mir wird es dann aber fast zu ruhig, da ich die nächsten zwei Tage mit leichtem Fieber die meiste Zeit im Bett liege. Der obligatorische Durchfall stellt sich auch bald ein, vermutlich ist die Nahrungsumstellung schuld. Wir essen fast immer alles, was die einheimische Küche so

anbietet, solange es uns hygienisch vertretbar erscheint. Natürlich bedeutet das ein Risiko, das allerdings immer kleiner wird, sobald man sich erstmal eingewöhnt hat.

Unser Campingplatz ist idyllisch direkt oben am Wasserfall gelegen. Die Inhaber sind nett und fragen am nächsten Morgen, ob wir frisches Brot möchten. Kirstin geht also mit ins Haus, kommt allerdings die nächsten zwei Stunden nicht zurück. Die Frauen der Familie haben sie dazu eingeladen, ihre Hände mit „Henna“ zu verschönern. Muster aus Henna als Schmuck sind hier weit verbreitet. Die Blätter der Hennapflanze werden getrocknet und zu Pulver gerieben, anschließend wird das Pulver mit Wasser und Zitronensaft angerührt. Mit Hilfe von Schablonen werden damit feine Muster auf Hände, Füße und manchmal auch ins Gesicht gezeichnet. Nach dem Trocknen hält sich diese orangebraune „Tätowierung“ einige Wochen.

Als es mir besser geht, komme ich nach. Bei Tee und Nüssen warten wir, bis das Henna trocken ist. Die Hände dicht über Holzkohलगlut, nimmt die Haut langsam orange Farbe an, auch wenn das Muster nur aus einigen dicken Punkten besteht. Im Innenhof hüpfen Tauben und Katzen munter durcheinander. Sie gehören mit zur Familie. Eine der Frauen bereitet aus Weizenmehl und Wasser Cous-Cous zu, das typische nordafrikanische Nationalgericht. Mehl wird solange mit etwas Wasser verrührt und durch ein Sieb gedrückt, bis sich kleine Körnchen bilden, die dann über Wasserdampf gegart werden. Das Ganze schmeckt wie eine Mischung aus Grieß und Hirse, ist lecker und sehr sättigend. Wir bedanken uns für Tee und Hennamalerei mit einem kleinen Geschenk und gehen zum Auto. Allerdings kommt es später noch zu einem kleinen Zwist, da der Frau unser Geschenk offensichtlich nicht genug ist: Sie will Geld. Die ganze Sache war also keine Gastfreundschaft, sondern von vornherein geplant. Reingelockt mit dem Brot, das es nie gegeben hat, und dann das Henna als Business.

Nach drei Tagen fahren wir weiter. Das Fieber ist inzwischen weg, und der Magen hat sich beruhigt.

Wir durchfahren Marakech und gegen Abend erreichen wir die Atlantikküste. Der Ort Sidi Kaouiki, etwa 15 Kilometer südlich von Essaouira, hat einem einsamen, endlos langen Sandstrand. Hier wollen wir morgen einen richtigen Faulenztage einlegen. Ich wage es sogar, das Wasser anzutesten, befindet es aber schon nach einigen Minuten für zu kalt. Bis auf ein deutsches Pärchen sind wir die einzigen Fremden hier.

Montag, 19.10.92

In Essaouira stellt sich sofort ein vertrautes Gefühl ein. Im Frühjahr haben wir schon einmal fast zwei Wochen hier verbracht. Die Stadt ist – neben Fès – für uns die interessanteste Marokkos. Mit ihren 50 000 Einwohnern ist sie überschaubar und mit ihrer angenehmen Atmosphäre eignet sie sich auch für einen längeren Aufenthalt. Durch die südliche Lage herrscht selbst im Herbst noch angenehm warmes Klima. Das Meer und der ständige Wind sorgen für eine frische Brise. Im Hotel „Smara“ erkennt man uns auch gleich, und wir bekommen sogar wieder dasselbe Zimmer mit Meerblick.

Die „Scala de la Kasbah“, die 200 Meter lange, alte Festungsanlage direkt vor unserem Fenster, beeindruckt durch ihre mächtigen Mauern. Zahlreiche Bronzekanonen stehen in einer Reihe zwischen den Zinnen. In den Gewölben am Fuße der Festungsmauer haben sich kleine Handwerksbetriebe niedergelassen, die die für Essaouira typischen Holzeinlegearbeiten herstellen. Die Scala stammt aus dem 16. Jahrhundert. Damals befand sich ein portugiesisches Fort auf dem Gebiet der Stadt. Auch Seeräuber wußten in der folgenden Zeit den Platz als Unterschlupf zu schätzen.

Die heutige Stadt gründete der damalige Sultan Muhammad Ben Abdallah im Jahre 1760. Die Planung übernahm ein französischer Architekt. Ihm verdankt die Medina die ungewöhnlich geraden und rechtwinkligen Straßen, was sie deutlich von anderen arabischen Städten unterscheidet. Durch den Bau eines großen Handelshafens und die damit verbundenen Handelszölle versprach sich der Sultan größere Einnahmen. Den Bau übernahmen schwarze Sklaven aus Westafrika, die außerdem Stadt und Hafen verteidigen mußten. Jüdische Händler,

Advokaten und Beamte wurden auf Weisung des Sultans angesiedelt und übernahmen den Handel. 100 Jahre nach der Gründung der Stadt waren 50 Prozent der Bevölkerung jüdischen Glaubens. Der Hafen wurde rasch zum wichtigsten Seehafen Marokkos, hauptsächlich mit Europa wurde intensiv gehandelt. Von Essaouira starteten dann riesige Karawanen in Richtung Süden. Zum Teil zogen mehr als 1 000 Kamele in 63 Tagen bis nach Timbuktu im heutigen Mali. Seit der französischen Kolonialzeit hat der Hafen jedoch nur noch für die Fischerei Bedeutung. Die jüdischen Händler wanderten nach und nach ab, die letzten verließen das Land nach der Gründung des Staates Israel 1948.

Der Hafen ist auch eines unserer ersten Ziele in der Stadt. Tagsüber herrscht hier reges Treiben. Schiffe werden gebaut, geschrubbt oder repariert, Netze geflickt, Fische ausgenommen, gesalzen und verkauft. An einigen Open-Air Eßständen kann man sich gerade gefangenen Fisch oder Calamares aussuchen und grillen lassen, frischer geht es wohl kaum. Die Betriebsamkeit kommt uns schon fast unnormal vor – auf jeden Fall ist sie nicht gerade typisch für Marokko, wo sonst alles einen eher gemächlichen Gang geht.

Die Medina von Essaouira ist noch vollständig erhalten. Mit ihren zweistöckigen weißen Häusern und den zahlreichen Arkaden und Torbögen bietet sie einen schönen Anblick. Türen und Fensterrahmen sind zumeist blau oder grün gestrichen.

Abends herrscht auf den beiden Haupteinkaufsstraßen immer dichtes Gedränge. Autos sind dann verboten, aber selbst Handkarren finden nur schwer ein Durchkommen. Das Leben geht hier einen festen geordneten Gang. Jeder kennt jeden, man kauft nach gutnachbarlichen Bekanntheits-Gesichtspunkten. So haben auch die ganz kleinen eine Chance – die Süßwarenhändler mit einigen Schokoriegeln und die alten Männer mit ihrem Korb Eiern oder ein paar Bund Gewürzen, die fahrbaren Imbißstände mit gekochten Schnecken in Pfeffersosse, die Frauen, die ein einzelnes Huhn oder Kämmen und anderen Kleinkram verkaufen. Viel Gewinn kann das nicht abwerfen, aber die Relationen verschieben sich ohnehin, wenn man sich schon für vierzig Pfennig mit „Harira“ und „Khobs“ (Suppe und Brot) satt essen kann.

Ein kleiner Junge, vielleicht acht oder neun Jahre alt, erkennt uns in einem Café wieder. Er ist unterwegs, um für zwei oder drei Dirham Schuhe zu putzen, wie viele seiner Altersgenossen. Er hat allerdings noch Jonglierbälle dabei und führt Touristen gelegentlich kleine, für sein Alter aber höchst erstaunliche Kunststückchen vor. Ab und zu springen dabei ein paar Extra-Dirham heraus. Ich hatte im Frühjahr schon mal eine Weile zusammen mit ihm jongliert und wir hatten uns gegenseitig einige Tricks gezeigt. Diesmal versuchen wir uns im Passen, das heißt, jeder jongliert mit drei Bällen und im bestimmten Takt wirft man gleichzeitig einen Ball dem Gegenüber zu. Oberstes Ziel ist es zu fangen und ohne Unterbrechung weiterzujonglieren. Zunächst klappt es nicht so recht, was im Café allgemeine Heiterkeit erzeugt. Nach einer Weile geht es besser und das Lachen wandelt sich in Staunen.

Betteln ist in Marokko relativ weit verbreitet. Doch muß man klar unterscheiden: Menschen, die betteln, um so ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, weil sie keine Chance auf andere Einkünfte haben (z.B. durch Behinderung oder Alter), sollte man durchaus etwas geben. Der Qur'an gebietet das mit seiner Pflicht zum Almosengeben sogar. Einer der fünf „Grundpfeiler“ des Islam, die Armensteuer Zakat, verpflichtet die Reicheren zur finanziellen Unterstützung der Armen. Doch viele, besonders Kinder, betteln, weil sie herausgefunden haben, daß so mehr Geld als mit Arbeit zu verdienen ist. Bei einem durchschnittlichen Tagesverdienst eines Arbeiters von fünf bis sechs Mark kann man mit Betteln bei Touristen schnell wesentlich mehr bekommen. Darum sollte man sich stets diesen Tagelohn vor Augen halten, wenn man überhaupt etwas gibt. Als Richtwert halten wir uns immer an den Preis eines Brotes (etwa 10 bis 20 Pfennige). Bettlern, die ausschließlich zu Touristen kommen, und Kindern geben wir grundsätzlich nichts. Es sei denn, sie haben eine Dienstleistung dafür erbracht. Bei Kindern sollte man sich darüber im klaren sein, daß sie durch Bettelei schnell zur Haupteinnahmequelle der Familie werden können. Die Folge ist, daß sie nicht zur Schule gehen und das weitere Leben auf Betteln hinausläuft.

In einer kleinen Seitenstraße der Altstadt entdecken wir ein kleines Lokal, in dem es ausschließlich das Nationalgericht „Tajine“ gibt. Dies ist eine Art Gemüseauflauf, der in einem speziellen Tontopf mit spitzem Deckel zubereitet wird. Das Besondere in diesem Restaurant ist jedoch, daß man eigenes Gemüse und nach Bedarf Fleisch oder Fisch mitbringen muß. Sogar Minze für den Tee muß selbst beschafft werden. Man zahlt lediglich ein paar Dirham für das Zubereiten.

Nachdem wir unser Lieblingsgemüse auf dem Markt gekauft und es zum Zubereiten abgegeben haben, bekommen wir eine Stunde später eine leckere und gut gewürzte Tajine serviert. Von außen ist das Lokal sehr unscheinbar. Kein Schild oder ähnliches deutet darauf hin, was sich hinter dem Eingang verbirgt. Die Inneneinrichtung ist spärlich, wie in fast allen einfachen arabischen Eßlokalen. Ein paar Holzbänke und Tische, eine Neonröhre an der Decke, die Wände pastellfarben bemalt, ein vergilbtes Foto des Königs, das ist schon alles. Es strahlt nicht gerade pure Gemütlichkeit aus, hat aber durchaus Atmosphäre. In den nächsten Tagen wird dies zu unserem Stammlokal – wir probieren so ziemlich alles aus, was der Markt zu bieten hat. Neben den gängigen Gemüsesorten wie Kartoffeln, Tomaten, Möhren gibt es auch so leckere Sachen wie Auberginen, Zucchini, möhrengroße weiße Rübchen, Kürbis, Fenchel... Ebenso frische Kräuter wie z.B. Basilikum, Thymian und viele andere, die wir nicht kennen, aber probieren. Frische Minze für den Tee darf natürlich nicht fehlen. Etliche Verkaufsstände sind mit riesigen Bergen von Pfefferminze vollgepackt.

Gegenüber vom Gemüsemarkt findet jeden Tag nach dem Nachmittagsgebet eine Art Second-Hand-Verkaufsshow statt. Die potentiellen Käufer sitzen in einem großen Kreis auf dem Boden. In der Mitte gehen Männer rund und preisen ihre Ware zum Verkauf an: so lange bis sich entweder ein Käufer gefunden hat, oder aber klar ist, daß niemand mehr Interesse hat. Dann versuchen es die Verkäufer eben später noch einmal. So werden alte Jeans, gebrauchte Jacken, Stoffe, Boxhandschuhe, Fernsehantennen, Messer, Brotkörbe, Teekannen und ähnliches weiterverwertet. Die Preise erscheinen uns zunächst astronomisch hoch, bis uns ein Marokkaner erklärt, daß hier noch in der alten Währung „Rial“ gerechnet wird. Erst beim Kauf wird durch zwanzig geteilt und so in Dirham umgerechnet. Ein Buchhalter notiert Namen und Anschrift von Verkäufer und Käufer, so daß hier keine gestohlene Ware weiterverkauft werden kann. Unterschriften besiegeln das Ganze, Analphabeten tun dies mit einem Fingerabdruck. Viel Zeit verbringen wir auch in sogenannten „Berber-Pharmacies“. Rund um den Marktplatz gibt es eine ganze Reihe davon. Dort werden die verschiedensten Dinge angeboten: Kräuter und Gewürze, diverse Heilmittelchen, Potenzmittel, Tee, Weihrauch und Chamäleons in lebendiger und getrockneter Form – ein Greuel für jeden Tierschützer. Wir sind fasziniert von der Gewürzauswahl und decken uns für den Rest der Tour mit einer Mischung für Tajine sowie Curry, Muskat, Koriander und extra-scharfem Paprika ein.

Freitag, 30.10.92

Der Abschied von den Hotelmitarbeitern fällt recht herzlich aus. Sie raten uns, doch einmal das Auto zu waschen. Ein dreckiger Wagen zeuge von einer weiten Reise und damit vom Reichtum der Besitzer. Als Abschiedsgeschenk drücken sie uns einen alten Schwamm in die Hand. „Bessalama“, „auf Wiedersehen“.

Von Essaouira in Richtung Süden läge die ehemalige spanische Kolonie „Westsahara“ in erreichbarer Entfernung. Aber wegen des dort schwelenden Konfliktes sind weite Teile des Landes militärisches Sperrgebiet, ein Besuch ist nur in einigen Gebieten möglich. (Erst seit dem Frühjahr '93, also nach unserer Reise, ist es unter bestimmten Bedingungen wieder möglich, die Westsahara bis nach Mauretanien zu durchfahren.)

1975 wurde die spanische Kolonialmacht von der UNO zu einer Volksabstimmung über die Zukunft des Gebietes gedrängt. Marokko fürchtete jedoch, daß die Mehrheit für einen selbständigen, vermutlich sozialistischen Staat votieren würde. Am 6.11.75 kam es – noch vor einer Abstimmung – zum „Grünen Marsch“, bei dem 350 000 marokkanische Soldaten und Zivilisten ohne Waffengewalt in die Westsahara einmarschierten. Die Spanier beschlossen

daraufhin, ihre Truppen abzuziehen und das Land zwischen Marokko und Mauretanien aufzuteilen. Seit 1976 steht die Westsahara unter marokkanischer Verwaltung. Seither kam es immer wieder zu Kämpfen zwischen der Unabhängigkeitsbewegung „Polisario“ und dem Militär, einem regelrechten Bürgerkrieg.

Erst 1991 wurde ein Waffenstillstand vereinbart. Die Polisario war geschwächt, da sie die Unterstützung der Sowjetunion, Kubas und Algeriens verloren hatte, die alle selbst in innenpolitischen Schwierigkeiten steckten. Eine für 1992 geplante Volksabstimmung über die Zukunft des Landes kam bis heute nicht zustande. Umstritten ist hauptsächlich, wer überhaupt wahlberechtigt ist. Da inzwischen viele Marokkaner angesiedelt worden sind, wäre es vermutlich wahlentscheidend, ob diese stimmberechtigt sind oder nicht. Die marokkanische Regierung setzt auf Zeitgewinn und hofft, daß sich das Problem irgendwie von allein löst, da der Rückhalt der Polisario im Volk sinkt. Doch auch nach deren Untergang bleibt die Frage, ob die Mehrheit der Westsahara-Bevölkerung nicht doch die Unabhängigkeit will.

Wir fahren in Richtung Osten. Diesmal machen wir in Marakech am „Djemaa al-Fna“ – dem Platz der Geköpften – Mittagspause. Früher wurden hier die Köpfe der Hingerichteten öffentlich ausgestellt. Heute ist der „Djemaa“ die größte Touristenattraktion Marakechs, dementsprechend groß ist die Gefahr, auf irgendeinen Nepp hereinzufallen. Ein Kanadier warnte uns: „Be well prepared for Marakech!“

Auf dem Platz herrscht stets reges Leben: Neben Verkaufsständen aller Art, Essensbuden und unzähligen Ständen mit frischgepreßtem Orangensaft, ist es auch der Platz der Gaukler und Geschichtenerzähler. Das Geschichtenerzählen ist eine alte Tradition, und noch heute bildet sich eine große Menschenmenge, wenn der Erzähler Spannendes zu berichten hat. Selbst wir sind angetan von der ausdrucksstarken Erzählweise, obwohl wir praktisch nichts verstehen. Daneben gibt es viele Akrobaten, Musikanten und Schlangenbeschwörer. Führer und Händler, die zum Teil zwielichtige Geschäfte anbieten, sind anzutreffen. Schlepper warten hier auf Kundschaft. Sie leben davon, Touristen mit Tricks und Sprüchen in Souvenirläden zu locken. Von den überhöhten Preisen erhalten sie dann ihre Provision.

Trotzdem läßt sich in Marakech gut einkaufen. Vor allem Leder, Textilien und Trommeln gibt es in reichlicher Auswahl und zu günstigen Preisen, jedenfalls wenn man sich auf das obligatorische Feilschen einläßt. Wir beginnen den Handel um eine Trommel und in relativ kurzer Zeit geht der Preis von 250 auf 45 Dirham herunter, was mit etwa neun Mark wohl auch ganz reell ist. Allerdings ist solch ein flotter Geschäftsabschluß eher unüblich. Wenn man etwas gefunden hat und Interesse zeigt, beginnt normalerweise alles weitere mit einem Tee. Während dieser Zeit wird fleißig Konversation betrieben – aber bloß nicht über das Geschäft. Runde eins der Verhandlung beginnt mit dem Abtasten der Positionen. Preisforderung und Gebot liegen aber zumeist schier unvereinbar weit auseinander. Empörung über den hohen Preis bzw. das niedrige Gebot läuten Runde zwei ein. Kritisches Begutachten der Ware durch den Käufer und Loben der Qualität durch den Verkäufer folgen darauf. In Runde drei nähern sich die Preise an, wenn jedoch keine Einigung in Sicht ist – kein Problem. Dann wird erstmal wieder über was anderes geredet. Danach geht's locker weiter: pro Runde geht's ein paar Dirham weiter aufeinander zu. Der Verkäufer betont, daß die Gewinnspanne jetzt ohnehin nur noch minimal ist, höchstens noch „cinq Dirham“. Der Käufer verweist dagegen auf die strapazierte Reisekasse. Wenn dann noch immer eine Differenz besteht, hilft nur noch die Andeutung, daß man gehen möchte. Der Effekt ist zumeist eine spürbar gesteigerte Kompromißbereitschaft des Händlers, die Einigung ist nahe. Wenn sie aber noch immer nicht gelingt, bleibt nur noch langsames Verlassen des Ladens. Wenn das letzte Gebot für den Verkäufer einigermaßen akzeptabel ist, wird er den potentiellen Käufer zurückholen und der Kauf wird mit Handschlag und einem weiteren Tee besiegelt.

Je wertvoller das Kaufobjekt, desto länger und intensiver ist diese Zeremonie. Wenn man die Grundregeln beachtet, kann es durchaus Spaß machen. Fingerspitzengefühl gehört ebenso dazu wie die Regel, daß es von einem einmal gemachten Gebot kein Zurück gibt. Es würde Gesichtsverlust bedeuten. Handelt man jedoch hartnäckig, aber „regelgerecht“, steigt man in der

Achtung des Händlers enorm. Am allerwenigsten Ansehen genießt derjenige, der gar nicht handelt. Und gerade hier in Marokko ist Handeln dringend geboten. Zumindest bei Souvenirs liegt die Preisforderung oft extrem hoch. Meist liegt der reelle Preis weit unter der Hälfte der Ausgangsforderung des Händlers.

Von Marakech fahren wir am Nachmittag weiter Richtung Süden, quer durch den Hohen Atlas. Er bildet mit seinen bis zu 4 300 Metern hohen Bergen eine Barriere zwischen dem mediterranen und dem saharischen Marokko. Am Nordhang stehen viele Gebirgswälder und Unmengen von Kakteen. Die Menschen kultivierten das Land, indem sie Walnuß- und Obstbäume in den Tälern anpflanzten und Terrassenfelder an den Berghängen anlegten. Auf den letzten Kilometern vor der Paßhöhe reiht sich eine Souvenərbude mit Mineralien und Fossilien an die andere. Bei den geringen Verdienstmöglichkeiten in dieser abgeschiedenen Gegend lohnt es bei ein paar Touristen schon, sich den ganzen Tag an die Straße zu stellen. Und wenn diese dann anrollen, wird die Ware im Dauerlauf neben dem Auto eifrig angepriesen. Besonders hartnäckige und sportliche Händler laufen dem weiterfahrenden Auto noch einige Meter nach: entweder um die Steine noch weiter anzubieten oder aber um wild gestikulierend und lautstark zu schimpfen.

Ein alter Mann ist Richtung Paßhöhe unterwegs, und wir nehmen ihn mit. Er scheint noch nicht allzu oft in einem Auto mitgefahren zu sein. Das rechte Vertrauen in die Technik hat er anscheinend nicht, jedenfalls klammert er sich krampfhaft am Türgriff fest. Er ist aber glücklich und bedankt sich überschwenglich, als wir ihn an einem Haus am Paß absetzen. Der Tizi n'Tichka Paß erreicht eine Höhe von 2 260 Metern. Wir haben einen überwältigenden Blick über die unzähligen Berge und Täler. Auf der Südseite des Passes wandelt sich das Landschaftsbild. Die Berge sind schroffer, zerklüfteter und ohne Bewuchs, dafür wird das Wetter wesentlich freundlicher.

Hier im Hohen Atlas haben sich die Berber ihre eigene Kultur besonders gut erhalten können. In den abgelegenen Gebieten des Gebirges konnte sich der arabische Einfluß nicht so stark bemerkbar machen. Die Berber sind die eigentlichen „Ureinwohner“ Nordafrikas und stellen noch heute in vielen Gebieten die Bevölkerungsmehrheit. Sie sind von Marokko bis Siwa (in der westägyptischen Wüste) anzutreffen. Zwar haben sich Berber und Araber im Laufe der Jahrhunderte vermischt – so sind die Berber auch strenggläubige Muslime – aber in einigen Gegenden konnten sie ihre eigene Kultur und Sprache bewahren. Es hat allerdings nie eine einheitliche Berberkultur oder Sprache oder gar einen einheitlichen Staat gegeben, jeder Stamm hat seine eigene Identität.

In Marokko spricht etwa die Hälfte der Bevölkerung einen Berberdialekt als Muttersprache. Man kann sie in drei große Gruppen einteilen. Die seßhaften Rifgebirge-Berber (Zenata) leben hauptsächlich vom Ackerbau. Die „Beraber“ im Mittleren und Hohen Atlas sind schaf- und ziegenzüchtende Teilnomaden, die im Winter in den Tälern leben. Sie nennen sich „Imazirhen“, was „Edle“ oder „Freie“ bedeutet. Die dritte und größte Berbergruppe sind die „Chleuh“. Sie leben im westlichen Hohen Atlas, im Anti-Atlas und in den Tälern dazwischen als seßhafte Ackerbauern.

Die Bezeichnung Berber leitet sich übrigens vom römischen Wort „Barbar“ ab – eine Bezeichnung, die wir heute ganz und gar nicht nachvollziehen können.

Die letzten Kilometer bis zum Campingplatz von Ouarzazate fahren wir im Dunkeln, beschließen aber, daß dies die letzte Fahrt ohne Tageslicht ist, denn das Risiko ist einfach zu groß. Es tummeln sich zu viele unbeleuchtete Dinge auf der Fahrbahn: Fußgänger, Radfahrer, Mofas, Handkarren, Eselkarren, Autos ohne Licht, Hunde, Ziegen und Schafe.

In Ouarzazate haben wir den Hohen Atlas hinter uns und den Nordrand der Sahara erreicht. Klima und Landschaft werden immer wüstenähnlicher. Vorbei ist es mit den Olivenhainen, den grünen Wäldern, den Äckern und Obstgärten. Diese grünen Flecken beschränken sich jetzt auf einige Flußtäler und Oasendörfer.

Hier beginnt die „Straße der Kasbahs“, die ihren Namen den zahlreichen burgartigen Gebäuden der Berber, eben den Kasbahs verdankt. Diese sind vollständig aus einem Lehm- und Strohgemisch erbaut. Diese Bauweise ist äußerst stabil, und die Kasbahs erreichen teilweise eine Höhe von sechs Stockwerken. In den unteren Stockwerken ist das Vieh untergebracht, darüber befinden sich Lagerräume für Getreide, Hülsenfrüchte, Butter und Honig. In den obersten Etagen schließen sich die Schlaf- und Wohnräume an. Kasbahs haben meistens einen quadratischen Grundriß. In der Mitte befindet sich ein Innenhof, an den Ecken hohe Türme. Die mächtigen Außenmauern sind mit in den Lehm geritzten Ornamenten verziert.

Am Stadtrand von Ouarzazate, besichtigen wir am nächsten Tag die Kasbah Taourirt. Sie diente einst dem Pascha von Marakech mit dem gesamten Stamm als Festung und ist noch heute bewohnt. Die Kasbah ist zwar nur zum Teil zugänglich, beeindruckt aber durch ihre gewaltigen Ausmaße. Im dazugehörigen Wohnviertel, dem „Ksar“, kommen wir uns allerdings ziemlich fehl am Platze vor. In diesem kleinen Dorf mit relativ armen Bewohnern fühlen wir uns, als wären wir in einen absolut fremden Mikrokosmos eingedrungen. Anders als in europäischen Städten gehören die kleinen Gassen in arabischen Siedlungen zur Privatsphäre der Anwohner. Wir sehen ein, daß dies eines der Gebiete ist, in denen Fremde nichts zu suchen haben. Entlang der „Straße der Kasbahs“ gefällt uns die Vielfalt der Landschaft: karge, bergige, braungelbe Wüste im Wechsel mit fruchtbaren grünen Flußtälern. Hübsche Dörfer mit alten Kasbahs und Ksaren neben den Unmengen von Palmen und Obstbäumen der Gärten. Und nach Norden hin die mächtigen Gipfel des Hohen Atlas. Die landschaftlichen Höhepunkte sind die Schluchten der Flüsse Dades und Todhra. Beide reichen von der Straße der Kasbahs in den Hohen Atlas hinauf. Wie grüne Bänder ziehen sich die Flußtäler durch die felsigen roten Berge. Dazwischen braune und rosafarbene Lehmhäuser und immer wieder Kasbahs, meist an besonders markanten Stellen.

Direkt am imposanten Schluchteingang der Todhra schlagen wir unser Nachtlager auf.

Sonntag, 01.11.92

Früh morgens marschieren wir los, um die Schlucht ein Stück hinaufzuwandern. Immer wieder tuckern die Atlas-Linienbusse an uns vorbei: alte rote Bedford-LKW, auf deren Ladefläche sich die Fahrgäste knubbeln. Auf dieser relativ schlechten Piste sind ansonsten nur wenige Fahrzeuge unterwegs. Während am Schluchteingang, wo auch einige Hotels und Cafés sind, regelmäßig Touristenbusse vorfahren, ist schon nach wenigen Kilometern kaum ein Mensch mehr zu sehen. Wir treffen lediglich einige Hirten mit ihren Schafen und Ziegen. Je weiter wir gehen, desto spärlicher wird die Vegetation. Der Fluß führt kaum Wasser, und man kann sich schwer vorstellen, wie er diesen gewaltigen Canyon ausgewaschen haben soll. Doch im Frühjahr, nach der Schneeschmelze, sieht das ganz anders aus: Der Fluß führt reichlich Wasser. Die Palmen verschwinden im Winter schon mal unter einer dichten Schneedecke und bieten einen recht ungewöhnlichen Anblick.

Über Errashidia fahren wir gegen Abend zu den „Sources bleues de Meski“, den „Blauen Quellen von Meski“. Ein etwas hochtrabender Name und etwas zu viele Souvenirkbuden, trotzdem irgendwie ein ganz nettes Plätzchen mit Campingplatz und Bademöglichkeit im klaren Quellwasser, das erstaunlich sauber und warm ist. Es fließt auch ständig neues Wasser nach, so daß keine Bilharziosegefahr besteht. In stehenden Gewässern dagegen tritt der Überträger dieser Wurmkrankheit verstärkt auf.

Endlich lernen wir zwei Reisende kennen, die mit ihren Motorrädern gerade aus Algerien kommen. Wir haben schon lange auf neueste Informationen über die Situation dort gewartet. Marokkaner haben uns immer wieder vor Algerien gewarnt und erzählt, wie schlecht die Situation dort sei. Allerdings haben wir diesen Geschichten nie allzuviel Glauben geschenkt, da sie zum großen Teil auf Nachbarschaftsstreitigkeiten beruhen. Sorgen machen wir uns wegen der politischen Unruhen und den ständigen Anschlägen islamischer Fundamentalisten. Die

beiden Motorradfahrer können uns aber beruhigen. Sie sind ganz begeistert von der algerischen Sahara und den Menschen dort. Den ganzen Abend wird erzählt: Marokko per Wohnmobil, Algerien per Moped.

Die letzten 350 Kilometer bis zur algerischen Grenze bei Figuig ziehen sich ewig hin. Aus Langeweile führen wir eine Strichliste über uns entgegenkommende Fahrzeuge: Es sind in den fast sechs Stunden gerade 26.

Die Landschaft ist ebenfalls eintönig. Flache Geröllwüste mit spärlichem Bewuchs bedeckt den östlichen Teil Marokkos. Uns fällt wieder ein, daß die Sahara zum größten Teil so aussieht. Die „Bilderbuchsandwüste“, die einem als erstes einfällt, wenn man das Wort Sahara hört, macht aber nur einen kleinen Teil des insgesamt zwölf Millionen Quadratkilometer großen Gebiets aus. Die Sahara ist damit ungefähr so groß wie die USA und bedeckt etwa 30 Prozent der Landmasse Afrikas. Sie ist die größte Wüste der Erde. Die Sahara erstreckt sich vom Südrand des Hohen Atlas bzw. vom Mittelmeer in Libyen und Ägypten über 1 500 Kilometer südlich bis zu der feuchteren Klimazone des „Sahel“. Diese Grenze ist nicht eindeutig festzulegen, sie verschiebt sich durch die Ausbreitung der Wüste (Desertifikation) stetig nach Süden. Seit der Jahrhundertwende schon um etwa 400 Kilometer, alle zwei Tage werden weitere 100 Quadratkilometer zu Wüste. Von West nach Ost verläuft die Sahara über 5 500 Kilometer vom Atlantik bis zum Roten Meer.

Wegen ihrer vielseitigen Landschaftsformen wird die Sahara auch oft als Wüstenkontinent bezeichnet. Eine dieser Wüstenformen sind die berühmten Sandwüsten (Ergs), von denen manche größer als Deutschland sind. Ein solches ist auch der „Grand Erg Occidental“ in Algerien, den wir auf dieser Tour zur Hälfte umrunden wollen. Aber nur 20 Prozent der Sahara bestehen aus Sanddünen. Den Rest bedecken vorwiegend die Geröll- oder Steinwüsten (Hamadas) oder die kies- oder sandbedeckten Ebenen (Reg- und Serir-Wüsten). Zu den Landschaftsformen der Sahara gehören ebenso riesige Hochplateaus aus Sandstein (z.B. das „Tassili n'Ajjer“ bei Djanet in Südalgerien) oder Gebirge vulkanischen Ursprungs mit Höhen bis zu 3 000 Metern (z.B. das algerische Hoggar-Gebirge); außerdem sandgefüllte Einbruchsenken (Gouaras), ausgetrocknete Salzseen (Shotts) sowie die endlos weiten Landschaften in denen vereinzelte Granit- oder Zeugenberge wie skurrile Ritterburgen aussehen. Inmitten all diesem erscheinen Oasen wie grüne lebensspendende Inseln. Aber sie bedecken gerade mal ein Prozent der Saharafläche.

Die Sahara war nicht immer so trocken und lebensfeindlich wie heute. Riesige Gebiete sind im Laufe der Erdgeschichte wiederholt abgesunken und von Meeren bedeckt gewesen. Davon waren jeweils nur einzelne Areale betroffen, nie war die Sahara ein einziger großer Meeresgrund. Manche Gebiete waren bis zu achtmal von Wasser bedeckt, während sie dazwischen durch das Ansteigen der Erdkruste austrockneten. Die Ursachen dieser Entwicklung waren das Driften der Erdplatten, die Eiszeiten und die Verschiebung der Klimagürtel der Erde. Der unterschiedlichen Entwicklung in den einzelnen Teilen der Sahara verdankt sie ihre heutige Landschaftsvielfalt.

Noch bevor es Menschen gab, war die Entwicklung der Sahara abgeschlossen. Sie nahm allerdings nur einen Bruchteil der heutigen Fläche ein. Noch vor 10 000 – 6 000 Jahren herrschte in einigen Gebieten ein so feuchtes Klima, daß es dort viele Seen und Wälder mit üppiger Tier- und Pflanzenwelt gab. Zu dieser Zeit lebten die Menschen als Jäger und Sammler. Vor 8 000 – 4 000 Jahren gingen sie zum Ackerbau und zur Rinderzucht über. Doch durch die immer öfter ausbleibenden Regenfälle verdorrten die Weiden zur Steppe und schließlich zur Wüste. Vor 3 000 Jahren ging die letzte Feuchtphase endgültig zu Ende, 1 000 Jahre später blieb den Menschen nur noch der Nord- oder Südrand als geschlossenes Siedlungsgebiet. Sie mußten sich anspruchslosere Tiere halten. Seit der Zeitwende hält man sich Kamele, seit jüngster Zeit auch Ziegen und Schafe.

Die Geschichte der Besiedlung kann man an den zahlreichen bis zu 12 000 Jahre alten Felszeichnungen nachverfolgen. Im algerischen Tassili-Gebirge um die Oase Djanet finden sich

besonders viele und einmalige Exemplare. Jüngere Zeichnungen zeigen auch vermehrt Kampfszenen zwischen den Hirtenvölkern. Durch die Ausbreitung der Wüste steigt die Konkurrenz der Nomaden um die verbleibenden Weidegebiete.

Es gibt jedoch noch weitere vorprogrammierte Konflikte: Nur ein geringer Anteil der Saharabevölkerung siedelt in der Wüste an sich. Die meisten Menschen leben als Nomaden in den Randgebieten. Am Südrand ist dies die steppenartige „Sahelzone“. Diese Zone ist zunehmend von der Ausbreitung der Sahara betroffen. Daher ziehen die Nomaden weiter nach Süden, wo sie noch Weideland für ihre Tiere finden. Besonders nach den zwei großen Dürreperioden Anfang der 70er und 80er Jahre drängen sie immer stärker in die völlig anders besiedelte Zone des „Sudan“ ein. „Bled as-sudan“, „das Land der Schwarzen“, ist die arabische Bezeichnung für diese Landschaftszone, die bis zur westafrikanischen Küste reicht. In der klimatisch begünstigten Gegend leben vorwiegend seßhafte Bauern. Sie haben an sich schon genug mit den Problemen der Überbevölkerung zu kämpfen. Eine weitere Besiedlung durch die Nomaden des Nordens führt zwangsläufig zu Konflikten. So kam es im Oktober 1992 an der Grenze von Niger zu Nigeria zu einem Massaker: Aufgebrachte nigerianische Bauern ermordeten über 100 Nomaden, weil deren Rinder und Ziegen das Ackerland zertrampelt hatten.

Nach dem eintönigen Gelbbraun der Wüste ist das satte Grün der Palmen in der Grenzoase Figuig eine willkommene Abwechslung. Wir können es gut nachvollziehen, daß auch die Fahne der Truppen Muhammads grün war. Als Wüstenbewohner schätzten sie die Farbe der Vegetation über alles. Grün ist die Farbe des Islam und in fast allen Flaggen der arabischen Staaten zu finden.

Figuig ist ein netter Ort, der aus mehreren Oasendörfern besteht. Wir legen unsere letzten Dirham in Lebensmittel an, da die Versorgungslage jenseits der Grenze angeblich nicht so günstig ist. Später stellen wir allerdings fest, daß die hier erhältliche Schokolade sogar aus Algerien importiert ist.

Dies wird unser letzter Abend in Marokko sein, morgen geht es über die Grenze nach Algerien – Neuland für uns. Außer Ägypten kennen wir keines der nachfolgenden Länder. Unter die Neugierde mischt sich etwas Unruhe vor Unbekanntem. Immerhin gelten in allen folgenden Staaten die gleichen sozialen und religiösen Spielregeln oder Verhaltensmuster. Das heißt natürlich nicht, daß ein arabisches Land gleich dem anderen ist. Uns beruhigt, daß wir mit der Mentalität der Menschen in Marokko keine Probleme hatten, was längst nicht bei allen Besuchern so ist. Berichte über total frustrierte Touristen, die mit der manchmal etwas aufdringlichen Art nicht zurecht kommen, sind recht häufig.

Besondere Probleme haben da alleinreisende Frauen. Auch Kirstin kann immer ein Lied davon singen, wenn sie irgendwo allein unterwegs war. Allerdings beschränkte sich dies bisher auf Blicke und Kommentare, nie wurde sie ernstlich bedrängt. Junge arabische Männer scheinen jeder ausländischen Frau irgend etwas hinterher zu rufen.

Als wir vor der Abfahrt Freunden von unserer geplanten Tour erzählt hatten, stießen wir nicht selten auf Unverständnis. „Was wollt ihr denn überhaupt da unten?“ mußten wir uns einige Male anhören. Die einseitige Berichterstattung über islamische Länder in deutschen Medien erweckt nicht gerade Sympathie für diese Staaten. Außer Berichten über angeblichen religiösen Fanatismus erfährt man normalerweise nicht allzuviel über sie. Daß die Realität ganz anders aussieht, daß die Menschen überaus freundlich sind und daß diese Staaten zu den sichersten Reiseländern zählen, wissen die meisten nicht. Und der Stellenwert der zwischenmenschlichen Beziehungen, der Zusammenhalt der Familie oder Dorfgemeinschaft sind Werte, die in unserer Gesellschaft schon fast verloren gegangen sind.

„Bahr bela ma“, „Meer ohne Wasser“ – Algerien

Mittwoch, 04.11.92

Auf der marokkanischen Polizeistation müssen wir uns abmelden. Stempel in den Paß – es geht schnell und problemlos. Weiter zum eigentlichen Grenzübergang. Auf der marokkanischen Seite will man nur den Stempel sehen. Kirstin muß jedoch noch ins „Amtszelt“, da das Auto auf ihren Namen zugelassen ist. Die ganze Grenzstation besteht nur aus vier Zelten, wahrscheinlich kommen pro Tag ebenso viele Touristen vorbei – eine ruhige, lockere Atmosphäre.

Zwei Kilometer weiter der algerische Posten. Alles ist in Containern untergebracht, reichlich Personal empfängt uns. Paß- und Visakontrolle gehen noch ganz flott. Dann werden die Autopapiere verglichen und die Suche nach der Fahrgestellnummer beginnt: Die Zöllner begnügen sich nicht mit der Plakette, auf der die Nummer steht, sondern wollen die eingestanzte sehen. Wir haben allerdings keine Ahnung, wo sich diese befindet. Rumsuchen und Ratlosigkeit beiderseits. „Tut mir leid, Sie müssen nach Marokko zurück!“

Wir glauben, unseren Ohren nicht zu trauen und weigern uns. Wir verweisen immer wieder auf unsere gültigen Visa und die Plakette mit der Fahrgestellnummer. Alles ohne Erfolg. Erst als Kirstin anfängt zu suchen und auf der Erde liegt (wie unsittlich für eine Frau!), kommt noch einmal etwas Bewegung in die Sache. Ein deutsch sprechender Kollege, angeblich Experte im Auffinden von Fahrgestellnummern bei deutschen Autos, wird gerufen. Und siehe da, ruck-zuck ist die entscheidende Stelle unterm Bodenblech gefunden. Na also. „Alhamdulillah“, Allah sei's gelobt.

Doch der eigentliche Spaß beginnt erst jetzt: Autodurchsuchung, und zwar gründlich. Also alle Türen auf, an jeder ein Zöllner. Alles raus und immer wieder erklären, was das ist und wofür es gut ist. Ab und zu ein Versuch irgend etwas zu ergattern: Unser Tipp-Ex ist angeblich „interdit en Algérie“. Gegen ein nettes Lächeln und paar Zigaretten kann Kirstin es wieder auslösen.

Nach der Devisendeklaration beginnt das Ganze jedoch von neuem. Wieder wird alles komplett umgedreht. Nur gehen die beiden diesmal nicht so pfleglich mit unserer Inneneinrichtung um – kleine Verluste sind bei solchen Aktionen wohl immer dabei. Schnell noch Geld tauschen und eine Autoversicherung abschließen, dann nichts wie weg. Erstmals raus hier, erholen von drei Stunden Streß.

In Béchar, der ersten großen Stadt, schließen wir eine Versicherung „tous les risques“ ab, angeblich eine Vollkasko. Wir sind uns nicht ganz sicher, ob das wirklich wahr ist, auf der Police können wir jedenfalls außer dem Datum nichts entziffern. Dafür ist sie mit 17 Mark für einen Monat wenigstens billig und erleichtert vielleicht in Deutschland die Beiträge der eigenen Kasko zurückzuerhalten. Ansonsten ist der arabische Schrieb eben ein nettes Souvenir.

Die 200 Kilometer bis Taghit, einer Oase am Rande des „Grand Erg Occidental“ (großes westliches Sanddünengebiet), sind landschaftlich eintönig: langweilige „Hamada“, Steinwüste. Abwechslung bringen nur vier Straßenposten: Erst dreimal Polizei, nur Pässe begutachten und etwas plaudern, ganz locker. Dann folgt eine weitere Zollkontrolle, schon über 100 km von der Grenze entfernt. Also Fassung bewahren, auch wenn es schwerfällt, und mit ansehen, wie alles ein drittes Mal durchstößert wird.

Die Ankunft in Taghit entschädigt dafür voll und ganz. Aus der langweiligen Steinwüste geht es über einen kleinen Berg und vor uns liegt eine grandiose Kulisse: Direkt am Fuße von „La grande dune“, mit der hier das Sandmeer der Sahara beginnt, liegt malerisch der verfallene Ksar. Daneben der neue Ort. Alles ist in das rote Licht der untergehenden Sonne getaucht. Im Tal davor der zu jeder Oase gehörige Palmengarten. Dattelpalmen sind hier die Grundlage der Landwirtschaft. Der Ort ist klein und macht einen außergewöhnlich friedlichen Eindruck.

Auf dem riesigen Campingplatz sind wir die einzigen Gäste. Der Tourismus in Algerien war noch nie besonders stark. Doch seit den Unruhen, die auf den drohenden Wahlsieg der fundamentalistischen „Islamischen Heilsfront“ (Front Islamique du Salut, abgekürzt „FIS“) folgten, sind die Besucherzahlen noch weiter zurückgegangen. In den ersten freien Wahlen am

26. Dezember 1991 erhielt die FIS einen Stimmenanteil von 47 Prozent. Doch bevor sie im zweiten Wahlgang die Mehrheit der Sitze erhalten konnte, kam es zum Putsch des Militärs. Mohammed Boudiaf wurde zum Präsidenten erklärt, um für einen Ausgleich zwischen Sozialisten und Islamisten zu sorgen. Man versprach sich von ihm einen Neuanfang, denn als ehemaliger Organisator gegen die französische Kolonialmacht war er bei allen Bevölkerungsschichten anerkannt. Doch im Juni 1992 wurde Boudiaf – vielleicht Algeriens letzte Hoffnung – von seinem Leibwächter ermordet. Er hatte es gewagt, das alte korrupte Regime anzuprangern. Massenhaft gingen junge Leute in den Untergrund, schlossen sich der FIS an und führen seither einen blutigen Guerillakrieg. Heute ist die FIS verboten, ihre Anhänger werden verfolgt. Zusammenstöße zwischen ihnen und der Polizei sind an der Tagesordnung. Es waren aber keineswegs ausschließlich fundamentalistische Muslime, die der FIS ihre Stimme gegeben hatten. 30 Jahre Sozialismus und Einparteienherrschaft haben zu großer Unzufriedenheit und Armut im Volk geführt. Eine Arbeitslosigkeit von über 80 Prozent und akute Wohnungsnot sind besonders für die vielen Jugendlichen ein Problem. Die Hälfte der Bevölkerung ist unter 18 Jahre alt. Gerade unter ihnen ist die Wahl der FIS eher ein Ausdruck des Protests, denn die wenigsten wollen einen Staat nach den strengen Grundsätzen des Qur'an. Algeriens weitere Entwicklung ist noch völlig ungewiß. Kritische Beobachter schließen eine islamische Revolution nach iranischem Vorbild nicht aus.

Zu diesen politischen Unruhen, die sich hauptsächlich im Norden ereignen, kommt noch die Rebellion der Tuareg im Süden. Sie sind wohl die berühmtesten Saharabewohner und als „Blaue Männer“ oder „Ritter der Wüste“ bekannt. Das arabische Wort Tuareg (Einzahl „Targi“) heißt soviel wie „die Verstoßenen“. Sie selbst nennen sich dagegen „Imajeghen“ (im Süden) und „Imuhagh“ (im Norden), die „Freien“, „Unabhängigen“. Die Herkunft dieses berberischen Nomadenvolkes ist umstritten, da sie keine eigene ethnische Rasse bilden und nie einen eigenen Staat besaßen. Zu den Tuareg gehört, wer bestimmte soziale oder kulturelle Merkmale besitzt. Dies sind die gemeinsame Sprache (Tamaschek), die aus verschiedenen Dialekten besteht; das Tragen eines Gesichtsschleiers (Tagulmust) bei Männern; sowie die Zugehörigkeit zu der streng hierarchisch gegliederten Gesellschaft. Diese findet sich in ähnlicher Weise auch bei anderen Saharavölkern.

Sie gliedert sich in vier Gesellschaftsschichten: Die „Noblen“ oder „Adeligen“ besaßen traditionell die höchste wirtschaftliche und politische Macht. Sie basierte auf Raubzügen gegen Karawanen (in Notzeiten auch untereinander) und Abgaben anderer Gesellschaftsschichten. Die Adeligen bekamen aber auch Schutzgelder von Karawanen oder Oasen. Nur sie hatten das Recht, Kamele zu besitzen und zu züchten. Seit der Kolonisation sind sie jedoch nicht mehr die Herren in ihrem „Reich“. Die Adeligen verloren ihre Machtposition in der Gesellschaft, da Abgaben und Raubzüge verboten wurden. Auch die Schutzgelder entfielen, da Karawanen und Oasen von nun an vom Militär der Kolonialherren geschützt wurden.

Zur Aristokratie gehörten auch die muslimischen Gelehrten und Ratgeber, die „Ineslemen“ oder „Marabute“. Die meisten Tuareg haben den islamischen Glauben aber nur sehr oberflächlich angenommen. Der Glaube an „Djinnen“ (Geister) und übernatürliche Kräfte besteht weiter. Den größten Teil der Tuareg-Bevölkerung bildeten die Vasallen, die „Imghad“. Sie waren Kleintierzüchter, Hirten, Versorger der Kamele und Begleiter der Raubzüge und Karawanen. Sie mußten bis zur Kolonisation regelmäßig Ernte- oder Geldabgaben an die Adeligen entrichten. An unterster Stelle standen die Unfreien („Iklan“, was „Schwarze“ bedeutet), die auch Sklaven genannt wurden. Sie stammen aus der Zone des „Sudan“ und wurden für die „niedere“ Feldarbeit in der Sahara angesiedelt. Seit der Unabhängigkeit ist diese Leibeigenschaft verboten. Die ehemaligen Sklaven konnten eigene, freie Stammesverbände gründen. Heute arbeiten sie auf der Basis von Lohnarbeit, allerdings sind ihre Löhne sehr gering, und ihre Arbeitsverträge werden meist nur befristet ausgestellt. Trotzdem gibt es viele, die mehr besitzen als die Nomaden.

Durch Kolonisation und Unabhängigkeit der Saharastaaten geriet die traditionelle Gesellschaftsstruktur der Tuareg kräftig ins Wanken. Heute existiert sie nur noch ansatzweise. Die Regierungen der Sahelstaaten werden seit deren Unabhängigkeit von Schwarzafrikanern gebildet. Sie haben jetzt die politische Macht über die Tuareg (also genau umgekehrt wie in ihrer alten Gesellschaftsordnung), diese fühlen sich ihnen als Weiße jedoch überlegen. Auch dies ist ein Grund für die Tuareg-Rebellion in jüngster Zeit.

Ebenso die Grenzsituation: 1884/85 trafen sich auf der sogenannten „Berliner Kongo-Konferenz“ die Vertreter der Kolonialmächte, um Afrika neue Grenzen zu geben. Mehrere hundert autonome Kleinstaaten und Königreiche wurden in 40 Kolonien aufgeteilt, die nicht den Interessen der Bewohner, sondern denen der Kolonialmächte entsprachen. Bei der Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten in der Mitte dieses Jahrhunderts wurden diese Grenzen so übernommen. Diese willkürlich mit dem Lineal gezogenen Linien zerteilen die Stammes- und Weidegebiete der Tuareg. Die Karawanen haben mit Zollformalitäten und Handelsgesetzen zu kämpfen. Seitdem versuchten besonders die Regierungen von Algerien und Mali verstärkt, die Nomaden sesshaft zu machen, z.B. durch Zwangseinschulung der Kinder. In Mali wehrten sich die Tuareg mit Waffengewalt dagegen. Für mehrere Jahre kam es in den 60er Jahren zu erbitterten Kämpfen mit der Armee. Zehntausende flohen nach Algerien. Nach den Dürreperioden in den 70er und 80er Jahren wanderten viele Tuaregmänner als Gastarbeiter in die Städte oder auf die Erdölfelder ab. Viele folgten auch Gadhafis Angebot und traten in seine Armee, die „Islamische Legion“, ein. Dürren sind an sich in der Sahara nichts Besonderes, aber wegen der relativen Überbevölkerung und dem knappen Weideangebot bleibt den Tuareg nicht mehr die Möglichkeit, mit ihrem Vieh in bessere Gebiete abzuwandern. Daher sind die Auswirkungen heute wesentlich gravierender als in vergangenen Zeiten. Viele Tuareg nahmen auch ihre gewohnte Tätigkeit als Karawanenhändler wieder auf. Sie schafften subventionierte Lebensmittel aus Algerien in die Lager der Dürreflüchtlinge in Mali und Niger. Die algerische Regierung warf ihnen Schmuggel und Waffenhandel vor. Sie wurde der Tuareg-Flüchtlinge im Lande immer überdrüssiger. 1986 versuchte man, das Problem zu lösen, indem man Tausende von ihnen einfach über die Grenze schaffte und in der Wüste aussetzte. 1989 erklärten sich die Regierungen von Mali und Niger zur Rückführung ihrer Flüchtlinge bereit, da ihnen finanzielle Unterstützung von internationalen Hilfsorganisationen zugesagt wurde. 20 000 Tuareg kehrten zurück und wurden in Notlagern untergebracht. Die Gelder für sie kamen jedoch nie dort an, sondern versickerten in den Taschen korrupter Beamter. Die Tuareg wurden vergessen. Deshalb unternahmen sie im Mai 1990 einen Protestangriff auf einen Polizeiposten des größten Flüchtlingslagers in Niger. Die Armee rächte dies mit einem Massaker: Zwischen 600 und 2 000 Opfer werden geschätzt, zumeist Frauen und Kinder. Auch in Mali protestierten die Tuareg immer stärker gegen ihr Schicksal, doch das Militär griff hart durch. Laut Amnesty International wurden im August 1990 Hunderte von Tuareg verhaftet und in Straflager interniert. 55 Männer, Frauen und Kinder wurden öffentlich hingerichtet. Der Protest ist immer militanter geworden. Schließlich hat die Regierung die Kontrolle über die nordöstlichen Landesteile verloren und diese zum militärischem Sperrgebiet erklärt.

Im Niger gründeten die Tuareg 1992 die „Front de Libération de l'Air et de l'Azaouck“, die „FLAA“. Sie bezeichnet sich als erste „Nomadenguerilla“. Ihr Ziel ist ein autonomes Gebiet mit „nomadischer Tradition“ im Nordniger. Wenn ihnen aber die Zusammenarbeit mit den Tuareg aus Mali gelingt, wollen sie für eine eigenständige „République Touaregue“ kämpfen. Dies wäre der erste Tuaregstaat in ihrer Geschichte.

In Mali, Niger und Südalgerien kommt es in letzter Zeit immer öfter zu Überfällen auf Touristen. Die Tuareg rauben, was sie für ihren Kampf benötigen: Geld und Fahrzeuge. Aber sie wollen damit auch die ihnen verhassten Regierungen schädigen. Es gibt viele Gerüchte über getötete Touristen, auch darüber, daß das Militär daran nicht ganz unschuldig sei. Eine Saharadurchquerung ist im Moment also eine riskante und nicht zu empfehlende Sache – egal ob durch Mali oder durch den Niger.

Im modernen Teil von Taghit gefallen uns vor allem die Malereien, die auf fast jeder größeren Wand zu finden sind. Die Laden- und Restaurantbesitzer pinseln ihre Werbung direkt auf die Mauer. An anderen freien Flächen befinden sich Gemälde von teetrinkenden Beduinen, von Palmenhainen im Sonnenuntergang oder von Skifahrern in den Dünen. Abfahrtslauf im Sand ist hier ein durchaus verbreitetes Hobby.

Dann erforschen wir den alten Ksar. Ksare sind im gesamten Siedlungsgebiet der Berber – also vom Atlantik bis Libyen – verbreitet. Stets handelt es sich dabei um befestigte Dörfer, die oft einen ganzen Stamm oder Familienclan beherbergen. Der Ksar von Taghit ist wie ein großes Labyrinth aus Lehm und Palmstämmen, Gänge kreuz und quer, unter- und übereinander. Es erinnert uns an einen Ameisenhaufen, nur die Ameisen, sprich Menschen, fehlen. Die Hauptgänge führen alle zur Mitte, zur Moschee. Die meisten Gänge sind dunkel, ebenso sieht es in den Häusern aus: alles finster. Nur manchmal läßt ein Loch, das als Fenster dient, einen schwachen Lichtstrahl hinein. Immer wieder versuchen wir, uns vorzustellen, wie es wohl ausgesehen haben mag, als der Ksar noch bewohnt war. Als noch Kinder in den engen Gassen spielten und relativ viele Menschen auf so engem Raum lebten. Einige Wohnungen sehen fast so aus, als wären sie gestern erst verlassen worden. Ein alter Topf steht noch auf der Feuerstelle, einige Kleinigkeiten liegen herum. Einige Male denken wir, wir hätten uns verlaufen. Aber irgendwie landen wir immer wieder bei der Moschee in der Mitte. Sie wird noch immer genutzt, wie der Ruf zum Mittagsgebet über ihren Lautsprecher beweist. Ein anderes Mal endet der Gang als Sackgasse oder wir stehen plötzlich auf einer Dachterrasse. Das ganze System muß im Sommer hervorragend gegen die Hitze geschützt haben. Gleichzeitig bot es mit seinen dicken Mauern Schutz gegen Angreifer. Angeblich ist dieser Ksar schon über dreihundert Jahre alt, allerdings glauben wir nicht, daß aus dieser Zeit noch irgend etwas im Originalzustand steht. Auch jetzt, obwohl noch nicht allzu lange verlassen, ist er schon in einem recht verfallenen Zustand. Die Lehmbauweise ist nicht besonders witterungsbeständig und verlangt ständiges Ausbessern. Aufgegeben wurde der Ksar, weil die Häuser im neuen Ort mehr Komfort bieten. Strom wurde hier zwar noch gelegt, aber eine Kanalisation ließ sich in dieser Konstruktion nicht unterbringen. Heute ist nur noch ein Haus bewohnt, einige andere dienen als Ställe. Am späten Nachmittag besteigen wir die „Grande dune“. Der Aufstieg ist beschwerlicher als erwartet, wir sinken tief im weichen Sand ein. Das erste Dünental dient als Spielplatz für die Mädchen des Dorfes, der Abhang als Ski- und Rodelpiste für die Jungen. Oben angekommen, liegt in Richtung Osten nichts als Sand vor uns. Endlos...

In der Abendsonne hat er eine orangene, fast rote Farbe. Durch die tiefstehende Sonne und die langen Schatten bekommt das Sandmeer eine kontrastreiche Struktur, während es am Mittag fast wie eine ebene gelbe Fläche aussieht. Unsere Düne überragt die anderen um einiges. Dadurch hat man einen fantastischen Blick auf die unendliche Weite des Sandes, den es so nicht allzu oft gibt. Wie Wellen sehen die geschwungenen Dünen aus.

„Bahr bela ma“ (Meer ohne Wasser) nannten es die arabischen Karawanenführer und verglichen ihre Reisen mit einer Seefahrt. Ziel war der „Sahel“, das „Ufer“, die im Vergleich zur Sahara relativ grüne, belebte Steppenlandschaft an deren Südrand. Den vor uns liegenden westlichen Erg werden wir zur Hälfte umrunden. Immer an seinem Rand entlang, von Oase zu Oase. Links Sand – rechts Hamada.

Freitag, 06.11.92

Bei Beni Abbès beginnt das Tal des „Wadi Saoura“, in dem zahlreiche Oasen liegen. Das Wadi ist im gesamten Verlauf mit Palmen bewachsen, was der Strecke den Namen „Straße der Palmen“ eingebracht hat. Früher war dies ein wichtiger Karawanenweg in Richtung Schwarzafrika. Als Wadis werden Flußläufe bezeichnet, die zumeist ausgetrocknet sind und nur selten Wasser führen. Aber wenn es dann doch einmal regnen sollte, können sich reißende Ströme bilden. Da der völlig ausgedörrte Boden dieses Wasser nur sehr langsam versickern läßt, sammelt es sich und fließt im Wadi ab. Zum Teil ergießen sich regelrechte Sturzbäche mehrere hundert Kilometer weit, manchmal bis in Regionen, in denen es gar nicht geregnet hat.

Daher auch das zunächst Verwirrung stiftende Sprichwort, „Es sind schon mehr Menschen in der Wüste ertrunken als verdurstet.“ Wadis sind in der Sahara sehr häufig – man hüte sich davor, in einem zu campieren.

Beni Abbès ist nicht besonders interessant, absolut fantastisch ist aber der Campingplatz mit Swimming-Pool. Mitten in der Wüste ein Pool mit Wasser in Trinkwasserqualität, noch dazu 28 Grad warm. Aus einer artesischen Quelle, das heißt, das Wasser kommt durch Druck im Erdinnern von alleine an die Oberfläche, wird es direkt in das Becken geleitet. Von hier fließt es weiter in die Palmerie zum Bewässern. Es handelt sich dabei um Grundwasser, das sehr langsam (manchmal bis zu tausend Jahre lang) durch die Gesteinsschichten gesickert ist und sich auf wasserundurchlässigen Schichten gesammelt hat. Durch das nachfließende Wasser aus regenreicheren Gebieten entsteht Druck – es wird nach oben gepreßt. Durch das langsame Versickern ist dieses Wasser besonders sauber und man kann nicht nur herrlich darin schwimmen, sondern es dabei gleichzeitig trinken.

Aber auch für die Dorfjungen ist dieser Pool eine Attraktion. Durch die Lücken in der umgebenden Mauer können sie bestaunen, was ansonsten streng verhüllt bleibt: Frauen mit offenem Haar, in knapper Kleidung oder gar im Badeanzug sind unter den Einheimischen in solch einem kleinen Dorf undenkbar. Gerade hier sind viele bis auf ein Guckloch für nur ein Auge völlig verschleiert.

Am Abend werden wir von den Besitzern des Campingplatzes zum Cous-Cous Essen eingeladen. Aber nicht nur das Essen ist gut, auch die Atmosphäre ist angenehm. Wir sind Gäste und werden dementsprechend zuvorkommend behandelt, allerdings ist alles irgendwie ruhiger, als wir es aus Marokko gewohnt sind. Wir stehen nicht ständig im Mittelpunkt, es ist vielmehr, als würden wir einfach dazu gehören. Wir empfinden diese Gastfreundschaft als sehr natürlich.

Noch einen Vormittag am Pool, dann fahren wir durch wunderschöne Dünenlandschaft bis Kerzaz, einem weiteren kleinen Oasendorf an der „Straße der Palmen“. Ganz ähnlich wie in Taghit ist es direkt unterhalb großer Sanddünen gelegen. Kerzaz ist, wie die Mehrzahl der Sahara-oasen, eine Wadioase. Zwar fließt im Wadi zumeist kein Wasser, aber darunter befindet sich ein unterirdischer Grundwasserstrom. Hier im Wadi Saoura kommt das Grundwasser vom nahen und regenreichen Saharaatlas, der Fortsetzung des marokkanischen Hohen Atlas. Da sich das Wadi schon ein tiefes Flußbett gegraben hat, müssen die Brunnen nicht mehr so tief gebohrt werden. Somit konnte das Wasser mit Ziehbrunnen gefördert werden, schon lange bevor die moderne Technik Tiefbrunnen ermöglichte. Das Dorf macht auf uns einen solch abgeschiedenen und unberührten Eindruck, daß wir uns gegen eine Ortsbesichtigung entscheiden.

Ein Stück weiter finden wir einen Schlafplatz ganz nach unserem Geschmack. Inmitten hoher Dünen, von der Straße aus nicht einsehbar und mit einer Zufahrt auf festem Untergrund. Bei Sonnenuntergang machen wir noch einen Spaziergang. Der Vollmond taucht die Dünenlandschaft in ein unheimliches, aber faszinierendes Licht. Immer wieder bewundern wir die geschwungene Form der Dünenkämme. Auf dem Rückweg sind unsere Fußspuren schon wieder fast verschwunden. Der stetig wehende Wind deckt alles innerhalb kurzer Zeit zu.

Sonntag, 08.11.92

Am nächsten Morgen betrachten wir die leichte Steigung, die wir auf dem Rückweg zur Straße hoch müssen, mit einiger Skepsis. Der Untergrund ist doch nicht so fest wie wir dachten, da wird der Bulli mit gut zwei Tonnen Gewicht seine Mühe haben. Also ganz zurück und mit viel Schwung und Vollgas im zweiten Gang hoch. Den Schwung verlieren wir rasch, jetzt bloß nicht stehenbleiben. So gerade schaffen wir die Steigung. Wir atmen durch – jetzt sind es nur noch ein paar Meter bis zur Teerstraße. Doch dummerweise fahren wir nicht genau denselben Weg wie gestern abend, sondern ein Stück weiter links. Ein verhängnisvoller Fehler – plötzlich werden wir langsamer, der Boden wird immer tiefer und „rien ne vas plus“. Wir sitzen fest. Also

aussteigen, schaufeln und schieben. Der Effekt ist aber sehr gering: Wir sitzen nur noch tiefer im Sand.

Auf der Straße nähern sich ein Trecker und ein Pick-up-Taxi. Wir winken und beide halten sofort an. Zehn Algerier springen von der Ladefläche, kommen zu uns und helfen, ohne groß zu fragen. Doch auch gemeinschaftliches Schieben hilft nichts. Für den Trecker ist es allerdings kein großes Problem. Wir befestigen das Abschleppseil an unserer Anhängerkupplung, und rückwärts werden wir auf die Straße geschleppt. Wir bedanken uns, wollen einige Zigaretten verteilen, doch alle sind schon wieder eingestiegen. Ein freundliches Winken, weg sind sie. Wir sind nicht nur heilfroh und glücklich, daß die ganze Aktion so flott ging, auch die selbstverständliche Art der Hilfe hat uns beeindruckt. Hier in der Wüste können Hilfe und Gastfreundschaft von lebenswichtiger Bedeutung sein und sind daher traditionell besonders stark ausgeprägt.

In Timimoun, dem Hauptort der Region, haben wir den südlichsten Punkt unserer Umrundung des Erg Occidental erreicht. Die Oase gehört zu den schönsten der nördlichen Sahara. Sie ist am Rande einer großen „Sebka“ (Einbruchsenke) gelegen, die als Auffangbecken der Oasengärtenbewässerung dient. Das Grundwasser der Sahara enthält viel Salz, das aus den Gesteinsschichten ausgespült wurde. Durch die hohe Lufttemperatur verdunstet das Wasser auf den Feldern, das Salz bleibt zurück, der Boden versalzt und wird unbrauchbar. Daher muß er kräftig durchspült werden, um das Salz auszuwaschen. Dabei wird mehr Wasser verbraucht als beim eigentlichen Bewässern. Das „Entsorgen“ dieses stark salzhaltigen Wassers stellt oft ein Problem dar. In Timimoun wird es zum Verdunsten in die Sebka geleitet, die daher wie ein ausgetrockneter Salzsee wirkt.

Auch der Ort selbst ist sehenswert: Die Gebäude sind alle ganz in Rotbraun gehalten. Nicht umsonst wird Timimoun „L'oasis rouge“ genannt. Diese Farbe verdankt sie dem roten Lehm, aus dem die Ziegel hergestellt werden. Überall sieht man sie in der Sonne zum Trocknen liegen. Die Art der Architektur, deren Fassaden durch Pfeiler, Durchbrüche, Rippen, Zinnen, Torbögen und weiß getünchte Mauerteile aufgelockert sind, wird als „sudanesischer Baustil“ bezeichnet. Der Begriff bezieht sich auf die südlich des Sahel gelegene Zone des Sudan. Dort herrscht diese Bauweise vor, und sie kam vermutlich durch die schwarzen Sklaven der Berber hierher. Die beiden schönsten Beispiele dieser Architektur sind die „Porte de sudan“ und das „Hotel de l'oasis rouge“ im Zentrum von Timimoun.

Zwischen Ort und Sebka liegen die Gärten und der Palmenhain. Erstaunlich, welche üppige Vegetation die Wüste hervorbringen kann, wenn nur reichlich Wasser vorhanden ist. Dieses Wasser ermöglicht erst Leben, Landwirtschaft und Tierhaltung inmitten der Wüste. Da kaum Regen fällt, können nur dort Menschen siedeln, wo Grundwasser entnommen werden kann. Das unfruchtbare Land wird zu fruchtbarem Ackerboden. Häuser werden in Oasen stets in höher gelegenen Teilen gebaut. In den tieferen Gebieten ist die Bewässerung wesentlich einfacher, da die Brunnen nicht so tief gegraben werden müssen. Dieses Land ist daher ausschließlich den Gärten vorbehalten.

Hier in Timimoun wurde das Grundwasser in früheren Zeiten durch das ausgeklügelte System der „Foggaras“ gewonnen. Durch diese unterirdischen Stollen wird das Grundwasser wie durch Drainagerohre in die Oase geleitet. Voraussetzung für dieses System ist eine schräge Oberfläche des Geländes, damit das Wasser im Stollen fließen kann. Den Verlauf des Stollens können wir in Timimoun an den zahlreichen Erdhaufen erkennen, die wie Maulwurfshügel in einer langen Reihe quer durchs Dorf laufen. Diese senkrechten Einstiegsschächte waren sowohl zum Anlegen als auch zum Reinigen des wasserführenden Stollens nötig. Ständig mußte er von Erde gereinigt werden, damit er nicht verfiel. Früher war beides Aufgabe der schwarzen Sklaven – heute verfallen die Foggaras immer mehr.

Die Verteilung des Wassers ist genau geregelt. Vom Brunnen wird es zunächst in einem Becken gesammelt. Von dort wird es über kleine Kanäle, die oft aus Lehm gebaut sind, zu den einzelnen Gärten geleitet. Die jeweilige Wassermenge ist genau berechnet. Kleine Tore, die wie

Rechen aussehen, teilen den Kanal in mehrere gleichgroße Leitungen. Je nachdem wie groß die Wasserrechte eines Oasenbauern sind, bekommt er ein oder mehrere solcher Tore zugeteilt. Auch die Tage, an denen Wasser in die Gärten geleitet wird, sind genau festgelegt. Darüber und über die Entrichtung der Wassergebühren wacht ein Wassergericht mit dem Vorsitzenden „Amin al-ma“, dem „Verwalter des Wassers“.

Jeder Oasenbauer hat seinen eigenen kleinen Garten, auf den er sehr stolz ist. Beim Spaziergehen werden wir oft herangewunken und zum Begutachten herumgeführt. Wir sind immer wieder überwältigt von der Vielfalt der Pflanzen und der Menge der Dattelpalmen. Die Gärten werden auf drei Etagen genutzt. Auf dem Boden wachsen kleinwüchsige Pflanzen wie Getreide, Gemüse, Gewürze, Tabak und Minze für den Tee. Fruchtbäume wie Feigen, Orangen, Oliven, Mandeln und Aprikosen bilden die nächste Ebene, die auch den wichtigen Schatten und Windschutz bietet.

Die Dattelpalme ist die dritte und oberste Ebene. Für viele Menschen in der Sahara bedeutet sie die Existenzgrundlage. Nach einem alten Sprichwort gehört „ihr Kopf ins Feuer, ihre Füße ins Wasser“. Von allen Pflanzen braucht sie das meiste Wasser, verträgt jedoch auch Salzwasser. Ihr Holz wird zum Bauen, die Palmwedel zum Herstellen von Seilen, Matten, Körben oder als Brennmaterial verwendet. Die Dattelkerne eignen sich zum Auspressen von Öl, zerrieben als Kaffee-Ersatz oder als Futter für Esel und Kamele. Als Tierfutter werden auch die niedrigeren Dattelqualitäten verwendet, die man als „Kameldreck“ bezeichnet.

Datteln sind eins der Grundnahrungsmittel der Saharabevölkerung. Die edelsten Sorten sind begehrte und teure Handelsprodukte, sie heißen „Deglet an-nour“, „Finger des Lichts“. Der Prophet Muhammad nannte sogar eine seiner Frauen so. Früher spielten Datteln eine wichtige Rolle im Tauschhandel zwischen den Oasenbewohnern und den Nomaden. Datteln, Getreide, Salz sowie Vieh und dessen Wolle, Felle und Dünger wurden untereinander getauscht. Selbsthafte Oasenbewohner und Nomaden tauschten jeweils das, was ihnen zum Leben fehlte; sie waren voneinander abhängig. Heute ist dies nur noch in den abgelegensten Gebieten der Sahara so. Ansonsten übernehmen LKW und Flugzeuge den Transport. Die Karawanen der Nomaden werden immer seltener.

Gemeinsam mit zwei anderen Deutschen, die mit ihrem alten Kadett in Richtung Südafrika unterwegs sind, wollen wir den „Circuit de Timimoun“ fahren. Diese 70 Kilometer lange Rundfahrt führt zum größten Teil am Steilabhang der Sebka entlang. Allerdings behaupten alle Einheimischen einheitlich, sie wäre nur mit Allradantrieb zu schaffen. Da die Kadettfahrer Sandbleche dabei haben, beschließen wir, es einfach zu versuchen.

Nach der versandeten Einfahrt in die Piste geht es erstmal auf scharfkantigem und steinigem Untergrund problemlos voran. Dann die ersten Sandfelder, also ordentlich Schwung und durch. Die Piste führt nun unmittelbar am Abhang zur Sebka entlang. Mehr als 70 Meter tief geht es fast senkrecht hinunter. Immer wieder bieten sich herrliche Ausblicke auf Dörfer mit grünen Oasengärten, auf verfallene rotleuchtende Ksare und weißschimmernde Marabute – Grabmale von Personen, die als heilig verehrt werden. Eigentlich dürfte es im Islam gar keine Heiligen geben, da der Qur'an dies untersagt. Aber trotzdem sind Marabute, gerade in Wüstengegenden, immer wieder anzutreffen. Dahinter leuchten die orangefarbenen Sanddünen in der untergehenden Sonne. Direkt am Steilabhang schlagen wir unser Nachtlager auf. Fast schon mit Bilderbuchromantik: Lagerfeuer, klarer Sternenhimmel und Vollmond.

Am nächsten Morgen ist die Piste zunächst kein Problem. Doch plötzlich stehen wir vor einer riesigen Sandverwehung – Durchfahren ist absolut unmöglich. Zu Fuß entdecken wir eine Abzweigung, von der man im großen Bogen die unpassierbare Stelle umfahren kann. Nach einem kurzen Stopp an einem Aussichtspunkt haben wir die Abfahrt ins Tal erreicht. Sie ist das schwierigste Stück der ganzen Rundfahrt: lange Sandfelder und eine tiefe Fahrspur mit dicken Steinen machen uns zu schaffen. Doch nachdem wir die Spur gleichmäßig mit Steinen präpariert haben, klappt es ganz gut. Ohne Gefälle wäre allerdings schon längst Schluß gewesen. Als es nach der Abfahrt wieder bergan geht, haben wir für den tiefen Boden nicht

genug Schwung. Zum ersten Mal auf der Rundfahrt stecken wir fest. Aber auch der Kadett hat sich eingebuddelt. Jetzt heißt es: allen Sand wegschaufeln, Sandbleche drunter und anfahren. Nach fünf Metern wieder dasselbe Spiel, und wieder fünf Meter. Doch jetzt ist die Steigung überwunden, und im dritten Anlauf schaffen wir es bis auf festen Untergrund. Die Rückfahrt durch die Sebka ist dagegen relativ unproblematisch. Ab und zu ein Sandloch, aber ohne weiteres Steckenbleiben erreichen wir Timimoun.

Dort bleiben wir noch zwei Nächte und verbringen unsere Zeit auf dem Campingplatz, im Café, im Ksar oder auf dem Markt. Die Auswahl an Obst und Gemüse läßt keine Wünsche offen. Die Versorgungslage ist längst nicht so schlecht, wie wir befürchtet hatten. Die Dinge zum täglichen Leben sind überall und reichlich erhältlich, noch dazu zu günstigen Preisen. Nach ausländischen Waren herrscht jedoch eine wesentlich größere Nachfrage, als die wenigen Importe decken können. Durch das geringere Angebot an Importwaren könnte man im ersten Moment denken, Algerien wäre ärmer als Marokko. Doch das Gegenteil ist der Fall, das statistische Bruttosozialprodukt pro Einwohner ist viermal so hoch wie in Marokko. Hauptsächlich liegt dies an den Erdöl- und Erdgaseinkünften. Sie machen etwa 90 Prozent der Exporteinnahmen aus. Daher ist Algerien auch von den Energiepreiseinbrüchen besonders stark betroffen.

Freitag, 13.11.92

360 Kilometer sind es bis El Golea, der nächsten größeren Oase. Die Straße ist auch hier gut ausgebaut und wenig befahren. Nur ein Stück von fast 50 Kilometern Länge bringt uns fast zum Verzweifeln. Es reiht sich ein tiefes Schlagloch ans andere. Erst als wir die „Transsaharienne“, die Straße, die von Algier nach Tamanrasset führt, erreichen, wird der Zustand wieder besser. Als wir nach El Golea hineinfahren, werden wir und unsere gesamte Einrichtung gehörig durcheinandergeschüttelt. Wir haben einen „Ralentisseur“, eine Welle in der Straße, die die Autos zum Langsamfahren zwingen soll, übersehen. Diese bis zu 20 Zentimeter hohen „Geschwindigkeitsbrecher“ finden sich an fast allen algerischen Ortseinfahrten. Der Ort kann uns trotz des schönen Ksars nicht sonderlich begeistern, daher fahren wir schon am Nachmittag weiter. Jedoch nicht ohne zuvor unseren Wasservorrat aufzufüllen, denn El Golea hat das beste Wasser der ganzen algerischen Sahara. Man kann hier auch Mineralwasser in Plastikflaschen kaufen; das wäre allerdings Unsinn, denn es ist dasselbe wie in der Leitung.

El Golea war ein wichtiger Vorposten der Franzosen, als diese versuchten, die Oberhoheit über die Zentralsahara zu erlangen. 1864 begannen sie, ein Fort zu bauen. Von hier aus wagte man den Vorstoß Richtung Süden. Doch der endete als Desaster: Die Tuareg erfuhren von dieser Aktion und lockten die fast hundert Soldaten in einen Hinterhalt. Nur sechs von ihnen überlebten. Für die nächste Zeit traute sich kein Europäer über El Golea hinaus. Erst kurz nach der Jahrhundertwende brachten die Franzosen den Süden unter ihre Kontrolle. Gegen die schwer bewaffneten Soldaten hatten die Tuareg mit ihren Schwertern und Lanzen letztlich keine Chance. Im Norden hatten die Franzosen zuvor ähnliche Probleme. 1830 nahmen sie Algier ein. Damit war der erste Schritt auf dem Wege zur Kolonisation Nordafrikas getan. Zu dieser Zeit, die Industrialisierung befand sich in Europa auf dem Vormarsch, war es profitabel, sich fremde Länder einzuverleiben. Vorrangiges Ziel war es, Bodenschätze und Rohstoffe zu sichern. In Algerien war dies zugleich das Ende der osmanischen Herrschaft, was auch von Arabern und Berbern gern gesehen wurde. Doch die weitere Eroberung klappte keineswegs reibungslos. Vor allem die Kabylern, ein berberisches Bergvolk im Hinterland von Algier, widersetzten sich der Besatzungsmacht. Dort kam es in den nächsten 20 Jahren zu zahlreichen verlustreichen Kämpfen. Berber und Araber führten einen Partisanenkrieg, die Franzosen rächten sich an der Zivilbevölkerung. Als der Norden des Landes 1848 fest in französischer Hand war, glichen weite Landstriche einem Trümmerfeld.

Die Franzosen machten Algerien jedoch nicht zur Kolonie, wie das bei vielen anderen Ländern zu dieser Zeit üblich war. Sie erklärten es zu einem Teil des Mutterlandes, bauten eine

französische Verwaltung auf und unterteilten es in Departements. Algerische Bauern wurden enteignet und vertrieben, wodurch es immer wieder zu Aufständen kam. Französische Großgrundbesitzer sollten Algerien zu einem Exportland für Agrarprodukte machen. Französisch wurde zur Staatssprache, Arabischunterricht und arabische Zeitungen wurden verboten. Franzosen und Araber lebten in zwei getrennten Welten, nur langsam konnten sich auch Algerier Zugang zur Bildung verschaffen. Am Ende der Kolonialzeit waren daher 90 Prozent der Algerier Analphabeten. Der Großteil sprach zwar etwas Französisch, konnte aber weder dies, noch Arabisch schreiben oder lesen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hofften auch die Algerier, die Unabhängigkeit zu erlangen. Es kam in der nordalgerischen Stadt Setif zu einer Massendemonstration gegen die Kolonialherren. Das Militär griff hart durch, 45 000 Menschen kamen ums Leben. Es bildeten sich Widerstandsgruppen, die sich zur FLN (Front de Libération Nationale) zusammenschlossen. Während die Nachbarländer Marokko und Tunesien ohne größere Probleme eigenständig wurden, begann in Algerien im November 1954 ein blutiger Krieg, der über sieben Jahre andauern sollte. Der Beginn dieses Krieges am 1. November wird noch heute als Nationalfeiertag gefeiert. Zahlreiche große Plätze in den Städten sind nach diesem Tag benannt.

Der Krieg wurde äußerst erbittert geführt, denn die Franzosen wollten die großen Erdölvorkommen nicht verlieren, die sie gerade entdeckt hatten. Die FLN erhielt vor allem von den verarmten algerischen Bauern Unterstützung. In der Schlußphase des Krieges kam es zu Terroranschlägen und Massakern. 1962 endete er mit der Unabhängigkeit Algeriens.

Der Neubeginn war äußerst schwierig für das zerstörte Algerien, denn die meisten der mehr als eine Million Franzosen verließen das Land. Damit gingen fast alle, die eine gute Ausbildung hatten. Die gesamte Verwaltung war praktisch lahmgelegt. Die FLN übernahm nach einer Wahl die Macht und veränderte vieles nach sozialistischem Vorbild. Sie führte eine überzogene zentralistische Administration ein, deren Effektivität sich jedoch in Grenzen hielt. Bei einer Agrarreform enteignete man die französischen Grundbesitzer. Die algerischen Großgrundbesitzer, die ihr Land zum Teil erst nach dem Krieg zu Schleuderpreisen erworben hatten, konnten es jedoch behalten.

Verheerend wirkte sich der Streit um die Sprache aus. Französisch, die Sprache der verhaßten Besatzungsmacht, hätte man am liebsten verboten. Aber die Stellung des Französischen in Kultur, Bildung und Wirtschaft war zu übermächtig für diesen Schritt. So mußte man sie notgedrungen beibehalten. Noch heute sprechen die Menschen in Algerien besser Französisch als in den Maghreb-Nachbarländern. Nach 130 Jahren französischer Fremdherrschaft und Unterdrückung der eigenen Kultur findet Algerien nur langsam zur eigenen Identität zurück. Die Rückbesinnung auf eigene Werte, Kultur, Geschichte und Sprache, ohne dabei jedoch die Kolonialzeit vorbehaltlos zu verdammen, ist eine schwierige Gratwanderung. Das Erstarren der FIS zeugt von diesen innenpolitischen Schwierigkeiten. Ihre Anhänger fordern eine Abkehr von allem Westlichen, von allem was nicht den Regeln des Qur'an entspricht. Eine gefährliche, aber aufgrund der Geschichte nicht ganz unverständliche Entwicklung.

Hinter El Golea bestimmen mächtige Zeugenberge das Panorama. Sie sind die Reste früherer Gesteinsschichten, die durch die Erosion abgetragen wurden. In ihren Abhängen findet man im Kalkgestein immer wieder Abdrücke und Einschlüsse von Muscheln, Schnecken und anderem Meeresgetier. Sie sind der sichtbare Beweis für die riesigen Meere, die sich hier vor Jahrtausenden befunden haben.

Da wir die 260 Kilometer bis Ghardeia heute sowieso nicht mehr schaffen, halten wir in Hassi Touiel, etwa 100 Kilometer davor. Wir wollen sehen, was vom Hinweis im Reiseführer „kleiner Ort mit Campingmöglichkeit und Schwimmbecken an einer 31 Grad warmen Quelle“ zu halten ist. Wir finden den Campingplatz nur nach einigem Suchen, ein Hinweisschild existiert schon lange nicht mehr. Dementsprechend ungepflegt ist der Platz, was jedoch durch den Swimming-Pool mehr als wettgemacht wird. Auch hier handelt es sich um artesisches Grundwasser, das

herrlich klar und warm ist. Wir sind immer wieder überrascht, daß es in der Sahara so viele und schöne Bademöglichkeiten gibt, noch dazu mit solch guter Wasserqualität.

Sonntag, 15.11.92

Ghardeia gefällt uns auf Anhieb gut. Zusammen mit den umliegenden Städten Beni Isguen, Melika, Bou Noura und El Ateuf bildet sie eine „Pentapolis“, eine Fünf-Städte-Gemeinschaft. Alle Siedlungen sind pyramidenförmig auf felsigen Hügeln am Rand des Wadis M'Zab errichtet. Sie haben zusammen über 150 000 Einwohner.

Hier leben die berberischen „Mozabiten“, eine besonders strenggläubige islamische Sekte. Sie zählen sich zur Glaubensgemeinschaft der „Ibaditen“, einer kleinen orthodoxen Gruppe, die sich von den Schiiten abgespalten hat. Im Jahre 758 gründeten sie sogar einen eigenen Staat.

Allerdings wurden sie immer wieder verfolgt und vertrieben, da die übrigen Muslime die ibaditische Glaubensrichtung als Abweichung vom wahren Glauben ansehen. Die Mozabiten flohen in das unwirtliche Tal des M'Zab. Dort gründeten sie 1048 Ghardeia, heute der Hauptort der Pentapolis. Ihre Maximen sind Askese, Arbeit und religiöse Frömmigkeit. Eitelkeiten, Prunksucht, Luxus und Faulheit gelten als verwerflich. Das spiegelt sich auch in der Kleidung der Mozabiten wieder: schlichte, meist graue Gewänder bei den Männern, die Frauen im allesverhüllenden „Haik“, der nur ein Auge freiläßt. Wir fragen uns immer wieder, wie sie sich überhaupt durch die belebten Gassen bewegen können, ohne alles anzurempeln.

Die Frauen leben hier nach besonders strengen Regeln meist in der Abgeschiedenheit des Hauses. Dies steht im Gegensatz zu den Freiheiten der Frauen anderer Saharavölker. Aber völlig falsch ist es, daraus auf einen niedrigen Status der Mozabitin zu schließen. Hält sie sich an die strengen religiösen und moralischen Anforderungen, genießt sie, wie die Frauen anderer Berberkulturen, eine hohe gesellschaftliche Stellung und viel Ansehen.

Die typische Sozialstruktur aller Berber besteht auch bei den Mozabiten. Eine Großfamilie, in der die Männer gleicher Abstammung sind, bildet einen sogenannten Clan. Mehrere Clans bilden einen Stamm. Ghardeia besteht aus zwei Stämmen, Beni Isguen aus drei. Im Gegensatz zu anderen Berbergesellschaften dürfen Mozabiten allerdings nur untereinander heiraten.

In den einst trockenen Tälern des Wadi M'Zab legten die Bewohner ausgedehnte Palmengärten an, die aus bis zu 60 Meter tiefen Brunnen bewässert werden. Früher zog ein Esel oder Kamel das Wasser über eine Seilwinde herauf. Heute erledigen dies immer öfter Dieselpumpen. Dabei besteht jedoch die Gefahr, daß zuviel Wasser gefördert wird. Dadurch sinkt der Grundwasserspiegel im Laufe der Zeit und die Brunnen vertrocknen.

Neben geschickten Oasenbauern sind die Männer des M'Zab auch als geschäftstüchtige Händler bekannt: Der „Souq“ (Markt) ist der belebteste, den wir bisher auf unserer Oasenrundfahrt gesehen haben. Durch kleine Gassen, die vollgestopft sind mit Läden aller Art, erreicht man den zentralen Marktplatz. In den Häusern am Rand des Platzes sind Teppich- und Souvenirläden zu finden, in der Mitte bieten die Händler dagegen Waren für den täglichen Bedarf an; von Obst, Gemüse, Datteln in allen Qualitäten und Gewürzen bis hin zu Kleidung und diversem Kleinkram: Sicherheitsnadeln, Vorhängeschlösser, Batterien, Wäscheleinen, Babyschnuller, Musikcassetten, Zigaretten, Marlboro-Plastiktüten, Knöpfe, getrocknete Blüten, die als Zahnstocher dienen; außerdem Shechs in allen Farben. Diese mindestens drei Meter langen Baumwollschals schlingen sich die algerischen Männer zum Schutz vor Sand und Hitze kunstvoll um Kopf und Gesicht.

Stöbern und Begutachten machen hier richtig Spaß: Nie werden wir zum Kauf gedrängt, nie schwatzt man uns etwas auf. Die algerische Verkaufsstrategie ist eher zurückhaltend. Sie unterscheidet sich angenehm von der Art der Marokkaner, die hartnäckig versuchen, Dinge an den Mann oder die Frau zu bringen. Das Warenangebot läßt kaum Wünsche offen. In einem Autoladen entdecken wir sogar eine seit langem gesuchte Anti-Blend-Folie mit arabischer Schrift für unsere Windschutzscheibe. Ab sofort sind wir „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes“ unterwegs. Mit dieser Zeile („Bismillah ar-rahman ar-rahim“) beginnt jede Qur'ansure,

außer der neunten. Uns gefällt nicht nur die kalligraphische Schrift gut, wir erhoffen uns von ihr auch einen gewissen „Besänftigungseffekt“ auf Fundamentalisten.

Vom Marktplatz zieht sich die Altstadt den Hang hinauf, auf dessen höchstem Punkt das Minarett der Moschee gegen den Himmel ragt. Auffällig ist, daß die pastellfarbenen Häuser kaum Fenster haben, ein Zeichen dafür, wie wichtig hier die Privatsphäre ist. Große Schilder erinnern Touristen an das, was eigentlich selbstverständlich sein sollte: die Traditionen und Gebräuche der Einheimischen zu achten. Kurze Hosen oder Röcke sind ebenso ungen gesehen wie lange offene Haare oder das Fotografieren von Menschen, zumindest solange diese nicht ihr ausdrückliches Einverständnis gegeben haben. Trotzdem kommen wir uns hier nicht so sehr als Eindringlinge vor wie in manch kleinem Dorf. Die relativ vielen Besucher haben zu einer gewissen Offenheit geführt. Mit der Reglementierung will man erreichen, daß hiesige Sitten gewahrt bleiben.

Am Abend gehen wir ins Kino. Für 1,50 Mark eine willkommene Abwechslung im ansonsten nicht gerade üppigen Nachtleben. Erstaunlicherweise läuft ein Konzertfilm der Rolling Stones. Als wir hereinkommen, dreht sich jeder – aber auch wirklich jeder – nach uns um. Kein Wunder, Kirstin ist die einzige Frau hier. Der Großteil des Publikums sind junge Männer, viele mit Mozabiten-Käppi oder mit der typischen weiten Pluderhose. Auf der Leinwand hüpfert Mick Jagger herum. In enger Stretchhose turnt er über die Bühne und zeigt, was er an Hüften, Hintern und Männlichkeit zu bieten hat. Ein Kontrast zu den Zuschauern, wie er größer wohl kaum sein könnte. Inmitten dieser streng islamischen Oase ein Film der Stones, die ein Paradebeispiel für freizügige, westliche Lebensart sind. Wir können es kaum fassen.

Anfangs ist es ganz ruhig im Kino. Nach einer Weile beginnen einige Fans mitzusingen, anscheinend sprechen sie aber kein Englisch. Jedenfalls ist es mehr Gegröle als Gesang. So ähnlich müßte es dann wohl auch klingen, wenn wir versuchen würden, auf Arabisch mitzusingen. Mit der Zeit kommt immer mehr Unruhe auf, und in einer Pause zwischen zwei Songs verläßt eine ganze Gruppe den Saal. Das wiederholt sich ab sofort bei jedem neuen Lied. Die Reihen, die zuerst noch gut gefüllt waren, werden merklich leerer. Ob es an dem für islamische Verhältnisse skandalösen Film liegt oder an der ständigen Unruhe oder ganz einfach nur an der miserablen Tonqualität – wir wissen es nicht. Trotzdem würden wir gerne erfahren, was hier so manch einer beim Anblick von Sexsymbol Jagger oder dessen kreischenden weiblichen Fans in knappen T-Shirts gedacht hat.

Die „Heilige Stadt“ der Mozabiten Beni Isguen, die nur vier Kilometer von Ghardeia entfernt ist, konnte man früher gar nicht besichtigen und auch heute nur in Begleitung eines Führers. Aufgrund ihrer ständigen Verfolgung in früheren Zeiten sind die Mozabiten mißtrauisch gegenüber Fremden. Nachts müssen alle Besucher Beni Isguen verlassen. Wir werden sofort nach Durchschreiten des Stadttors von Mitarbeitern des Tourist-Office angesprochen. Entgegen unserer sonstigen Praxis treten wir diesmal also eine Stadtbesichtigung mit Guide an. Er vermittelt nicht nur Informationen zum Ort, sondern achtet auch darauf, daß die Besucher den vorgegebenen Weg nicht verlassen. Auf eigene Faust loszuziehen und bis in den letzten Winkel vorzudringen, ist nicht erwünscht. Eine Regelung, die wir durchaus verstehen und akzeptieren.

Der Besucherrundgang führt hinauf zu einem alten Wachturm, den wir besteigen können. Wir haben einen herrlichen Ausblick über Beni Isguen, Ghardeia und das ganze Tal des M'Zab. Endpunkt der Tour ist der Marktplatz. Hier läßt uns der Führer allein, denn in diesem kleinen Bereich haben Fremde auch ohne Führer Zutritt. Der Platz ist die eigentliche Hauptsehenswürdigkeit Beni Isguens. Da es in der Stadt weder Cafés noch Restaurants gibt, spielt sich hier das gesamte gesellschaftliche Leben ab. Am späten Nachmittag treffen sich die Männer des Ortes und lassen sich rings um den Marktplatz nieder. Man(n) tauscht Neuigkeiten aus oder beobachtet einfach das Spektakel in der Platzmitte. Ganz ähnlich wie in Essaouira bieten die Verkäufer ihre Waren an, indem sie damit umhergehen und jedem das gute Stück zeigen und den Preis laut ausrufen. Das Ganze findet jedoch in einer sehr angenehmen,

ruhigen Atmosphäre statt. Frauen sind mal wieder kaum zu sehen. Selbst Einkaufen ist Männersache.

Das Prinzip des „gelenkten Tourismus“ in Beni Isguen gefällt uns recht gut: Die Besucher bekommen die Möglichkeit den Ort und den Markt zu sehen, werden aber in ihre Schranken verwiesen. Die Bewohner können so ihre Privatsphäre wahren und erhalten nicht das Gefühl, „Ausstellungsstücke“ zu sein. Sie können dadurch besser mit den Besucherströmen umgehen, was für die Besucher wiederum den Vorteil hat, daß sie „normaler“ behandelt werden. Wir haben jedenfalls nicht das Gefühl, unerwünscht zu sein.

An unserem letzten Abend in Ghardeia wollen wir richtig gemütlich essen gehen. Das Lokal ist zwar etwas teurer als unser gewohntes Preisniveau, aber dafür ist die Auswahl erstaunlich groß. Drinnen erregt dann aber nicht so sehr das Essen unser Erstaunen, sondern das Publikum. Es ist ja schon überraschend, überhaupt einmal Frauen in einem Restaurant zu treffen, aber hier sind es auffallend viele, noch dazu ohne männliche Begleitung. Sie sind unverschleiert, noch nicht einmal mit Kopftuch, tragen dafür enge Jeans oder Minirock und sind geschminkt, wenn auch etwas arg grell. Zu ihnen gesellen sich einige Männer; die ganze Gruppe ist sichtlich gut gelaunt. Die Frage ist, wer hier wen mehr anstarrt: Wir sie, weil wir so etwas in Algerien noch nicht erlebt haben, oder sie uns, weil wir uns als Touristen hierher verirrt haben. Einen Moment vermuten wir, es könnte sich um Studenten handeln, die islamische Verhaltensregeln nicht so eng sehen. Aber in Ghardeia gibt es keine Uni. Außerdem zieht von Zeit zu Zeit mal ein Pärchen ab.

Beim Bezahlen kann sich Kirstin nicht die Frage verkneifen, ob dies denn „ein ganz normales Lokal“ ist. Der Kellner grinst verschmitzt – ist es natürlich nicht. Mit einem Algerier, der am Tresen steht, kommen wir ins Gespräch. Er sei nur zufällig hier, sein Bruder sei Kellner. Als er merkt, daß wir daran interessiert sind mehr zu erfahren, lädt er uns in ein Teehaus ein, um uns „weitere Fragen zu beantworten“.

Wir sind tatsächlich in einen Puff geraten. Kein richtiger natürlich, mehr so eine Art Kontaktbörse. Mohammed, unsere Bekanntschaft aus diesem Etablissement, meint, es seien keine richtigen Prostituierten, aber ganz umsonst gäbe es natürlich nichts. Das Lokal, das bis 1989 ein Restaurant der gehobenen Klasse war, ist heute ein Ort, an dem junge Männer und Frauen überhaupt mal Kontakt zueinander aufnehmen können. Die strenge Trennung der Geschlechter in der islamischen Gesellschaft verhindert dies normalerweise. Da sich so niemals „normale“ zwischengeschlechtliche Umgangsformen entwickeln können, sind viele Männer unsicher in der Kontaktaufnahme zu Frauen. Das erklärt auch die manchmal etwas plumpe Anmache von Touristinnen. Denn diese bieten oft die einzige Gelegenheit, das Flirten zu „üben“. Bei einem Tee erzählt Mohammed, wie sehr die Männer- und Frauenwelt in dieser Gesellschaft getrennt sind, und daß jede Person wiederum verschiedene Persönlichkeiten besitzt. Ein Mann verhält sich zum Beispiel zu Hause ganz anders als auf der Arbeit oder im Café. „Sur la rue moustache, mais à la maison – non!“ Auf gut deutsch: Auf der Straße hat der Mann das Sagen, zu Hause muß er kuschen. Gleichzeitig heißt dies aber auch, daß er in der Öffentlichkeit die von ihm erwartete Männerrolle stets zu erfüllen hat, ob er nun Lust dazu hat oder nicht.

Doch Mohammed ist überzeugt, daß sich dies alles ändern werde und eine Liberalisierung des Gesellschaftssystems unvermeidlich sei. In Anbetracht der starken Position der „Frères Muselman“, der fundamentalistischen FIS, äußern wir Zweifel. Aber er antwortet, daß die FIS gar keinen so großen Rückhalt im Volk hat und langfristig sowieso keine Chance besitzt, weil ihre Anhänger von Polizei und Militär verfolgt werden. Er bezeichnet die Bluttaten der FIS sogar als eine Schande für den Islam und sagt, die Mehrheit der Bevölkerung würde so denken. Wir wollen wissen, welche Stellung die FIS im konservativen Ghardeia besitzt. Doch Mohammed lacht nur: Ghardeia sei so streng islamisch, daß die FIS hier einfach überflüssig sei und daher nur wenige Anhänger besitze. Wir hatten eher das Gegenteil vermutet, doch seine Argumentation erscheint einleuchtend.

Zuletzt kommen wir noch auf die Stellung der Frau zu sprechen, immer wieder ein heikles und keineswegs eindeutig klares Thema in islamischen Ländern. Das im Westen weitverbreitete Vorurteil, Frauen seien im Islam ständig unterdrückt und ohne Rechte, ist nicht ganz zutreffend. Im öffentlichen Leben haben die Frauen einen schlechten Stand, im familiären Bereich dagegen sieht das ganz anders aus. Die Rollen sind eindeutiger verteilt, man wird hineingeboren in dieses System. Viele halten es für biologisch bedingt und deshalb für ihr Schicksal. Aber längst nicht alle Frauen sind mit dieser Situation unzufrieden, auch wenn der Ruf nach Gleichberechtigung immer lauter wird. Von der männerdominierten Gesellschaft wird das immer wieder mit dem Hinweis auf den Qur'an abgelehnt, in dem die Rollen angeblich so festgelegt sind (Sure vier, Vers 34: „Die Männer stehen über den Frauen, weil Allah sie ausgezeichnet hat...“).

Allerdings wird der Qur'an nicht überall so streng ausgelegt: In einigen Ländern, so in Tunesien und der Türkei, haben Frauen und Männer zumindest vor dem Gesetz annähernd gleiche Rechte (z.B. Recht auf Ehescheidung, Wahlrecht, Scheidungs- oder Erbrecht). Auch in vielen Berberstämmen hat die Frau eine starke Position. Bei den Tuareg können sich die Frauen jederzeit und ohne Probleme scheiden lassen. Sie behalten einen Großteil des von ihrer Mutter geerbten Hausrates, der Mann erhält nur das Lebensnotwendigste. Wenn sie erneut heiraten, können sie sich ihren Ehemann frei wählen. Die Schichtzugehörigkeit der Kinder richtet sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater.

Mohammed meint, daß es Frauen in islamischen Gesellschaften sogar besser als ihre Geschlechtsgenossinnen in westlichen Ländern hätten. Die einzige Aufgabe der muslimischen Frau sei die Familie und der Haushalt, ansonsten brauche (oder vielmehr darf) sie sich um nichts kümmern. Die materielle Versorgung sei Pflicht des Mannes. Frauen in westlichen Ländern dagegen hätten neben Familie und Haushalt häufig noch einen Beruf zu bewältigen, sie machten sich so zu Sklaven der Männer. Sicherlich hat er damit nicht ganz unrecht, aber die gesellschaftliche Trennung der Geschlechterwelten damit zu verteidigen, ist doch zu einfach. Allerdings ist Mohammeds Schlußfolgerung aus dem Ganzen, daß dieses System eigentlich für Frauen und Männer mehr Nach- als Vorteile bringt, und es sich daher ändern werde. Wir fürchten dagegen, daß nicht alle Männer hier so denken. Die zunehmende Rückbesinnung auf traditionell islamische Lebensweisen läßt uns eher das Gegenteil vermuten.

Donnerstag, 19.11.92

Wir verlassen Ghardeia in Richtung Osten. Unser Ziel für heute ist El Oued, ungefähr 400 Kilometer entfernt. Eine Entfernung, die sich inzwischen als gut zu bewältigende Tagestour herausgestellt hat.

Die letzten 100 Kilometer vor El Oued geht die Straße mitten durch die Dünen des „Grand Erg Oriental“, des großen östlichen Sanddünengebietes. Rechts und links der Straße nichts als Sand, oft genug auch auf der Fahrbahn. Dann wird diese Hauptdurchgangsstrecke eben zur Einbahnstraße. Räumfahrzeuge und jede Menge schaufelnder Algerier sind unterwegs. Wir kommen uns fast vor wie bei uns im Winter: Schneepflüge und Sand, der so hell ist, daß man ihn für Schnee halten könnte. Auch das Fahrverhalten auf Sand ist ähnlich wie auf Schnee. Viel hatten wir über dieses Stück Straße gelesen, hatten hohe Erwartungen und uns einen Schlafplatz inmitten der Dünen gewünscht. Aber nun wird nichts daraus. Zwar ist die Fahrt durch das Sandmeer durchaus eindrucksvoll, auch wenn die Dünen längst nicht so hoch wie im Westlichen Erg sind. Aber die Schlafplatzsuche müssen wir ergebnislos abbrechen. Direkt neben der Straße ist der Untergrund schon so weich, daß wir ihn mit dem schweren Bulli unmöglich befahren können. Außerdem ist dieses Gebiet sehr dicht besiedelt. Es läßt sich kein ungestörter Platz finden.

Das Gebiet hier um El Oued nennt sich „Souf“. Auf den ersten Blick erscheint die Bezeichnung paradox, da sie in der Berbersprache „Fluß“ bedeutet, genau wie die arabische Bezeichnung der Hauptoase „El Oued“. Doch gemeint ist hier einer der vielen saharischen Grundwasserströme, dem der Souf seinen Oasencharakter verdankt.

Immer wieder fahren wir an kleinen Siedlungen mit Palmengärten mitten im Sand vorbei. Seltsamerweise sieht man von weitem nur die Köpfe der Palmen aus dem Sand ragen. Denn hier bedient man sich einer eigenen Methode, die Palmen mit Wasser zu versorgen: Nicht das Wasser wird zu den Palmen gebracht, sondern umgekehrt. Das geht so gut, weil der Grundwasserspiegel hier ungewöhnlich dicht unter der Oberfläche liegt. Die Dattelpalmen werden in tief ausgehobene Trichter gepflanzt, so daß die Wurzeln das Grundwasser erreichen können. Die Souf-Landschaft bietet einen faszinierenden Anblick: Jeder dieser Trichter ist eine kleine Bilderbuchoase für sich. In ihr steckt die Arbeit von Generationen. Das Freihalten der Trichter von Sand ist eine endlose, mühselige Arbeit, da der Wind immer wieder neuen Sand hereinweht. Außerdem sinkt der Grundwasserspiegel im Laufe der Zeit, so daß die Krater immer tiefer ausgehoben werden müssen.

In diesen Trichtern kann man besonders viele Sandrosen finden. Diese skurrilen Gebilde bestehen aus siliciumhaltigem Gips, der durch Bodenfeuchtigkeit nach Jahren zu fantastischen, rosenähnlichen Formen auskristallisiert.

El Oued wird auch die „Stadt der tausend Kuppeln“ genannt. Der Anblick des Stadtpanoramas ist beeindruckend. Endlos reihen sich Kuppeln aneinander, es müssen weit mehr als tausend sein. Praktisch jedes Hausdach besteht aus einer oder meist sogar mehreren Kuppeln. Selbst das kleine Häuschen für den Kassierer an der Tankstelle hat eine solche. Die Kuppeln schützen vor der Hitze und sollen ein schnelleres Auskühlen am Abend ermöglichen, denn El Oued befindet sich in einem der heißesten Gebiete der algerischen Sahara.

Heute ist Markt, das wollen wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Das Gedränge und Geschiebe ist gewaltig, der gesamte Souf muß hier zusammengekommen sein. Das heißt, die männliche Bevölkerung des Soufs: keine Frau ist weit und breit zu sehen. Das Angebot ist riesig, schon die Gemüseabteilung ist größer als die meisten anderen Märkte insgesamt. Dazu kommt noch ein großes Gebiet mit Kleidern, Haushaltsgegenständen und sonstigem Kleinkram, wie üblich schön sortiert. Jeder Einkäufer ist vollgepackt, bis er nichts mehr schleppen kann. Denn für die aus den umliegenden Dörfern angereisten Männer muß sich die Einkaufstour lohnen.

Von El Oued ist es nur ein Katzensprung nach Südtunesien, aber wir müssen wegen unserer Pässe sowieso nach Tunis im Norden, daher fahren wir weiter nach Nordalgerien. Dort sind die Schluchten des Aurès und Constantine unsere nächsten Ziele.

Am Nachmittag brechen wir auf, um bis Sonnenuntergang noch den Anfang der Schlucht zu erreichen. Die Sanddünen der algerischen Sahara liegen endgültig hinter uns. Wir kommen in gebirgigere Gegenden, und auch das Klima und die Vegetation ändern sich. Der Einfluß des nahen Mittelmeeres macht sich wieder bemerkbar. Das Aurès-Massiv ist ein Ausläufer des Atlas-Gebirges, das sich noch bis zum Tell-Atlas in Nordtunesien fortsetzt. Wir durchfahren eine Landschaft mit tiefen, ausgewaschenen Canyons in allen Farben von Bläßbraun bis Dunkelrot. Anfangs befinden sich noch einige Palmen und Gärten im Tal, später wird es immer karger und schroffer, die Besiedlung immer dünner. Über eine kleine Piste finden wir sogar einen traumhaft schönen und ruhigen Schlafplatz inmitten dieser bizarren Landschaft.

Tags drauf fahren wir die Schlucht weiter hoch. Der absolute Höhepunkt ist der Ort Roufi. Tief unterhalb der Straße hat der Fluß einen langen geschlängelten Canyon ausgewaschen. Am Ufer liegt der alte Ort Roufi, heute allerdings fast vollständig verlassen. Die Ortschaft „klebt“ förmlich am Hang, einen Weg hinunter können wir nicht entdecken. Das ganze s-förmige Tal ist mit Dattelpalmen bewachsen. Es gibt einige schöne Plätze, von denen man den Canyon gut überblicken kann. Aber auch bei den Einheimischen sind diese Plätze bestens bekannt: Kaum wird unser Bulli gesichtet, machen sich auch schon die ersten Souvenirverkäufer auf den Weg zu uns. Das Mofa voller Teppiche kommt der erste angetuckert. Kaufen? Tauschen? Geld tauschen? Immer das gleiche Spiel, aber meistens eher nett als nervig. Bei einem der Verkäufer

tauschen wir einen Kuli und ein Feuerzeug gegen „two petit Steine“, wie der Mann mit seinen vielseitig-gebrochenen Fremdsprachenkenntnissen die hübschen Mineralien nennt. Der restliche Weg bis Constantine kommt uns richtig ungewohnt vor: grünes Ackerland und große Städte, fast wie zu Hause. Sogar Ampeln gibt es wieder – nach über 2 000 Wüstenkilometern sehr gewöhnungsbedürftig.

Samstag, 21.11.92

Constantine mit seinen 600 000 Einwohnern schockt uns zunächst etwas. Endlose Autoschlangen und Menschenmassen, allgemeines Chaos. Das Zentrum ist zwar leicht zu finden, aber ein Parkplatz? – Fehlanzeige. Und wo schlafen? Wir finden zwar ein nettes Hotel, doch wissen noch immer nicht wohin mit dem Auto. Es irgendwo am Straßenrand abzustellen, ist uns zu unsicher. Nach langem hin und her beschließen wir, mitten in der Stadt im Auto zu schlafen. Die Nacht ist sogar halbwegs ruhig.

Wir lassen den Wagen stehen, als wir morgens zum Stadtbummel aufbrechen. Immerhin ist es jetzt ein recht belebter Platz, da müßte er eigentlich sicher sein.

Constantine ist eine einzigartig gelegene Stadt. Von drei Seiten umgibt sie eine tiefe Schlucht. Nur von Südwesten gibt es einen natürlichen Zugang. Über den teilweise fast 200 Meter tiefen Abgrund des „Oued Rhumel“ sind fünf Brücken geschlagen worden, eine spektakulärer als die andere. Zum Teil sind sie freischwebend ohne Stützpfeiler. Die 1912 erbaute Hängebrücke „Sidi M'Cid“ ist die eindrucksvollste. Sie ist 168 Meter lang und schwebt 175 Meter hoch über dem Rhumel-Tal. Wir überqueren sie zu Fuß – nichts für Leute mit Höhenangst! Leider ist der Weg, der unten im Tal entlangführt, heute wegen Steinschlaggefahr gesperrt.

Wegen dieser besonderen Lage ist das Plateau, auf dem heute Constantine liegt, seit Jahrhunderten besiedelt. Schon vor der römischen Zeit nutzte man den Vorteil, daß eine Siedlung hier leicht zu verteidigen ist. Der römische Kaiser „Konstantin der Große“ ließ dann im vierten Jahrhundert n. Chr. die Stadt erbauen, die ihm noch heute den Namen verdankt. Die alte Kasbah am Rande der Altstadt wurde im Laufe der Zeit von den verschiedenen Besatzungsmächten genutzt. Römern, Byzantinern, Berbern, Arabern, Türken und Franzosen diente sie als Festung. Noch heute ist sie militärisches Sperrgebiet. Die Franzosen haben die Stadt nachhaltig verändert. Eine moderne Neustadt entstand, durch das Gassengewirr der Altstadt zog man gerade Straßen, die meisten alten Gebäude mußten Neubauten französischer Bauart weichen. In dieser Zeit hat Constantine sein orientalisches Flair verloren.

Uns begeistert nicht nur die Lage der Stadt, auch die Atmosphäre ist interessant. Der französische Einfluß ist nicht zu übersehen. Die Architektur und die Caféhäuser vermitteln das Gefühl, in Paris und nicht in Afrika zu sein. Croissants und Café au lait zum Frühstück verstärken diesen Eindruck. Die Frauen unterscheiden sich deutlich von ihren Geschlechtsgenossinnen im Süden. Kopftücher scheinen nur der älteren Generation vorbehalten zu sein, die jüngeren zeigen sich im westlichen Chic. Auch die traditionellen „Hammams“, die türkischen Bäder, wurden durch moderne „Duschhäuser“ abgelöst. In einer dieser öffentlichen „Douches“ widmen wir uns dem Thema Körperpflege.

Wir kehren zum Auto zurück. Von wegen sicherer Platz: Ein Autoknacker hat sein Glück an unserer Heckklappe versucht. Er hat unser zusätzlich angebrachtes Vorhängeschloß herausgebrochen. Doch am normalen Schloß ist er dann gescheitert. Langsam aber steigt Ärger in uns auf: Etliche Leute stehen in der Nähe des Bullis herum, einige Straßenhändler direkt daneben schon den ganzen Vormittag. Aber keiner will etwas mitbekommen haben. Wir können den Verdacht nicht loswerden, daß sie einfach nichts gesehen haben wollen.

Gleich am nächsten Morgen machen wir uns auf die Suche nach einer kleinen Werkstatt. Die Mechaniker sprechen zwar kaum Französisch, verstehen aber rasch, daß sie uns die Halterungen für unsere Zusatzschlösser anschweißen sollen. Für die nächste Stunde liegt der Betrieb in der Werkstatt brach: Zwei der Mechaniker schweißen, der Rest steht begutachtend

um uns herum. Die ganze Aktion kostet gerade mal vier Mark, und wir fühlen uns jetzt wesentlich sicherer.

In der letzten größeren Stadt vor der tunesischen Grenze wollen wir unsere letzten algerischen Dinare ausgeben. Doch an keiner der Tankstellen gibt es Diesel. Der Tankwagen soll irgendwann im Laufe des Tages eintrudeln. Insha'allah, fügen die Tankwarte hinzu. Es fällt uns gar nicht so leicht, alles in Lebensmitteln anzulegen. Direkt vor der Grenze gibt es wider Erwarten doch noch eine Tankstelle, doch jetzt haben wir keine Dinare mehr. Schade eigentlich, wo der Diesel hier mit umgerechnet 15 bis 20 Pfennigen so billig ist.

Die algerische Grenzstation ist unerwartet schön, fast wie eine Villa. Die Abfertigung wird ganz locker gesehen: ein kurzer Blick in das Auto und auf unsere Devisendeklaration, das war es schon. Unser Geld wird noch nicht mal nachgezählt – erstaunlich, nach dem Theater wegen möglichem Devisenschmuggel bei der Einreise.

Zwischen Tradition und Moderne – Tunesien

Auf tunesischer Seite dagegen geht die Abfertigung nicht ganz so glatt. Zwar sind die Einreisebedingungen sehr locker, dafür müssen wir aber eine Devisenerklärung anfertigen. Der Zöllner scheint das Formular zum ersten Mal auszufüllen, jedenfalls dauert es ewig. Er zählt alles genau nach, selbst unser Bündel mit einzelnen Dollarnoten, und verrechnet sich dabei etliche Male. Am Ende stimmt die Deklaration einigermaßen. Der Sinn des Ganzen ist allerdings fragwürdig, da es in Tunesien keinen Schwarzmarkt gibt, man überall Geld tauschen kann und bei der Ausreise keiner nach Belegen fragt.

Dann wird der offensichtlich gerade erst von der Schule kommende Zöllnernachwuchs ins Rennen geschickt. Er darf wohl zum ersten Mal ein Touristenauto durchsuchen. Da der Kampf mit der Deklaration noch nicht ganz beendet ist, geht Kirstin schon mal mit ihm vor. Kurz darauf ist sie der Verzweiflung nahe: Der Grenzer begutachtet einfach alles. Vor unserer weißen Schokolade aus Marokko steht er völlig fassungslos. Er will nicht so recht glauben, daß es wirklich Schokolade ist, bis er sie nach einigem Überreden schließlich skeptisch probiert. Auch Semmelknödel und Müsli sind schwer zu erklären. Wir ändern die Taktik: Von kommentarlosem Gewährenlassen steigen wir um auf Einmischen. Ab sofort sagen wir ihm bei jeder Kiste, dort sei sowieso nur Proviant oder Unterwäsche drin. Und siehe da: Er begnügt sich damit und traut sich nicht einmal, hineinzuschauen. Wenig später gibt er auf. Genug geübt, mal ein richtiger Zöllner zu sein... Doch der Höhepunkt kommt zum Schluß: Ganz aufgeregt ruft er mich auf die Rückseite des Wagens. Er zeigt mit fragendem Blick auf die seiner Meinung nach wohl überflüssige, verrostete Metallröhre unterhalb der Stoßstange. „Qu'est-ce que c'est?“ Einen Moment kapiere ich gar nicht, was er überhaupt meint. Dann dämmert es mir, aber das französische Wort für Auspuff fällt mir natürlich nicht ein. Also Babysprache: „Pour le moteur – pffft, pffft!“ Der Zöllner versteht es sogar, wird sichtlich verlegen und wünscht uns „Bonne route!“ Erst grinsend, dann laut lachend fahren wir los.

Inzwischen ist es schon fast dunkel. Trotzdem wollen wir noch ein Stück weiterfahren, um morgen vormittag in Tunis zu sein. An einem Stoppschild halten wir nicht an, da alles gut überschaubar und frei ist. Ein paar hundert Meter weiter rächt sich das – Polizeikontrolle. Zuerst glauben wir, es sei nur eine der üblichen Routinekontrollen, doch dann weigert sich der Polizist, mir meinen Führerschein zurückzugeben. Wir hätten das Schild nun mal überfahren, er könnte da auch nicht anders und wir müssen uns den Führerschein morgen wieder abholen. So geht das eine ganze Weile hin und her. Das Gespräch dreht sich um Tunesien, Deutschland, Tennis und alles mögliche – eigentlich ist es ganz witzig. Einen Moment denken wir, er habe es auf „Bakshish“, eine kleine finanzielle Zuwendung, abgesehen. Aber wir trauen uns nicht, ihm von uns aus etwas anzubieten. Denn so etwas kann auch nach hinten losgehen und als Bestechung ausgelegt werden. Schließlich hält er uns einen Vortrag über den Sinn von Verkehrsregeln und

gibt uns den Schein zurück. Wir seien ja Gäste in seinem Land und ich erinnere ihn außerdem an Stefan Edberg, den er wohl sehr verehrt.

Dienstag, 24.11.92

In Tunis ist die deutsche Botschaft unser erstes Ziel. In dieser Stadt sind die Hinweisschilder zwar eher verwirrend als hilfreich, aber mit einigem Nachfragen finden wir die „Sefara Almanyaa“. Man begrüßt uns sehr freundlich, alle sind sehr hilfsbereit – aber Post mit Pässen hat man nicht für uns. Dabei sind jetzt schon zwei Wochen vergangen, seit der Brief in Deutschland abgeschickt worden ist. Man macht uns auch nicht gerade Hoffnung – die tunesische Post sei doch manchmal äußerst langsam. Außerdem nimmt die Botschaft eigentlich gar keine Privatpost an, jedenfalls nicht ohne vorherige Rücksprache. Da hatte man uns beim Auswärtigen Amt in Bonn etwas ganz anderes erzählt. Aber zum Glück wird es nicht so eng gesehen, und bei offensichtlich wichtigen Dokumenten gehen sie nicht an den Absender zurück. Wir fürchten allerdings, daß die Gültigkeit der libyschen Visa abläuft, wenn sie noch eine Weile in irgendwelchen dunklen Postkanälen herumdümpeln. Aber auch da kann uns die Botschaft beruhigen: Jemand werde dann mit uns zur libyschen Vertretung gehen und das irgendwie regeln. Alles was wir jetzt tun können, ist, jeden Tag nachzufragen und uns eine schöne Zeit in Tunis zu machen.

Da wir uns noch Visa für Ägypten besorgen müssen, machen wir uns am Nachmittag auf die Suche nach der Botschaft. Sie ist umgezogen, allerdings auch unter der neuen Adresse nicht zu finden. Wir fragen mindestens zehn Passanten und Polizisten und erhalten zwölf verschiedene Antworten. Prinzip: Lieber in irgendeine Richtung zeigen, anstatt den Fragenden zu enttäuschen und zuzugeben, daß man die Antwort nicht weiß. Als wir nach fast zwei Stunden aufgeben wollen, finden wir sie doch noch. Natürlich hat sie inzwischen geschlossen. Der Pförtner tröstet uns auf morgen, drückt uns schon mal zwei Anträge in die Hand und meint, die Ausstellung würde dann 15 Tage dauern. Wir können es nicht fassen: 15 Tage!

Doch am nächsten Morgen klärt sich alles auf. Die Ausstellungsdauer von 15 Tagen gilt nur für Tunesier. Ausländer erhalten das Visum innerhalb von zwei Tagen. Schon morgen können wir es abholen.

Wir verbringen den Tag mit der Besichtigung der Stadt und dem Antesten der verführerischen Bäckereien und Imbißbuden. Die Nähe Italiens ist an den vielen Pizzerien deutlich zu spüren. Tunis unterscheidet sich gar nicht so sehr von einer europäischen Großstadt. Wir finden sogar einen bewachten Parkplatz und ein billiges nettes Hotel ganz in der Nähe der Altstadt, die wiederum gar nicht so europäisch wirkt. Wenn man darin die Haupt-Souvenir-Gänge verläßt, ist sie sogar ausgesprochen orientalisches.

Tunis hat eine lange Geschichte. Schon in der Zeit vor der arabischen Invasion war sie eine bedeutende Stadt und Sitz eines frühchristlichen Erzbischofs. Doch erst unter den Arabern erlebte Tunis einen richtigen Aufschwung. Es wurde Regierungssitz und eines der bedeutendsten Handelszentren Nordafrikas. 1534 wurde Tunis von den Türken erobert, deren Osmanisches Reich sich zu dieser Zeit bis nach Algerien ausdehnte. Abgesehen von kurzen Unterbrechungen behielten sie die Oberhoheit, bis sie 1881 von den Franzosen verdrängt wurden. Allerdings erhielt Tunesien „nur“ den Status eines französischen Protektorates, der türkische Sultan blieb noch bis zum endgültigen Aus des Osmanischen Reiches offizielles Staatsoberhaupt. In der nun folgenden Zeit entstand die „Ville Nouvelle“, die Neustadt. Sie ist heute das moderne Zentrum von Tunis. Hier befinden sich die großen Prachtstraßen, die meisten großen Läden und zahlreiche Cafés und Hotels.

Seit der Unabhängigkeit 1956 versucht man auch in Tunesien, zur alten arabischen Tradition zurückzukehren. Franzosen, Italiener und Juden mußten das Land verlassen. Allerdings erreichte man dies nicht mit Gewalt, sondern mit Verwaltungserlässen. Schulen und Verwaltungen wurden arabisiert: Wer die arabische Sprache nicht beherrschte, hatte in seinem

Beruf keine Chance mehr und wanderte aus. Den Juden wurde es immer schwerer gemacht, ihre Religion und Kultur zu pflegen.

Heute ist Tunesien das am stärksten westlich orientierte arabische Land. Präsident Habib Bourguiba, der von 1956 bis zu seiner Absetzung 1987 regierte, bediente sich eines geschickten Tricks, um den wirtschaftslähmenden Fastenmonat Ramadan zu umgehen: Da jeder, der am „Djihad“ teilnimmt, vom Fasten ausgenommen ist, rief er den Djihad gegen die Unterentwicklung aus. Somit ist ein normaler Ablauf des öffentlichen Lebens und der Wirtschaft im Monat Ramadan zumindest von offizieller Seite gewährleistet. Auch in puncto Emanzipation der Frauen ging Bourguiba einen für ein arabisches Land ungewöhnlichen Weg: Er setzte sich sowohl in seinen Reden, als auch in der Gesetzgebung für eine Gleichstellung der Frauen ein. Er rief den verschleierten Frauen zu: „Enlevez cet odieux chiffon“, „Nehmt eure häßlichen Fetzen herunter“. Der Frauenanteil an weiterführenden Schulen und an den Universitäten liegt in Tunesien deutlich höher als in anderen arabischen Ländern. Frauen müssen auch vor einem Standesbeamten die Einwilligung zur Heirat geben. Dies erschwert es den Vätern, sie gegen ihren Willen zu verheiraten. Polygamie ist verboten. Bourguiba begründet dies mit dem Argument, daß die vom Qur'an vorgeschriebene vollkommene Gleichbehandlung aller Ehefrauen im Grunde etwas Unmögliches sei. Das Scheidungsrecht wurde zugunsten der Frauen geändert. Seit 1965 ist es Frauen, die fünf oder mehr Kinder haben, erlaubt, eine Schwangerschaftsunterbrechung auch ohne Einwilligung des Ehemannes vornehmen zu lassen. So liberale Gesetze hat sonst kein anderes arabisches Land, sondern die meisten erlauben eine Abtreibung nur im Falle der Gesundheitsgefährdung der Mutter. Der Qur'an betrachtet jedes Lebewesen ab der Zeugung als Schöpfung Allahs (Sure 23, Verse 12-14 und Sure 56, Verse 57-59). Daher unterliegt jeder Mensch nur der Verfügungsgewalt Allahs als dessen Eigentum und Diener (Sure 19, Vers 93 und Sure 10, Vers 68).

Tunis ist nicht nur die Hauptstadt Tunesiens, sondern gibt dem ganzen Land den Namen: Auf arabisch heißt Tunesien einfach nur „Tunis“. In der arabischen Welt genießt die Stadt hohes Ansehen und war sogar einige Zeit Sitz der Arabischen Liga. Der Sitz wurde nach Kairo zurückverlegt, als die übrigen arabischen Staaten den ägyptischen Friedensvertrag mit Israel akzeptierten und wieder diplomatische Beziehungen aufnahmen.

Der nächste Tag kommt uns dann wie ein verfrühtes Weihnachten vor, an dem wir ganz besonders nett bedacht werden: Zuerst auf der deutschen Botschaft. Unser Brief ist angekommen und mit den Visa alles klar. Mit einem Augenzwinkern wünscht man uns „Viel Spaß in Libyen!“.

Nächste Station ist eine VW-Vertretung. Wir glauben, daß wir ein neues Schloß für die Heckklappe brauchen, da sich das alte seit dem Knack-Versuch von Constantine nicht mehr öffnen läßt. Aber man schickt uns zu einem Schlüsseldienst. Dieser leistet dann ganze Arbeit: Etwas Gewalt, und das Schloß funktioniert wieder einwandfrei. Das Innere des Schließzylinders ist unbeschädigt.

Das dritte „Weihnachtsgeschenk“ holen wir uns auf der ägyptischen Botschaft ab: Unsere Pässe mit Visa. Nun steht der Weiterfahrt nichts mehr im Wege!

Freitag, 27.11.92

Wir wollen das für die Jahreszeit ungewöhnlich gute Wetter nutzen, und fahren deshalb ein Stück in Richtung Norden an einen Strand. Normalerweise muß man Ende November mit Regen und Kälte rechnen, aber der Himmel ist unverändert blau. Schon die ganze Tour über ist es unerwartet warm. Zwar kühlt es sich nachts spürbar ab, aber tagsüber pendelt sich die Temperatur zwischen 20 und 25 Grad ein.

Die Ruinen des antiken Karthago lassen wir rechts liegen. Mag die Vergangenheit dieses Ortes, der heute ein Villenvorort von Tunis ist, auch noch so glorreich gewesen sein, die Überreste sind es nicht. Die Römer leisteten im Jahre 146 v. Chr. bei der Zerstörung Karthagos ganze Arbeit, kaum ein Stein blieb auf dem anderen. Danach wurden die Ruinen als Steinbruch mißbraucht,

so daß auch aus römischer Zeit nichts besonders Sehenswertes übriggeblieben ist. Nur der punische Hafen zeugt heute noch von der Stadt, die einst Mittelpunkt eines mächtigen Reiches war. Von hier brach Hannibal auf, überquerte mit seinen Kriegselefanten die Alpen und stellte eine ernsthafte Bedrohung Roms dar. Doch am Ende der drei „Punischen Kriege“ behielten die Römer die Oberhand und machten Karthago zur römischen Provinz „Africa“. Unsere Geschichtsschreibung läßt an den Puniern kaum ein gutes Haar. Das liegt daran, daß fast alle Dokumente dieser Zeit von den Römern stammen. Und die haben nicht gerade Schmeichelhaftes über den Erzfeind verewigt. Erst 2131 Jahre nach der Zerstörung kam es zu einem Friedensvertrag zwischen Rom und Karthago: Er wurde 1985 feierlich von den Bürgermeistern der beiden Städte unterzeichnet.

Ein paar Kilometer hinter Karthago liegt Sidi Bou Said, ein kleines Dorf wie aus dem Bilderbuch. Es ist heute ein richtiges „Vorzeigedorf“, weiß-blau getüncht, das in keinem Programm eines Reiseveranstalters fehlen darf. Zwar ist es ein ganz netter Ort, aber für uns ist er schon fast zu perfekt zurechtgemacht. Außerdem sind die Scharen von Touristen in unseren Augen nicht gerade ein Pluspunkt. Luxuriöse Prachtvillen der Reichen prägen den Ort, denn über die Autobahn ist der Arbeitsplatz in der Hauptstadt flott zu erreichen. Noch ein Stück weiter endet die Straße. Hier finden wir endlich ein Stück Strand, das einigermaßen ruhig ist. Ein Wochenendhäuschen reiht sich an das andere – wer sich es leisten kann, flüchtet im Sommer aus dem heißen und stickigen Tunis hierher. Doch jetzt ist niemand da.

Der Großteil des Küstenabschnitts südlich von Tunis ist fest in der Hand des organisierten Tourismus. Sousse, Hammamet, Nabeul und Monastir sind die Zentren. Viele Tunesier sind recht stolz auf diese Orte, in denen nicht islamische, sondern europäische Sitten vorherrschen. Besonders die jüngere Generation lebt gerne auf westliche Art. Für sie sind diese Orte natürlich ein Traum. Man hat sich hier bemüht, nicht dieselben Fehler wie in manchem spanischen Ferienort zu begehen. Wenigstens die Höhe der Hotels hält sich in Grenzen. Uns ist allerdings ein so gehäuft auftretender Tourismus etwas suspekt. Wenn man sieht, wie hier manch eine(r) in kurzen Hosen oder im Minirock durch die Medina läuft, sich stets mokiert, wie primitiv doch alles sei, und voraussetzt, daß ein jeder Deutsch spricht und es deutsches Bier gibt, dann kann man sich doch ernsthaft fragen, was ihn dann überhaupt in dieses Land verschlagen hat. Auf die Bevölkerung hat das natürlich einen nicht zu übersehenden Einfluß. Wir werden wesentlich häufiger mit „Kommen Sie gucken, nichts kaufen, nur schauen“ begrüßt als mit „Salam“ oder „Bonjour“, so wie das in Algerien üblich ist. „Man spricht Deutsch“, das Business dankt es. In der Nähe solch großer Touristenzentren passiert es uns oft genug, daß man uns bei unseren Lebensmitteleinkäufen ziemlich dreist um ein Vielfaches des eigentlich üblichen Preises erleichtern will. Bei Souvenirshops ist dies gängige Praxis, aber gerade bei den alltäglichen Einkäufen sind die negativen Folgen des Massentourismus besonders auffällig. Es ist schon ärgerlich, wenn auf dem Preisschild der Tomaten ein anderer Kilopreis steht, als dann verlangt wird. Oder wenn der Tee auf einmal das Doppelte kosten soll, nur weil der Kellner davon ausgeht, daß kein Tourist die richtigen Preise kennt. Auch für die einheimische Bevölkerung, sofern sie nicht gerade in der Tourismusbranche arbeitet, bringt diese Entwicklung Nachteile. Das allgemeine Preisniveau steigt an, während ihre Einkünfte konstant bleiben.

In Algerien empfanden wir die Auswirkungen des Tourismus weniger gravierend, die Menschen als freundlicher und ehrlicher. Dort halten sich die Besucherzahlen in Grenzen. Aber in Tunesien (und auch in Ägypten oder Marokko) hat der Tourismus inzwischen eine so bedeutende Stellung für die Wirtschaft, daß es kein Zurück mehr gibt. Mit jährlichen Einnahmen von ungefähr einer Milliarde Dollar ist der Fremdenverkehr Tunesiens Hauptdevisenquelle. Pro Jahr besuchen etwa drei Millionen Touristen das Land – und das bei acht Millionen Einwohnern! Also baut man weitere Hotels, spekuliert auf Profit und Wachstum.

In Mahdia gibt es laut Reiseführer noch so gut wie keine Hotelkomplexe. Doch als wir abends auf der Suche nach einem Schlafplatz am Strand entlangfahren, kann davon keine Rede sein. In den letzten zwei Jahren hatte die Baubranche hier Hochkonjunktur. Es sind so viele Hotels neu

entstanden, daß wir mehrere Kilometer stadtauswärts fahren müssen, um einen unbebauten Platz am Meer zu finden.

Dummerweise ist es inzwischen dunkel, als wir endlich ein Stück Strand entdecken, das uns als Übernachtungsplatz geeignet scheint. Doch beim Rangieren passiert es dann: Der Boden wird immer sandiger, wir buddeln uns ein und stecken fest. Da hilft alles Schieben und Schaufeln nichts, aus eigener Kraft kommen wir hier nicht raus.

Ein Tunesier fährt auf seinem Mofa auf uns zu. Anscheinend kommt er gerade vom Angeln und hat uns schieben gesehen und fluchen gehört. Er hilft so gut es geht, aber der Boden ist zu tief. Othman, so stellt er sich uns vor, fordert Kirstin auf, mit ihm ins Dorf zu fahren und jemanden mit einem Traktor herbeizuholen. Sie möchte aber nicht mit ihm allein losfahren, also schwinde ich mich auf den Gepäckträger des Mofas.

Es geht kreuz und quer durch das Dorf und überall wird gefragt, ob Muhammad oder Ali oder sonst wer zu Hause ist. Zwischendurch erklärt Othman, daß er so gut wie jeden im Ort kenne, schließlich sei er der Dorfbarbier. Und früher oder später würden wir schon jemanden mit Traktor finden. Othman betont immer wieder, daß es für ihn absolut selbstverständlich sei, daß er uns hilft. Schließlich seien wir doch Brüder, da wir alle von Adam abstammen. Allah oder Gott, das sei egal – er liebe uns alle. Diese Situation, verkrampt auf dem Mofa durch den Ort sausend, ist allerdings nicht die rechte Gelegenheit für eine Diskussion über Religion.

Wir halten vor einem Teehaus. Alle grüßen wie selbstverständlich: „Salam alaikum“. Zur Antwort „Alaikum as-Salam“ gehört es auch, den Gruß zu verstärken, indem man die rechte Hand zum Herzen führt. Othman erzählt von unserem Mißgeschick am Strand. Jemand fragt, ob Kirstin sich denn nicht fürchte, jetzt so allein am Strand? Nach der verneinenden Antwort ist er ganz erstaunt und meint, deutsche Frauen wären eben doch anders als tunesische. Angeblich ist inzwischen jemand unterwegs, um jemanden zu holen, der jemanden kennt... Es ist etwas konfus, aber die Worte „Tracteur“ und „Mafisch mushkila“ (kein Problem) klingen nicht schlecht. Nach zwei Gläsern Tee fahren wir zum Strand zurück und ein Traktor tuckert hinter uns her. Für ihn ist es kein Problem, den Bulli aus dem Sand zu ziehen. Othman erklärt noch einmal, daß seine Hilfe wirklich völlig selbstverständlich sei. Er beruft sich auf den Qur'an, der so etwas doch gebiete und auch zur Toleranz gegenüber Andersgläubigen aufrufe. Schließlich werden auch Moses, Abraham und Jesus als Propheten verehrt. Muhammad sei allerdings der „Prémier Ministre“ unter den Propheten. Wir zeigen ihm unsere Folie an der Windschutzscheibe und er freut sich, daß wir die arabische Schrift lesen können. „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes“, auf Othmans Hilfe trifft dies wirklich zu. Wenn doch nur jeder hier den Qur'an so auslegen würde. Doch leider lassen es gerade diejenigen an Toleranz mangeln, die sich in fundamentalistischer Manier lautstark auf ihn berufen.

Die Verabschiedung ist herzlich: Küßchen links, Küßchen rechts, ein herzliches Dankeschön. Wir fahren keinen Meter weiter, sondern schlafen direkt am Weg zum Strand.

Sonntag, 29.11.92

Die Küste entlang geht es weiter in Richtung Süden. Das Land ist eben, einige Hügelchen sind schon die größten Erhebungen. Riesige Olivenplantagen dominieren die Landwirtschaft.

Daneben werden hauptsächlich Zitrusfrüchte und Wein angebaut.

Nachmittags rasten wir in einem Olivenhain. Zunächst sind wir noch ganz allein, doch nach einer Weile werden wir umzingelt: Eine Herde Schafe weidet das spärliche Gras um uns herum ab. Eine Kinderschar, die auf sie aufpaßt, läßt nicht lange auf sich warten. Sie lassen sich in einiger Entfernung von uns nieder und beobachten uns neugierig. Aber nach und nach verlagern sie ihren Platz immer weiter zu uns hin. Irgendwann winken sie. Ein Mädchen kommt zu uns und schenkt Kirstin einen Ring. Dankendes Ablehnen funktioniert nicht, und schon ist sie wieder weg. Kurz darauf kommen die Mädchen zurück, diesmal zusammen. Sie zeigen auf Kirstin, murmeln etwas von „Madame“ und zeigen in Richtung Schafherde. Kirstin wird aufgefordert mitzukommen. Sie geht mit, und es werden ihr Babyschaf sowie Mama- und Papaschaf stolz vorgeführt. Schade, daß die Mädchen kein Französisch sprechen und sich unser Arabisch

schnell erschöpft. Sie haben versucht, so gut es eben geht, Kontakt aufzunehmen. Die Geste mit dem Ring war einfach nur nett gemeint. Die tunesische Gastfreundschaft, an die wir weiter im Norden des Landes schon nicht mehr so recht glauben wollten, zeigt sich wieder von ihrer besten Seite.

Wir verlassen die Küste am nächsten Morgen und fahren ein Stück ins Landesinnere. Die Vegetation wird wieder wüstenähnlicher. Die niederschlagsreichen Bergregionen, die eine intensive landwirtschaftliche Nutzung ermöglichen, liegen nun hinter uns. Noch etwas weiter im Südwesten hat Tunesien sogar ein Stück „Sahara pur“ zu bieten, einen Ausläufer des „Grand Erg Oriental“.

Unser Ziel ist Matmata, eine Stadt mit 3000 Einwohnern, die man auf Anhieb gar nicht als solche erkennt. Die meisten der „Häuser“ im alten Ortskern sind unterirdisch angelegt. Unter einer harten Felsschicht befindet sich relativ weicher Lehmbooden. Er macht es möglich, die Wohnungen direkt in den Boden zu graben. Vor der großen Hitze im Sommer – manchmal klettert das Thermometer auf über 50 Grad – ist man so am besten geschützt.

Sogar Hotels gibt es, die in solch einer ehemaligen Wohnanlage untergebracht sind. Also beschließen wir, mal wieder eine Nacht dort zu verbringen. Der Eingang zum Hotel liegt am Hang. Daher geht man auch nicht nach unten, sondern direkt in den Berg hinein. Wir betreten die Empfangshalle, einen Raum, von dem Gänge in alle Richtungen abgehen. Einer davon führt zur Rezeption, andere zu Waschräumen oder zu mehreren Innenhöfen. Die Atmosphäre ist unbeschreiblich: Erst geht man durch dunkle Gänge und Räume und fühlt sich wie in einem Hamsterbau, dann auf einmal steht man mitten in der Sonne in einem mit Bäumen bewachsenen Innenhof. Die Höfe sind nach oben offen, aber es geht ungefähr acht Meter steil hoch. Insgesamt hat unser Hotel fünf solcher Höfe, in denen sich dann jeweils bis zu acht Eingänge zu den Zimmern befinden. In den Räumen sieht man noch deutlich die Meißelspuren, die beim Herausschlagen des Erdreiches in den Wänden zurückgeblieben sind. Betten, Regale usw. sind direkt beim Anlegen der Räume mitentstanden, Möbel sind daher überflüssig. Die Zimmer strahlen mit ihren weißgekalkten Wänden und der gewölbten Decke eher Gemütlichkeit als Kelleratmosphäre aus.

In diesem Stil sind die meisten unterirdischen Wohnanlagen in Matmata erbaut, das Hotel ist nur ein Beispiel dieser ungewöhnlichen Bauweise. Sie bieten gleich der ganzen Großfamilie Platz, wobei jeder Teil der Familie seinen eigenen Innenhof, und somit sein eigenes Reich hat. Einige der Höfe dienen auch als Vorratsräume oder als Ställe. Zwar sind in letzter Zeit auch viele normale Häuser entstanden, aber noch immer wohnt ein großer Teil der Bevölkerung unterirdisch.

Dienstag, 01.12.92

Über eine 60 Kilometer lange Piste, die auf der Michelin-Karte als „besonders schwierig“ eingezeichnet ist, erreichen wir Matameur zwar ordentlich durchgeschüttelt, aber doch ohne Probleme. Es ist ein kleiner Ort, der nicht soviel zu bieten hätte, wenn es hier nicht eine ganze Reihe restaurierter „Ghorfas“ gäbe. Ghorfa heißt übersetzt lediglich „Raum“; nach einem Hotelzimmer fragt man beispielsweise mit dem Wort „Ghorfa“. In Matameur sind dies allerdings halbrunde, tunnelförmige Gewölbe aus Lehm, jeweils etwa zwei Meter breit und hoch, sowie fünf bis zehn Meter lang. Nach dem Prinzip der Bienenwabe wird auf eine Reihe solcher Gewölbe die nächste Etage aufgesetzt, und das teilweise bis zu acht Stockwerke hoch. Mehrere solcher Ghorfakomplexe bildeten einen Ksar, der einem Berberstamm als Speicher-, Markt-, Versammlungs- oder Zufluchtsort bei Überfällen diente. Heute werden sie kaum noch genutzt und verfallen zusehends.

Die Ghorfas von Matameur sind zwar nur drei Etagen hoch, dafür jedoch in einem guten Zustand. Insgesamt vier solcher Ghorfakomplexe sind im Quadrat angeordnet und bilden einen Innenhof. Einige von ihnen sind als einfaches Hotel zurechtgemacht. Der Besitzer bietet uns an, daß wir umsonst im Innenhof der Ghorfas im Auto schlafen können. Bad und Toilette dürfen wir

mitbenutzen. Er ist ganz angetan von unserer Reise und meint, er fühle sich mit allen Langzeitreisenden solidarisch. Gruppen von Pauschaltouristen möchte er in seinem Ghorfa-Hotel nicht haben. Beim Tee lernen wir auch den einzigen momentanen Gast kennen. Und dafür, daß wir ihn zum Abendessen aus Bullivorräten einladen, bekommen wir am nächsten Morgen ein Frühstück vom Hotelbesitzer spendiert.

In Medenine, dem nächsten größeren Ort, stand einst der größte Ghorfakomplex Tunesiens mit etwa 6000 dieser Tunnelgewölbe. Heute sind davon nur noch wenige übrig, die als Touristenattraktion zurechtgemacht sind.

An einer Tankstelle lassen wir einen Ölwechsel vornehmen. Wir bekommen live demonstriert, was man hier von Umweltschutz hält: Es wird zwar eine Schüssel unter den Wagen gestellt, aber die Hälfte kleckert trotzdem daneben. Das Öl läuft in die Grube, auf der der Bulli steht. Aber dort unten ist es in guter Gesellschaft, es befinden sich schon einige hundert Liter darin. Vielleicht wird es ja irgendwann mal abgepumpt, aber es sieht eher danach aus, als wolle man es versickern lassen. Passend dazu fliegt der ÖlfILTER einfach in die Mülltonne. Wir bekommen ein schlechtes Gewissen, angesichts dieser „Entsorgung“. Andererseits können wir Altöl und ÖlfILTER nicht noch Tausende von Kilometern bis nach Deutschland mitschleppen. Abends suchen wir uns einen ruhigen Platz am Strand und bereiten alles für die Grenze vor: Ordnung schaffen, Papiere zurechtlegen, aber auch die Etiketten von den Konservendosen entfernen, die aussehen, als ob sie Schweinefleisch beinhalten könnten. Wir haben zwar Gerüchte gehört, die libyschen Grenzkontrollen seien abgeschafft worden, aber offiziell bestehen strenge Einfuhrverbote für Alkohol und Schweinefleisch.

Donnerstag, 03.12.92

Im letzten Ort vor der Grenze legen wir wie üblich unser letztes tunesisches Geld in Lebensmitteln an. Danach folgt am Straßenrand ein einzigartiges Schauspiel: Die Straße ist gesäumt von „Scheinewinkern“. Sie stehen schon fast 100 Kilometer vor der tunesisch-libyschen Grenze, wedeln mit ihren dicken Geldbündeln in der Luft und bieten Tauschgeschäfte an. Der libysche Schwarzmarkt hat sich also aus dem Lande selbst hinaus verlagert. Kurz vor der Grenzstation werden diese Scheinewinker immer häufiger und die Geldbündel immer dicker. Getauscht wird auf beiden Straßenseiten. Wer von Libyen kommt, kann so seine libyschen Dinare in tunesische umtauschen und umgekehrt.

Die tunesische Grenzkontrolle ist locker, man will allerdings unsere Visa für Libyen sehen. Die sind natürlich in unseren Zweitpässen. Es löst einige Verwunderung aus, als wir dem Zöllner gleich vier Pässe auf einmal entgegenhalten. Zunächst will er wissen, ob wir zu viert seien und die anderen beiden sich vielleicht hinten versteckt hätten. Doch dann drückt er uns die Ausreisestempel in die Pässe und stellt keine weiteren Nachforschungen an.

Gerade als wir mit den Formalitäten fertig sind, fährt ein weiterer deutscher VW-Bus vor. Wir kommen ins Gespräch und beschließen, die libysche Grenze gemeinsam in Angriff zu nehmen.

Die Strecke der toten Kamele – Libyen

Wir machen uns auf die Suche nach der libyschen Grenzkontrolle. Doch selbst nach 20 Kilometern gibt es nicht den geringsten Hinweis auf eine Zollstation. Dann steht plötzlich ein Schreibtisch mitten auf der Straße. Allgemeines Chaos, Libyer und Tunesier rennen durcheinander und sind fleißig damit beschäftigt, Kofferräume ein- und auszuladen. Wir halten an und werden zu einem Container geschickt, in dem die Pässe kontrolliert werden. Man reicht uns eine grüne Einreisekarte, die wir ausfüllen sollen. Doch leider ist der gesamte Text nur in Arabisch. Zunächst Ratlosigkeit, da keiner der anwesenden Zöllner Englisch oder Französisch spricht. Wir beginnen, die arabischen Worte auf der Einreisekarte mit unserer Paßübersetzung zu vergleichen. Diese Übersetzung haben wir zu Hause machen lassen, da sie Voraussetzung

für das libysche Visum ist. Ein anerkannter Übersetzer muß alle wichtigen Daten des Passes ins Arabische übertragen. Sie werden in einen Stempel eingetragen, den man sich zuvor auf einer größeren Stadtverwaltung in Deutschland besorgen muß. Jetzt können wir mit Hilfe dieser Übersetzung erahnen, was auf der Einreisekarte einzutragen ist. Wir bekommen einen Einreisestempel in den Paß, das war es schon. In Zuara, dem nächsten größeren Ort, sollen wir zum Zoll, um uns libysche Autokennzeichen und -papiere zu besorgen.

Am Straßenrand stehen zahlreiche Plakatwände mit heroischen Abbildungen Gadhafis. Auf einem dieser Plakate thront der Oberst auf einem Bulldozer und reißt höchstpersönlich die Grenzstation zum Nachbarland Tunesien nieder. Zwischen den beiden Staaten besteht ein Abkommen, das Zollkontrollen überflüssig macht. Tunesier und Libyer brauchen keine Visa zum Besuch des Nachbarlandes. Bis vor knapp zwei Jahren war es noch fast unmöglich, das Land als Tourist zu besuchen. Doch dann hat Gadhafi eine neue Leitlinie herausgegeben: „Die wahre Völkerverständigung kann nicht zwischen den Regierungen, sondern nur zwischen den Völkern selbst stattfinden.“ Er ließ die Grenzen zu allen Nachbarstaaten öffnen. Für Touristen ist es jetzt kein Problem mehr, ein Visum zu erhalten.

Das Zollgebäude in Zuara ist zwar gut versteckt am Ortsausgang, aber mit Nachfragen schnell gefunden. Doch dort erwartet uns eine Enttäuschung: „Wo ist denn ihre Haftpflichtversicherung?“, fragt uns der Zöllner. Er erklärt uns, daß wir an der Grenzstation eine hätten abschließen sollen. Also müssen wir die vierzig Kilometer wieder zurückfahren. Dort ist in einem weiteren Container tatsächlich ein kleines Versicherungsbüro. Die Haftpflicht für einen Monat soll drei Dinar kosten, nach tunesischem Straßenkurs sind das drei Mark. Aber es erscheint uns etwas dreist, mit nicht offiziell getauschtem Geld zu bezahlen. Deshalb behaupten wir, kein libysches Geld zu besitzen und fragen nach einer Bank. Den Libyer, der uns fleißig eine Versicherungspolice ausstellt, interessiert unser Geld gar nicht. Schweigend schiebt er uns die Police zu – bezahlen brauchen wir nicht.

Zurück zum Zoll in Zuara: Der nächste Schock sind die Gebühren für die Nummernschilder. Sie sollen sechzig libysche Dinar kosten. Zwar sind davon fünfzig Dinar Kautions, doch die bekommen wir nur zurück, wenn wir an diesem Grenzübergang wieder ausreisen. Aber das kommt für uns ja nicht in Frage. Auch jetzt trauen wir uns nicht, ausgerechnet einem Zöllner Geld anzubieten, für das wir keine Wechselquittung haben. Da es inzwischen Donnerstag nachmittag ist, sind alle Banken geschlossen. Was also tun? Der Zöllner schlägt vor, daß er uns das Geld zum Bankkurs tauscht. Wir atmen einen Moment auf. Aber dann bleibt uns die Luft weg: Der Bankkurs ist fünfmal schlechter als der tunesische Straßenkurs. Wir müssen somit 350 Mark bezahlen. Doch es bleibt keine andere Möglichkeit. Selbst bis Samstag zu warten, bis die Banken wieder geöffnet haben, würde nichts bringen. Dort ist der Kurs ja genauso schlecht. Für den Zöllner ist es natürlich eine willkommene Gehaltsaufbesserung: Er kann unsere Devisen gewinnbringend auf dem Schwarzmarkt in libysche Dinar zurücktauschen.

Als letztes sollen wir noch eine Devisenerklärung ausfüllen. Der Beamte meint dazu, wenn wir nicht mehr offiziell tauschen würden, dann sollten wir sie vor der Ausreise einfach wegschmeißen. Uns kommen ernste Zweifel am Sinn dieser Deklaration.

Wir nehmen unsere Nummernschilder, befestigen sie am Bulli und verlassen genervt die Zollstation. Offene Fragen bleiben reichlich: Was ist nun, wenn uns jemand fragt, wie wir an das libysche Geld für die Schilder gekommen sind? Eine offizielle Bankquittung konnte uns der Zöllner ja nicht ausstellen. Ist es jetzt noch sinnvoll, etwas Geld offiziell zu tauschen? Nach der Bemerkung über die Deklaration können wir uns das wohl sparen.

Wie verabredet treffen wir uns mit dem anderen VW-Bus, um uns einen Stellplatz für die Nacht zu suchen. Um den ganzen Ort zieht sich ein Streifen aus Müll. Entweder wird er direkt hier abgeladen oder er hat sich einfach im Laufe der Jahre angesammelt. Nachdem wir diese Abfallberge durchfahren haben, finden wir einen ruhigen Platz. Die beiden anderen wollen am nächsten Tag in Richtung Süden weiter. Für uns würde ein Abstecher in die Libysche Sahara allerdings einen riesigen Umweg bedeuten. Schade, denn dort besitzt Libyen die interessantesten Reiseziele: Naturschönheiten, wie die von Sanddünen umgebenen Mandara-

Seen, aber auch sehenswerte Oasenstädte wie Ghat und Ghadamès. In diesen Orten sind die alten Lehmksare und Medinas noch erhalten. Im Norden dagegen hat man die Altstädte dem Erdboden gleichgemacht, da der Platz für moderne Neubauten im sozialistischen Einheitslook gebraucht wurde. So bieten die Städte an der Küste ein eher langweiliges und uninteressantes Bild.

Freitag, 04.12.92

Am Morgen fahren wir noch einmal zur Zollstation. Wir hatten uns gestern bei der Devisendeklaration verrechnet und wollen dies nun korrigieren. Es ist kein Problem: Die alte Deklaration fliegt in den Müll, wir bekommen eine neue, von der jetzt aber kein Durchschlag existiert. Das Ganze scheint also wirklich nutzlos zu sein.

Unser Weg führt uns an der Küste entlang in Richtung Osten. Bisher hat sich Libyen ja als relativ problemlos erwiesen, wenn man mal von dem Wirrwarr in der Zollstation und den teuren Nummernschildern absieht. Allerdings ist das Preisniveau ansonsten sehr günstig. Bei den zahlreichen Obst- und Gemüseständen an der Straße kann man preiswert einkaufen und Diesel ist phänomenal billig: 8,5 Pfennige für einen Liter. Für weniger als fünf Mark ist der Bulli vollgetankt. Erstaunlich ist auch, daß in diesem Land kaum Polizei sichtbar ist. So wenige Polizeiposten wie hier haben wir in noch keinem arabischen Land erlebt. Fast alle der Straßenkontrollhäuschen sind unbesetzt. Sich frei im Land zu bewegen, ist ohne Komplikationen möglich, solange man den militärischen Sperrgebieten fernbleibt. Von einem Polizeistaat kann kaum die Rede sein, jedenfalls ist er nicht offen sichtbar. Die libysche Geheimpolizei dagegen agiert im Untergrund. Sie ist sehr aktiv und gefürchtet.

Schwierigkeiten macht uns dafür die Beschilderung. Es wurde konsequent alles Nichtarabische verbannt. Gadhafi ließ nach seiner Machtübernahme sämtliche Schilder mit lateinischen Buchstaben entfernen, da dies für ihn die Schrift des Kolonialismus war. Geschäfte, Ämter, Hotels und Verkehrsschilder sind ausschließlich in Arabisch beschriftet. Auf die Frage, warum er es denn den Ausländern so schwer machen würde, antwortete Gadhafi einem englischen Journalisten: „In England gibt es ja auch keine arabischen Ortsbezeichnungen.“ Auch bei der gesprochenen Sprache ist Arabisch Trumpf: Bei unseren Versuchen, den Weg zu erfragen, ernten wir zumeist Unverständnis. Unser Anfängerarabisch ist uns auch keine allzu große Hilfe, da sich der libysche Dialekt von dem des Maghreb deutlich unterscheidet. Lediglich die vielen Gastarbeiter aus den Maghreb-Staaten sprechen manchmal etwas Französisch.

Gegen Mittag erreichen wir Sabratha, eine kleine Stadt mit Ruinen aus römischer Zeit. Da es ansonsten im Norden kaum Sehenswürdigkeiten gibt, stellen die zahlreichen antiken Überreste der Römer eine willkommene Abwechslung dar. Auch wenn wir nicht gerade Fans römischer Ausgrabungen sind, finden wir das Theater mit seiner dreistöckigen Säulenfront doch sehr sehenswert. Der gute Zustand und besonders die Lage direkt am Meer machen es zu einem schönen Platz für eine Pause.

Die Hauptstadt Tripolis umfahren wir auf einer autobahnähnlichen Ringstraße. Überhaupt sind die Straßen bisher fast alle vierspurig und in gutem Zustand. Selbst zu den abgelegensten Oasendörfern führen Teerstraßen. In weniger guter Verfassung sind dafür die Autos, die sich darauf tummeln. Viele bestehen nur noch aus einer Ansammlung von Beulen, die von rostigem Blech zusammengehalten werden. Unzählige Wracks wurden einfach am Straßenrand zurückgelassen. Aber bei dem Kamikaze-Fahrstil, der hier vorherrscht, sind Unfälle mit Totalschaden keine Seltenheit. Es wird nicht auf den umgebenden Verkehr geachtet. Vollgas und rauf auf die Straße ist die allgemeine Devise. Wir gewöhnen uns eine extrem defensive Fahrweise an, da wir befürchten, ansonsten nicht unversehrt das Land durchfahren zu können oder Kunde in einer der vielen Autowerkstätten zu werden. Nicht ohne Grund reiht sich an den Hauptstraßen der Städte eine Werkstatt an die andere. Sie machen mit skurrilen Baumgebilden aus Blechröhren auf sich aufmerksam. Erst bei genauerem Hinsehen erkennen wir, daß es ineinandergesteckte Auspuffe sind.

Am Nachmittag erreichen wir Khoms. Die Attraktion sind hier die römische Ruinen von „Leptis Magna“, die zu den berühmtesten Nordafrikas gehören. Wir machen uns auf die Suche nach dem im Reiseführer beschriebenen Hotel „Tourist Khoms“. Die Post, in dessen Nähe es sein soll, ist schnell gefunden. In ganz Libyen sind die Postämter am alles überragenden Fernmeldeturm erkennbar. An dem Hotel fahren wir jedoch zweimal vorbei. Obwohl es nicht gerade klein ist, ist das schlichte Gebäude von außen nicht unbedingt als Hotel zu erkennen. Und auch der arabische Schriftzug „Funduq“ (Hotel) ist so klein, daß er leicht übersehen werden kann. Wenigstens erweist sich die Unterkunft als komfortabel und günstig.

Der Ort dagegen ist enttäuschend. Die Atmosphäre ist nicht mit anderen arabischen Städten vergleichbar. Es gibt nur wenige Lokale und Cafés, in denen man im Freien sitzen kann und auch die sonst so typischen Straßenhändler sind kaum zu sehen.

Auch Frauen sind hier, wie überall in Libyens öffentlichem Leben, kaum vertreten. Gadhafi fördert zwar ihre Gleichberechtigung im beruflichen und politischen Bereich, indem er ihnen sogar Minister- und Richterämter zur Verfügung stellt. Es gibt auch eine eigene Militärakademie für Frauen, wo ihnen die Offizierslaufbahn offensteht. Auf gesellschaftlicher Ebene und im öffentlichen Leben herrscht aber noch immer strikte Abschirmung. Hier prallen die geförderte Gleichstellung im Beruf und die althergebrachte Tradition islamischer Gebräuche hart aufeinander.

Die Libyer sind außerordentlich zurückhaltend. Obwohl Touristen hier rar sind, erregen wir kein Aufsehen. Wenn wir mit jemandem ins Gespräch kommen, ist stets die erste Frage, wo wir denn in Libyen arbeiten würden. Man hält uns für Gastarbeiter. Die Mehrzahl der ausländischen Arbeitskräfte stammt zwar aus arabischen Nachbarländern, aber auch viele Europäer sind hier tätig, vor allem als Spezialisten in der Erdölindustrie. Die meisten der Libyer arbeiten in der Verwaltung und im Handel. Fast alle anderen Tätigkeiten werden von Ausländern verrichtet, die über 50 Prozent der arbeitenden Bevölkerung stellen. Ihre Zahl schwankt stark, da es von Zeit zu Zeit immer wieder zu Ausweisungswellen arabischer Gastarbeiter kommt.

Am nächsten Tag besichtigen wir die römischen Ruinen von Leptis Magna. Die Ursprünge stammen aus phönizischer Zeit, unter den Römern erlebte die Stadt ihre Blüte. Es sind nicht so sehr die einzelnen Bauwerke, die uns faszinieren, beeindruckend ist vielmehr die Gesamtheit der Anlage. Auf alten Wegen, unter deren Pflasterung wir alte Wasserleitungen erkennen, wandern wir durch die antike Stadt. Besonders die Thermen des Kaisers Hadrian geben einen guten Eindruck vom pompösen Lebensstil der Römer. Erstaunlich gut erhaltene Wandmalereien mit Jagdszenen zieren die Wände. Das riesige Theater, das größte Nordafrikas, war das Prunkstück der Stadt. Seine Zuschauerränge und die Bühne sind heute noch fast vollständig erhalten. Geschmückt wird es von zahlreichen Götterstatuen. Durch kleine Gassen, gesäumt von Marmorsäulen, gehen wir weiter zum Marktplatz. Da hier zahlreiche steinerne Marktstände noch erhalten sind, können wir uns gut vorstellen, wie einst die Waren angepriesen wurden. Überhaupt ist dies das Schönste an Leptis Magna: Es fällt nicht schwer, sich in Gedanken in die Zeit der Römer zurückzusetzen.

Seit den Römern hatten stets fremde Herrscher die Macht in Libyen. Einen einheitlichen libyschen Staat hat es vor dem 20. Jahrhundert nicht gegeben. Nach den Römern regierten Vandalen, Byzantiner und Araber. Ab 1551 gehörte Libyen zum Osmanischen Reich, bis Italien nach dem Sieg im Krieg gegen die Osmanen 1912 das Gebiet erhielt. Die Italiener hatten zunächst nur Kontrolle über die nördlichen Landesteile. Als 1922 Faschisten die Regierung in Italien übernahmen, wurde der Kampf um Libyen härter. Mussolini nannte es die „vierte Küste Italiens“. Die Italiener legten Konzentrationslager in der libyschen Wüste an, lange bevor es sie in Deutschland gab. Dort ermordeten sie diejenigen, die Widerstand gegen die Kolonialisten leisteten, zum Teil ganze Dörfer. Das fruchtbare Land an der Küste wurde unter 100 000 italienischen Siedlern aufgeteilt. Da nach Mussolinis Ideologie Araber eine minderwertige Rasse waren, wurden die Libyer von der Küste in die Wüste verbannt oder aber im Zweiten Weltkrieg

verpflichtet, in die italienische Armee einzutreten. Gemeinsam mit „Wüstenfuchs“ Rommel kämpften sie in Nordafrika gegen die Alliierten.

Eine Sekte namens „Senussi“ schloß sich dagegen den Engländern an. Sie sind eine islamische Bruderschaft, die Anfang des 19. Jahrhunderts von Mohammed ibn Ali as-Senussi gegründet wurde. Besonders die Nomaden der libyschen Wüste schlossen sich ihr an. Ihre Ziele waren die Reinhaltung des Islam und eine Besinnung auf die Askese, aber auch die Vertreibung der damals herrschenden Osmanen. Die Senussi gründeten zahlreiche Niederlassungen im gesamten Sahararaum und kontrollierten schon bald den Karawanenhandel in der östlichen libyschen Wüste. Abgeschreckt durch die Kolonialpolitik der Franzosen im Nachbarland Algerien, ließen die Senussi keinen Europäer in ihr Gebiet eindringen. Aber gegen die italienischen Faschisten, die ihre Macht immer weiter in den Süden ausbreiteten, hatten sie keine Chance. Tausende kamen in den Konzentrationslagern ums Leben oder flüchteten ins Exil.

Nach dem Sieg der Engländer gegen die Deutschen und Italiener wurde Idris, ein Senussi, im Jahre 1951 König des unabhängigen Libyen. Es bestand aus drei Bundesländern: Tripolitanien im Westen, die Cyrenaika im Osten und der Fezzan im Süden. Obwohl die wirtschaftliche Situation äußerst schlecht war, leistete man sich jeweils eine Regierung in den einzelnen Ländern und eine Zentralregierung. Diese knüpfte enge Beziehungen zu den westlichen Industrieländern. Amerikaner und Briten konnten im Norden Militärstützpunkte errichten und auch die Förderkonzessionen für die erwarteten Erdölfunde gingen ins Ausland. Libyen hatte zum Aufbau einer eigenen Wirtschaft keine finanziellen Mittel und war daher auf ausländisches Kapital angewiesen.

Die ersten Jahre der Unabhängigkeit verliefen relativ ruhig. Doch Ende der 50er-Jahre kam es in der gesamten arabischen Welt zu Unruhen. Der Unabhängigkeitskrieg in Algerien, der Suez-Krieg in Ägypten und die Beendigung der Monarchie im Irak führten auch in der libyschen Bevölkerung zu einer ablehnenden Haltung gegenüber den westlichen Ländern, die nach wie vor großen Einfluß auf das Land hatten. Diese Ablehnung verstärkte sich, als 1961 mit dem Export von Öl begonnen wurde und daraufhin viele ausländische Facharbeiter ins Land kamen. Die ausländischen Fördergesellschaften konnten ihre Konzessionen verlängern. Dabei wurden nicht unerhebliche Bestechungsgelder an die libyschen Regierungsmitglieder gezahlt, um die Förderrechte zu möglichst günstigen Konditionen zu erhalten.

In der arabischen Welt geriet Libyen immer mehr unter Druck. Vor allem der damalige ägyptische Präsident Gamal Abd al-Nasser, der die Einheit aller arabischen Staaten erreichen wollte und westlichen Einfluß ablehnte, wurde zum Kritiker libyscher Politik. Nach libyscher Auffassung war der israelisch-palästinensische Konflikt nur eine Sache der direkt an Israel grenzenden Staaten. Doch in der libyschen Bevölkerung wuchs der Widerstand gegen diese Haltung. Dieser innenpolitische Konflikt verschärfte sich, als Libyen im „Sechs-Tage-Krieg“ von 1967 den algerischen Truppen die Durchfahrt verweigerte, die den Ägyptern gegen die Israelis zu Hilfe kommen wollten. Als der inzwischen alte und kranke König Idris 1969 zu einer Kur in die Türkei reiste, kam es am 1. September zur erwarteten Revolution. Eine Gruppe junger Offiziere, darunter Muammar al Gadhafi, übernahm die Regierung, ohne dabei auf großen Widerstand zu stoßen. Die Bevölkerung begrüßte die Abschaffung der Monarchie.

Die neue Regierung des „Revolutionären Kommandorates“ änderte den Namen des Staates in „Libysche Arabische Republik“ und erließ eine neue Verfassung. Sie orientierte sich an Nassers Ideen und strebte nach einer Vereinigung mit den arabischen Bruderstaaten. Die Erdölgesellschaften wurden verstaatlicht, die amerikanischen und britischen Truppen ausgewiesen. Auch jüdische und italienische Bewohner mußten das Land verlassen. 1977 wurde erneut der Name des Landes geändert. Seitdem ist Libyen eine „Sozialistische Arabische Volks-Djamahiria“. Djamahiria heißt „Staat der Massen“. Die Verfassung wurde ergänzt: Die Grundlage aller Gesetze soll der Qur'an sein. Männer und Frauen sind wehrpflichtig. Die „Volksautorität“ bestimmt das neue politische System.

Gadhafi hat seine Ideen zu politischen, wirtschaftlichen, religiösen und sozialen Themen in seinem „Grünen Buch“ niedergeschrieben. Es zeigt den seiner Meinung nach „einzig wahren Weg in die Volksherrschaft der neuen Ära“ und verheißt den Völkern „die Erlösung von allen Zwängen, außer denen Allahs und der Masse“. Seine „Dritte Universaltheorie“ sieht vor, daß die Menschen nicht ihren hemmungslosen Individualismus austoben. Sie sollen durch „echte Hingabe an Allah und im Dienste der Gemeinschaft“ ihre Persönlichkeit ausbilden. Nach Gadhafis Ansicht nimmt dies „wirkliche Rücksicht auf die Natur des Menschen“. Weiterhin sollen laut dieser Theorie alle Entscheidungen von Volkskomitees getroffen werden. Diese Komitees werden von Basisvolkskonferenzen, die jedem Libyer und jeder Libyerin offenstehen, gewählt. So soll ein „System der direkten Demokratie“ verwirklicht werden. Gadhafi beansprucht für sich allerdings ein Vetorecht. Der Ministerrat wurde in „Allgemeines Volkskomitee“ umbenannt, Gadhafi wurde zum „Revolutionären Denker“. Betriebe wurden von „Volkskomitees“ übernommen und Botschaften in „Volksbüros“ umbenannt. Der Einzelhandel wurde verstaatlicht und durch riesige „Volksläden“ ersetzt. 1988 machte das Volk jedoch von seiner Macht Gebrauch: Es setzte die Wiedereinführung des privaten Handels durch.

Gadhafi strebt einen dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus an. Kernpunkte seines Programms sind die Arabische Einheit, der „Kampf gegen Zionismus und Imperialismus“ und die Blockfreiheit des Landes. Sein Ziel ist ein islamischer Staat. Allerdings nicht wie islamische Fundamentalisten ihn wollen, sondern nach seinen eigenen Vorstellungen. Diese wiederum verändern sich ständig. Kaum ist eine Idee propagiert, wird sie schon wieder durch die nächste abgelöst. Die islamische Zeitrechnung wollte er um zehn Jahre korrigieren. Die „Hadithe“, die Aussprüche und Taten des Propheten, wollte Gadhafi zunächst „ausbessern“. Schließlich erklärte er sie für unannehmbar und zog sich so den Zorn der islamischen Gelehrten zu. In ihren Augen stellt sich Gadhafi über den Propheten Muhammad. Sein Grünes Buch wird gelegentlich auch zynisch als „Libyscher Qur'an“ bezeichnet, denn Gadhafis islamischer Staat soll sich mehr an diesem Buch als am Qur'an orientieren.

Innenpolitisch kann Gadhafi durchaus Erfolge vorweisen. Die Mehrheit des Volkes steht hinter ihm, auch wenn sein Vorgehen gegen Oppositionelle immer wieder von Menschenrechtsorganisationen verurteilt wird. Speziell ausgebildete „Hinrichtungskommandos“ sollen Regierungskritiker beseitigen. Wirtschaftlich steht das Land an der Grenze zum Wohlfahrtsstaat. Es hat das höchste Pro-Kopf-Einkommen Afrikas, wobei niedrige Einkommen steuerfrei bleiben. Es gibt ein Sozialversicherungssystem und freie Krankenversicherung. Verglichen mit anderen afrikanischen Ländern ist das Gesundheits- und Bildungssystem auf einem sehr hohen Stand. Möglich wurde dies durch die immensen Einnahmen aus der Ölförderung. 99,9 Prozent seiner Exporterlöse erzielt Libyen durch Erdöl und Erdölprodukte. In jüngster Zeit ist der Staat allerdings in Zahlungsschwierigkeiten gekommen. Der gesunkene Ölpreis ist ein Grund, noch entscheidender sind jedoch das noch immer andauernde Handelsembargo der USA und der Luftfahrtboykott der UNO. Die Weltorganisation verlangt die Auslieferung von zwei mutmaßlichen libyschen Terroristen. Sie sollen das Attentat auf das amerikanische Flugzeug verübt haben, das Weihnachten 1988 über dem schottischen Ort Lockerbie abgestürzt ist. 270 Menschen starben dabei. Libyen verweigert die Auslieferung, da es nicht mit Sicherheit geklärt ist, ob die beiden tatsächlich schuldig sind. Auch Syrer und die PLO werden mit dem Attentat in Verbindung gebracht. Libyen verlangt ein Verfahren vor einem Gericht eines unbeteiligten Landes. Völkerrechtlich ist die Auslieferungsforderung umstritten. Es ist das erste Mal, daß sich die UNO direkt in einen Rechtsstreit zweier Mitgliedsstaaten einmischt und verlangt, daß ein Land eigene Staatsbürger ausliefert.

Außenpolitisch hat Gadhafi weniger Erfolg als im eigenen Land. Im Westen wird ihm vorgeworfen, in zahlreiche Terrorakte verstrickt zu sein. Tatsächlich hat er diverse Terrorgruppen unterstützt, wobei sein Ziel meist internationale Aufmerksamkeit war. Als Führer eines eigentlich relativ unbedeutenden Landes sucht Gadhafi immer wieder nach Möglichkeiten, Stärke zu demonstrieren. Er stellt sich stets auf die Seite der Oppositions- und Untergrundbewegungen. Diese unterstützt er im „Kampf gegen die Imperialisten“. Sein verbaler Schlag-

abtausch mit den USA begann 1986 nach der angeblichen Verwicklung Libyens in den Anschlag auf eine amerikanische Bar in Berlin. Er endete mit der Bombardierung der Städte Tripolis und Bengazi durch die Amerikaner. Dabei starben 41 Menschen, darunter auch Gadhafis Adoptivtochter. Er entging selbst nur knapp dem Tod. Seitdem hält er sich mit antiamerikanischen Attacken zurück. Die UNO verlangt, daß Libyen „umgehend durch konkrete Akte beweisen muß“, daß es auf Terrorismus verzichtet. Gadhafi lehnt dies ab. Er kann es sich leisten, denn trotz seines schlechten Rufes ist Libyen als Wirtschaftspartner begehrt. Europäische Länder importieren große Mengen libyschen Erdöls. Auf der Gegenseite werden Aufträge an westliche Firmen reichlich vergeben und sind lukrativ. Außerdem importiert Libyen westliche Konsumgüter in großen Mengen.

Auch in der arabischen Welt ist Gadhafi nicht gerade beliebt. Zu oft hat er die Seiten gewechselt, hat mal diese und mal jene Gruppe unterstützt. Sein Verhältnis zur PLO ist bezeichnend: Libyen bezeichnet zwar Israel als seinen Feind und lehnt den ägyptisch-israelischen Friedensvertrag als „faulen Kompromiß“ entschieden ab. Es ist jedoch das einzige arabische Land, daß die PLO nicht unterstützt. Gadhafi schlug einst dem PLO-Führer Jassir Arafat vor, er würde den Palästinensern Geld geben, wenn sie sein Grünes Buch als ideologische Grundlage annähmen. Arafat lehnte dankend ab. Dafür unterstützt Gadhafi seitdem palästinensische Splittergruppen und einzelne Terroristen, um so die PLO zu spalten. Immer wieder hat Gadhafi versucht, Libyen mit anderen arabischen Ländern zu vereinigen, um so den Grundstein für einen einheitlichen arabischen Staat zu legen. Doch ein dauerhafter Erfolg blieb aus. Daraufhin wandte er sich nichtarabischen Ländern zu. Er versuchte Libyen mit Malta, mit dem Iran, mit Äthiopien, mit Uganda und mit Zentralafrika zu vereinigen. Stets war sein Ziel, unangefochtener Gesamtstaatschef zu werden. Jede Vereinigung Libyens mit einem anderen Staat war zugleich als erster Schritt zur „Universalen Einheit“ gedacht. Diese Einheit ist einer der Kernpunkte in Gadhafis „Dritter Universaltheorie“.

Sonntag, 06.12.92

Von den fast 2000 Kilometern entlang der libyschen Küste haben wir bisher gerade mal 300 hinter uns. So wird es heute ein reiner Fahrtag. Der Verkehr, der bisher recht chaotisch und dicht war, wird langsam geringer. Die Vegetation wird immer spärlicher, die Wüste reicht fast bis an das Mittelmeer heran. Wir haben die dicht besiedelten Gebiete verlassen – ab hier leben wahrscheinlich mehr Kamele als Menschen. Zwar wohnen 95 Prozent der Libyer im schmalen Küstenstreifen, aber größtenteils in wenigen fruchtbaren Gebieten und einigen großen Städten. Diese kündigen sich stets schon etliche Kilometer im Voraus durch die zunehmende Anhäufung von Abfall an. Erst hängen einige verstreute Plastiktüten wie Fahnen in den trockenen Dornbüschen, dann verdichtet sich der Müll. Wenn man den Ortseingang erreicht, hat man Abfallberge hinter sich gelassen, die bei uns eine ganze Deponie füllen könnten. In den Städten und Dörfern sieht es genauso ungepflegt aus. Müll überall und die Häuser verfallen. Seit der Neubauwelle in den siebziger Jahren wird an ihnen offensichtlich nichts mehr repariert. Damals wurde innerhalb weniger Jahre der Wohnungsbestand fast verdoppelt. Heute verfallen die Bauten schon wieder. In gutem Zustand und stets frisch gestrichen sind dagegen die Moscheen. Fleißig werden neue errichtet, zum Teil in auffallend modernem Stil und oft in grellen Farben. Je weiter wir nach Osten fahren, desto häufiger haben sie schlanke, runde „Bleistiftminarette“. Im Maghreb herrschen dagegen Minarette mit eckigen Grundrissen vor.

In der menschenleeren, graubraunen Wüstenlandschaft liegen immer wieder große eingezäunte Gebiete, die klar auf eine militärische Nutzung schließen lassen. Wir sind etwas besorgt, daß wir bei der Schlafplatzsuche aus Versehen in ein solches Gebiet geraten könnten. Die Zäune sind oft im lückenhaften Zustand, verrostete arabische Schilder lassen – wenn sie überhaupt vorhanden sind – auf Warntafeln schließen. Allerdings wird Libyens Militär immer wieder überschätzt: Es verfügt zwar über reichlich Material, aber noch nicht einmal über genügend Soldaten und Soldatinnen, die alle Panzer und Flugzeuge besetzen könnten. Das Fotografieren unterlassen wir im ganzen Land, da immer die Gefahr besteht, irgend ein militärisches Objekt

mit auf dem Bild zu haben. Und Lust auf die Bekanntschaft der Geheimpolizei haben wir nun wahrlich nicht.

Eine LKW-Kolonnie mit jeweils zehn Kamelen auf der Ladefläche kommt uns entgegen. Die Zeit der Karawanen ist auch im ehemaligen Nomadenstaat Libyen zu Ende. Heute übernehmen Lastwagen sämtliche Transporte, auch den der Kamele zum Schlachthaus.

Seit 2000 Jahren ist das Kamel im Sahararaum verbreitet. Den klimatischen Verhältnissen der Wüste ist es ideal angepaßt. Selbst wenn die Temperaturen über 50 Grad steigen, braucht es nur jeden vierten Tag Wasser, ansonsten etwa alle zwei Wochen. Aber wenn ein Kamel einmal trinkt, so können es durchaus an die 200 Liter sein. Im Notfall verträgt es sogar Salzwasser. Das Wasser wird in Speicherzellen in einem seiner drei Vormägen und chemisch gebunden im Fettgewebes des Höckers angelegt. In Notzeiten wird es freigesetzt, wobei das Kamel bis zu einem Viertel seines Gewichts verlieren kann. Bei extremen Temperaturen kann es seine Körpertemperatur um neun Grad auf bis zu 42 Grad ansteigen lassen. Dieses „kontrollierte Fieber“ verhindert Schwitzen und spart Wasser. Ein Kamel ist äußerst genügsam. Es frißt dürre Halme, Dornengestrüpp, trockene Blätter und, wie ein Beduine einmal scherzte, „even old newspapers“.

Ein nomadisches Leben in den abgelegenen Gebieten der Sahara wäre ohne das Kamel nicht möglich. Kamele bedeuten Reichtum und Stolz. In einem Lied der Tuaregfrauen heißt es: „Der junge Mann, der kein Kamel hat, weil sein Vater ihm keines gibt, weil er kein Geld hat, eins zu kaufen, der ist bedauernswert.“ Auch wird der Brautpreis traditionell mit Kamelen bezahlt. Eigentlich gilt es als schmachvoll, diesen mit anderen Tieren zu ersetzen, aber vielen Nomaden bleibt in ihrer heutigen Armut nichts anderes übrig. Ein Kamel ermöglicht Mobilität als Reit- und Transporttier. Früher hing das Leben der Nomaden noch stärker von den Fähigkeiten des Kamels ab. Sie entschieden über den Ausgang eines Raubzuges oder über den Erfolg einer Handelskarawane. Die Kamelmilch war dabei oft die einzige Nahrung, der Mist das einzige Brennmaterial. Auch sonst ist der Lebensalltag der Nomaden eng mit dem Kamel verknüpft. Die Dauer einer Reise messen sie in Kameltagen, ihr Gewichtsmaß ist eine Kamellast und ein Tag zerfällt in zwei Melkzeiten.

Entsprechend groß ist die Ehrerbietung und Zuneigung, die dem Kamel entgegengebracht wird. Es gibt 160 arabische Bezeichnungen für das Kamel. Die gebräuchlichste „al djamal“ ist auch der Begriff für „Zuneigung“, „Verehrung“ und „Bewunderung“. Die sprachliche Wurzel von „Kamel“ und „Schönheit“ ist dieselbe. Es gibt unendlich viele Gedichte, Redensarten, Weisheiten und Gleichnisse über das Kamel. Eine alte arabische Legende lautet:

„Allah schuf sich die Wüste, damit es einen Ort gebe, darinnen er in Ruhe lustwandeln könne. Aber bald sah er seinen Irrtum ein, und er korrigierte ihn. Er rief den Südwind, den Nordwind und alle anderen Winde und befahl ihnen, sich zu vereinigen. Sie gehorchten ihm, er nahm eine Handvoll des Gemisches und so entstand zum Ruhme Allahs, zur Schande seiner Feinde und zum Nutzen der Menschen das Kamel. Er band an dessen Füße das Mitleid, legte auf seinen Rücken die Beute und in seine Flanken den Reichtum. Er gab ihm – auch ohne Flügel – den Flug der Vögel, und das Glück war an seinem Schwanz angeheftet.“

Modernisierung und Landflucht haben das Kamel zusammen mit den Nomaden und Hirten immer mehr verdrängt. Heute ist das Kamel für die jüngere Generation ein Symbol der Rückständigkeit. Statt Handelskarawanen ziehen Herden von Schlachtkamelen durch die Straßen. Sie dienen der Stadtbevölkerung als billige Fleischmahlzeit. Bei den Nomaden gibt es Kamelfleisch nur zu Festanlässen.

Wir sind inzwischen zu echten Kamelfans geworden. Der stets liebenswert erhabene, aber absolut arrogante Blick und die seltsame Gestalt des Kamels, plump und elegant zugleich, sind schon eine ganz besondere Mischung. Wir werden niemals verstehen, warum dieses störrische und eigenwillige Tier am Ende doch stets macht, was sein Besitzer von ihm fordert. Nach dem

lauten Protestgebrüll folgt aber stets wieder der gleiche gelangweilte, aber hochnäsige und stolze Gesichtsausdruck. Für diesen Blick liefert eine alte Geschichte eine besondere Erklärung:

„Es gibt hundert Namen für Allah, doch Muhammad verriet seinen Anhängern nur neunundneunzig davon. Den hundertsten flüsterte er eines Tages seinem weißen Kamel ins Ohr als Dank dafür, daß es ihm im Momente einer Gefahr zur Flucht verhalf. So kommt es, daß nun alle Kamele den hundertsten Namen Allahs kennen, die Menschen aber nicht. Und dies ist der wahre Grund, weshalb alle Kamele so entsetzlich blasiert, stolz, überheblich und hochnäsig sind, denn sie sind wissend.“

Es ist schon traurig mit anzusehen, wie viele dieser Tiere ihr Leben auf der Straße lassen. Hier ist der Verkehr ihr größter Feind: Wir fahren alle paar Kilometer an Kamelkadavern vorbei. Das Verwesungsstadium reicht dabei von fast frisch bis zum blanken Skelett.

Am nächsten Tag überschreiten wir kurz vor Libyens zweitgrößter Stadt Bengazi unsere 10000-Kilometermarke. Damit haben wir mehr als die Hälfte unserer Mittelmeerrundfahrt hinter uns gebracht. Und nach etwa 600 Kilometern scheint hier auch „die Strecke der toten Kamele“ zu Ende zu sein.

Die Gegend wird grüner. Das Gebiet gehört zu den wenigen landwirtschaftlich nutzbaren Flächen Libyens. Der „Djebel akhdar“, der „Grüne Berg“, bringt für libysche Verhältnisse relativ starke Niederschläge. Die ideologische Beeinflussung der Bevölkerung ist allgegenwärtig. An jeder Ortseinfahrt stehen riesige Jubelbögen, die auf das Datum der Revolution von 1969 verweisen. Auf den Sonderbriefmarken ist Gadhafi der „Man of Peace 1992“. Auf anderen Marken wird an die palästinensische „Intifada“, die „Stone Revolution“, erinnert und ganz Israel als palästinensisches Gebiet proklamiert. Große Plakatafeln mit Bildern Gadhafis zeigen ihn, wie er stolz sein Grünes Buch präsentiert oder als Bulldozerfahrer bei einem Bewässerungsprojekt in der Wüste. Der Bau des „großen künstlichen Flusses“ ist eines der technischen Lieblingsprojekte Gadhafis. Dazu soll Grundwasser im großen Stil nutzbar gemacht werden.

Im Südosten Libyens entdeckte man gewaltige Mengen fossilen Wassers, dessen Alter auf bis zu 400 Millionen Jahre geschätzt wird. Im Laufe der Erdgeschichte lagerten sich verschiedenartige Sedimente schichtförmig übereinander. Durch das wachsende Gewicht entstanden an einigen Stellen geologische Becken, die einen Durchmesser bis zu 1000 Kilometern und eine Tiefe bis zu 6000 Metern haben. Sie sind mit porösen Sedimenten gefüllt. In ihnen lagerten sich – wie in einem steinernen Schwamm – gewaltige Wassermengen ein. Es sind Reste jahrelanger Dauerregen zur Zeit der Saurier, von geschmolzenen Gletschern der Eiszeit oder aber Reste vom Meerwasser früherer Saharaüberflutungen. Als die Becken gefüllt waren, entstanden riesige abflußlose Seen, wie zum Beispiel der Tschadsee. Vor 30 000 Jahren war er so groß wie das heutige Schwarze Meer, heute ist er fast völlig ausgetrocknet.

In der Sahara gibt es rund ein Dutzend solcher Grundwasserspeicher. Mit dem Wasser aus dem Kufra Becken in Südostlibyen möchte Gadhafi seine braune Libysche Wüste in einen grünen Garten verwandeln. In den Oasen um Kufra entstanden die ersten großtechnischen Bewässerungsanlagen zur besseren landwirtschaftlichen Nutzung des Wüstenbodens. Nach der Ölkrise in den 70er Jahren hoffte Gadhafi dadurch eine größere Unabhängigkeit von den teuren Lebensmittelimporten zu erlangen. Aber das Projekt in Kufra scheiterte. Nur wenige Bauern wollten sich in dieser Gegend ansiedeln, und die Produkte gelangten nicht frisch in die weit entfernten Städte der Küstenregion. Jetzt soll bis Mitte der 90er Jahre ein 2000 Kilometer langes Rohrsystem das Wasser zu den Bauern an der Küste bringen. Täglich sollen zwei Millionen Kubikmeter Wasser in Rohren mit vier Metern Durchmesser aus den Kufra Becken gepumpt werden. Zum Bau der Pipeline wurde ein spezielles Straßennetz nötig. Geschätzte Kosten des Projektes: 25 Milliarden Dollar. Oberst Gadhafi nennt es „das achte Weltwunder“ und den „großen menschengemachten Fluß“. Ausländische Wissenschaftler und Hydrologen zweifeln an

der Genialität dieses Projektes. Sie sehen in ihm einen Raubbau an der Natur, der in einer ökologischen Katastrophe enden wird. Denn im Gegensatz zu anderen Grundwasserarten regeneriert sich dieses fossile Grundwasser nicht. So wird die Grundlage der traditionellen Oasenbewirtschaftung gefährdet. Schon heute müssen in Kufra immer leistungsfähigere Pumpen das Wasser fördern, denn der natürliche Druck, der noch vor wenigen Jahren das Wasser an die Erdoberfläche steigen ließ, verringert sich zusehends. Der Grundwasserspiegel sinkt durch die Unmengen entnommenen Wassers, und parallel dazu steigt der Salzgehalt im verbleibenden Wasser. Entgegen der offiziellen Ansicht, noch „mehrere hundert Jahre“ das Wasser aus dem Kufra-Becken nutzen zu können, scheint Gadhafis Traumprojekt zum Scheitern verurteilt.

Am Abend finden wir einen Schlafplatz, mit dem wir nicht ganz zufrieden sind. Wir stehen in der Nähe einer kleinen Straße, aber das Gebüsch um uns herum verdeckt den Bulli nur spärlich. Während wir noch überlegen, ob wir uns nicht trotz der Dunkelheit einen anderen Platz suchen sollen, klopft es an der Seitentür. Wir öffnen und drei Libyer stehen vor uns. Sie wollen anscheinend nur „Merhaba“, „Hallo“ sagen. Nach dem üblichen „Woher? Wohin? Libyen schön?“ gehen sie wieder. Daß sie auch nach „Whisky“ und „Camera“ fragen, beunruhigt uns nicht weiter. Auch die alte Jagdflinte, die einer der drei über der Schulter hängen hat, macht uns noch nicht mißtrauisch. Kurz darauf klopft es erneut, aber es ist niemand zu sehen. Dann Schritte, es klopft mal vorn, mal hinten, aber niemand antwortet auf unsere Fragen. Erkennen können wir in der Dunkelheit nichts. Langsam wird uns die Situation zu unheimlich und wir sind fest entschlossen, den Standplatz zu wechseln. Aber einer der Männer steht direkt vor uns. Als er sieht, daß wir ihn durch unsere Vorhänge beobachten, legt er sein Gewehr auf uns an. Wir gehen in Deckung. Erst nach einer ganzen Weile trauen wir uns, wieder vorsichtig nach draußen zu spähen. Der Libyer steht nicht mehr vor uns, sondern neben dem Auto. Schnell krabbeln wir durch unsere Luke nach vorne in die Fahrerkabine. Geduckt glühen wir den Motor vor und hoffen, daß sie uns keine Steine vor die Reifen gelegt haben. Wir starten und fahren an. Keine Steine, ein Glück! Jetzt das Licht an und schnell weg hier. Wir sind schon auf der Straße, als Steine das Bulliheck treffen. Wir geben Vollgas und fahren, bis wir uns sicher fühlen. Es ist uns nicht ganz klar, ob wir einfach nur Glück gehabt haben oder ob die ganze Aktion nicht nur ein schlechter Scherz war. Denn wenn die Libyer uns wirklich überfallen wollten, hätten sie uns auch direkt das Gewehr unter die Nase halten können. Auf jeden Fall sitzt der Schreck tief. Mit einer Situation wie dieser muß man zwar immer rechnen, wenn man wild campet. Aber jetzt wird uns wieder klar, wie wehrlos wir doch eigentlich sind. Mit unserem Sprühgas oder unserem Brotmesser hätten wir uns nicht wehren können. Eine Waffe besitzen wir nicht, da es ist sowieso fraglich ist, ob sie überhaupt etwas nutzt oder ob dadurch nicht im Ernstfall die Situation zusätzlich verschärft wird. Ganz abgesehen davon, daß Ärger an jeder Grenze vorprogrammiert wäre.

Jetzt wollen wir nichts weiter als eine sichere Nacht. Wir erinnern uns an eine Polizeistation ein paar Kilometer zurück an der Hauptstraße. Wir fragen um Erlaubnis, ob wir uns daneben stellen dürfen. Ein müde wirkender Polizist nickt verschlafen. Hoffentlich können auch wir bei dem Straßenlärm genauso gut schlafen wie er.

Dienstag, 08.12.92

Um halb sieben klopft es erneut an der Seitentür. Im Halbschlaf öffnen wir das Fenster ein Stück und ein Polizist hält uns Datteln und zwei Orangen entgegen. Leicht verlegen wünscht er uns einen guten Morgen: „Sabah al-kheir“. Eine halbe Stunde später wieder ein Klopfen und zwei Gläser Tee werden uns gereicht. Kurz darauf stehen zwei weitere Uniformierte vor der Tür und vervollständigen unser Frühstück mit frischem Brot.

Auf den letzten 500 Kilometern bis zur ägyptischen Grenze fahren wir bei Tubruq an Gedenkstellen für die Toten des Zweiten Weltkriegs vorbei. Im Gebiet von hier bis zum ägyptischen Al-Alamein kam es zu den schwersten Gefechten zwischen den Truppen von

„Wüstenfuchs“ Rommel und den Alliierten. Die Schlacht um Tubruq dauerte über zwei Jahre. Noch heute zeugen Millionen im Sand vergrabener Fliegerbomben, Minen und Granaten von der Grausamkeit dieser Kämpfe. Direkt hinter Tubruq beginnt die sogenannte Todeszone. Jedes Jahr kommen Menschen, vor allem Nomaden, durch Minen ums Leben. Die Regierungen der Staaten, die diese vor 50 Jahren vergruben, verweigern heute die Mithilfe bei der Räumung. Weder England, Frankreich, Deutschland noch Italien entsenden ausgebildete Minensucher oder spezielle Räumfahrzeuge. Ein deutscher Bombenexperte leistet Freiwilligenarbeit und gräbt gemeinsam mit einem libyschen Team die noch scharfen Sprengkörper per Hand und Schaufel aus. Allein in den letzten zwei Jahren fanden und entschärfen sie 30000 Minen. Schon weit vor der ägyptischen Grenze stoppt uns die libysche Ausreisekontrolle. Man fragt uns auch nach den ägyptischen Visa, die natürlich in unseren anderen Pässen sind. Beim Anblick der vier Pässe bekommt der Zöllner ganz große Augen und fordert mich auf, mit zu seinem Chef zu kommen. Zum Glück spricht der etwas Englisch und ich kann ihm klarmachen, daß einer von Kirstins Pässen fast abgelaufen ist und sie daher zwei hat. Warum wir beide je zwei besitzen, fragt er zum Glück nicht. Dann sucht er verzweifelt nach unseren Meldestempeln. Normalerweise muß man sich innerhalb einer Woche in einer Bezirkshauptstadt melden. Aber wir sind erst sechs Tage im Land, daher brauchten wir dies nicht. Nach einer Weile sieht er es anhand des Einreisestempels dann auch und wir können weiter. Die bei der Einreise so teuer bezahlten Autonummernschilder haben wir schon abgenommen. Da niemand nach ihnen fragt, bleiben sie uns wenigstens als originelles Souvenir.

Großstadt- und Sinai-Schluchten – Ägypten

Schon bevor die ägyptische Grenzstation in Sicht kommt, erwartet uns eine schier endlose Autoschlange. Nach dem spärlichen Verkehr auf den letzten Kilometern in Libyen hatten wir einen solchen Ansturm nicht erwartet. Die meisten der Wartenden sind ägyptische Gastarbeiter auf dem Weg nach Hause.

Schon von weitem erkennt uns ein ägyptischer Zöllner als Ausländer, ruft uns laut „Welcome in Egypt“ zu und winkt. Das lassen wir uns natürlich nicht entgehen. Wir haben zwar ein komisches Gefühl, als wir an den schon seit Stunden wartenden Ägyptern vorbeirollen, aber wir sind doch heilfroh, daß uns dies erspart bleibt.

Die Zeit, die wir dabei eingespart haben, verbringen wir dafür mit dem Kennenlernen der ägyptischen Bürokratie. Seit der Regierungszeit Nassers wird jeder Hochschulabsolvent, der keinen Job findet, nach zwei Jahren Wartezeit in den Staatsdienst übernommen. Und da eine schlecht bezahlte Beamtenstelle immer noch besser als die zu erwartende Arbeitslosigkeit ist, nehmen sehr viele dieses Recht in Anspruch. Das Ergebnis ist ein bis zum Platzen aufgeblasener Verwaltungsapparat, in dem alle Posten doppelt und dreifach besetzt sind – so auch an dieser Grenze.

Als erstes begutachtet ein Zöllner das Auto auf einer Grube von unten, in das Wageninnere wirft er nur einen flüchtigen Blick. Nächste Station ist die Paßkontrolle: Wir wollen versuchen, eine Verlängerung unserer Visa auf zwei Monate zu erreichen. Normalerweise ist dies möglich, wenn man pro Person mindestens 180 Dollar in ägyptische Pfund eintauscht. Aber an diesem Grenzübergang ist davon anscheinend nichts bekannt. Nach langem, aber erfolglosem Bitten und Betteln schauen wir betrübt mit an, wie unsere Pässe mit einer nur einmonatigen Aufenthaltserlaubnis gestempelt werden. Es ist zwar einfach, sie in Kairo zu verlängern, aber nun bekommen wir auch die Autopapiere für nur einen Monat. Deren Verlängerung in Kairo ist angeblich ein nervenaufreibender Spießrutenlauf von Behörde zu Behörde.

Weiter geht es in das Büro für die Fahrzeugeinfuhr. Zuerst ist alles kein Problem: Schön sauber wird unser Carnet (ein Zolldokument, das für Ägypten unbedingt notwendig ist) vollständig ausgefüllt. An der Kasse sollen wir die Gebühren zahlen: 402 ägyptische Pfund, fast 200 Mark. Wir schauen den Zöllner halb erschreckt, halb ärgerlich an, worauf er sein breitestes Grinsen

aufsetzt. Freundlich erklären wir ihm, daß wir diesen Betrag als etwas hoch empfinden. „You don't want to pay?“ Wir schütteln die Köpfe. „So go back to Libya“ und er beginnt, sämtliche Eintragungen und Stempel im Carnet wieder durchzustreichen. Ziemlich sauer machen wir uns auf den Weg zum Vorsteher dieser Station. Wir werden auch direkt in das richtige Büro geführt, anscheinend hat sich unser Fall schon herumgesprochen. Erstmals setzen, einen Tee trinken und ihm die ganze Geschichte schildern. Er erklärt uns, daß diese Einfuhrsteuer neu ist: 200 Pfund für Fahrzeuge bis 1200 Kubikzentimeter, 400 Pfund bis 2000 Kubik und 600 Pfund für größere. Als Kompromiß schlägt er uns vor, den Wagen in die kleinste Klasse einzustufen. Wir müßten somit nur 100 Mark bezahlen.

Doch als wir jetzt glauben, wir hätten den Papierkrieg geschafft, haben wir die Ausmaße ägyptischer Bürokratie gründlich unterschätzt. Zunächst schmiert der Zöllner, den wir von vorhin in so netter Erinnerung haben, reichlich Tipp-Ex in unser Carnet. Darauf drückt er neue Stempel und kritzelt ein paar arabische Worte dazu. Jetzt gleicht die Seite eher den Schreibversuchen eines arabischen Erstkläßlers als einem amtlichen Dokument. Mürrisch schickt er uns zur Nummernschildausgabe. Doch es fehlt noch eine Unterschrift vom Chef. Also ganz zum Eingang zurück. Der Chef ist nicht da, der Vizechef auch nicht und der Vize-Vizechef fühlt sich nicht zuständig. Nach einer Weile finden wir endlich jemanden, der unterschreibt. Zurück zur Nummernschildausgabe. Doch auch dieser Zöllner, inmitten von riesigen ungeordneten Papierbergen, schickt uns wieder weg. Erstmals müssen wir eine Versicherung für 20 Pfund abschließen. Auch danach gibt es noch keine Schilder – die Motornummer muß erst verglichen werden. Kofferraum ausräumen, Nummer suchen, vergleichen, wieder einräumen. Wir bezahlen 28 Pfund Gebühren und sind endlich am Ziel. Aus einem riesigen Berg von durcheinander liegenden Schildern fischt der Zöllner zwei (sogar gleiche) heraus. Doch bevor wir die ägyptische Zulassung erhalten könnten, bräuchten wir noch... Wir wissen schon: eine Unterschrift vom Abteilungschef, langsam kennen wir uns ja aus. Schließlich halten wir kurz darauf den ganzen Papierkram und die Schilder in unseren Händen. Auch ein Extrazettel, der darauf aufmerksam macht, daß ein Feuerlöscher zwingend vorgeschrieben ist, fehlt nicht. Als wir am Ausgang für das Öffnen der Schranke nochmals 20 Pfund berappen dürfen, werden uns die zwei wichtigsten Prinzipien der ägyptischen Bürokratie klar: Sie ist teuer, und jeder fühlt sich wie ein kleiner Chef. Und der Chef der Schranke läßt uns nur durch, wenn wir bezahlen.

Kurz vor Marsa Matruh fragen wir an einer Verkehrskontrollstation, ob wir uns zum Übernachten dahinter stellen dürfen. „Welcome to Egypt“ und natürlich „Mesch mushkila“, „kein Problem“. Aber wir müssen erstmal auf einen Tee hereinkommen. In einer kleinen kombinierten Schlaf- und Schreibstube begrüßen uns sechs Verkehrspolizisten einstimmig mit „Welcome to house“, womit sich ihr englischer Wortschatz schon erschöpft hat. Die nächsten zwei Stunden haben wir alle Spaß, trinken reichlich Tee, essen Limonen samt Schale und reichen Fotos herum. Zwischendurch immer wieder „Welcome to house“, gefolgt von markerschütterndem Lachen und einem herzlichen Händeschütteln. Als wir uns schließlich müde losreißen können, kommen einige der Polizisten noch mit hinaus. Jetzt ist es an uns, sie mit „Welcome to house“ zu begrüßen und sie staunen, daß unser Auto wirklich ein kleines rollendes Haus ist. Am nächsten Morgen kontrollieren sie schon fleißig den Verkehr, als wir uns von ihnen verabschieden. In Marsa Matruh holen wir uns beim Immigration-Office den Registrationsstempel, der für alle Touristen vorgeschrieben ist. An jeder Ecke erschallt ein „Welcome to Egypt“ und wir genießen es richtig, endlich wieder durch eine belebte Stadt zu bummeln. Am Büro der Tourist-Information und Tourist-Police dürfen wir über Nacht stehen. Der Chef des Office meint dazu: „Here you are safe. You are in the pocket of the government.“ Direkt gegenüber ist noch eine Militärstation – wir fühlen uns bestens geschützt. Bisher gehörte Ägypten mit zu den sichersten Reiseländern. Jedoch spitzen sich die Auseinandersetzungen zwischen islamischen Fundamentalisten und der Regierung immer weiter zu. Seit einigen Jahren verüben die Islamisten Terroranschläge gegen staatliche Einrichtungen und den christlich-koptischen Bevölkerungsteil. In jüngster Zeit sind auch

Touristen Zielscheibe der Gewalt. Die Touristenzahlen sind sprunghaft zurückgegangen, seit es im oberägyptischen Assiut das erste ausländische Todesopfer gegeben hat. Die Fundamentalisten verfolgen damit eine Doppelstrategie: Die ungeliebten Ausländer sollen dem Land fernbleiben und der Staat an seiner empfindlichsten Stelle getroffen werden. Der Tourismus ist inzwischen Ägyptens wichtigste Devisenquelle und der Einbruch trifft nicht nur den Staat schwer, sondern auch die vielen Ägypter, die vom Tourismus leben. Die Islamisten wollen die Einheit von „Dawla“ (dem Staat) und „Din“ (der Religion) herstellen und die „Sharia“ (islamische Rechts- und Gesellschaftsordnung) einführen. Das westlich orientierte System soll geschwächt und zu Fall gebracht werden. Die Reaktion von Präsident Mubarak ist eine verstärkte Polizei- und Militärpräsenz, verschärfte Anti-Terror-Bestimmungen und das Erlassen von Notstandsgesetzen. Schon die Zugehörigkeit zu einer der verbotenen Gruppen „Al-Djihad“ oder „Gama al-Islamia“ (Islamische Vereinigung) reicht für eine Verhaftung aus. Mit zahlreichen Todesurteilen, die ohne Gerichtsverfahren ausgesprochen werden können, soll die Terrorwelle gebremst werden. Menschenrechtsorganisationen klagen an, daß Geständnisse durch Folter erpreßt werden. Ob es dem ägyptischen Staat gelingen wird, die Gewalt mit dieser Form der Gegengewalt zu stoppen, bleibt fraglich.

Mubarak wirbt im Ausland für Ägypten als Reiseziel. Der westlichen Presse wirft er vor, die Anschläge hochzuspielen. Verglichen mit beispielsweise Florida sei die Gefahr sogar gering. Rein mathematisch gesehen mag die Wahrscheinlichkeit, in einen Gewaltakt verwickelt zu werden, nicht höher liegen als in vielen westlichen Ländern. Aber die Berichterstattung der Medien spielt bei der Auswahl des Urlaubszieles eine große Rolle und genau darauf zielen die Fundamentalisten ab.

Auch wenn die große Mehrheit des Volkes die Forderungen und das Vorgehen der Islamisten ablehnt, so bleibt zu befürchten, daß sich der Konflikt noch weiter verstärkt. Denn von den eigentlichen Ursachen sind viele Ägypter betroffen. Sie liegen, wie auch in Algerien, in erster Linie in der Armut und den Lebensumständen breiter Bevölkerungsschichten. Über die Hälfte aller Ägypter sind Bauern, „Fellachen“, und der Großteil von ihnen lebt unter dem Existenzminimum. Insgesamt ist jeder vierte Ägypter arbeitslos und selbst Hochschulabsolventen finden nur schwer eine Stelle, die ihrer Ausbildung entspricht. So kommen die meisten in der unterbezahlten Verwaltung unter. Die Frustration in der Bevölkerung steigt und damit auch die Bereitschaft, eine der extremistischen Gruppen zu unterstützen.

Zum Frühstück treffen wir uns mit einem deutschen Ehepaar und ihrem kleinen Sohn in einem der zahlreichen Straßencafés. Sie berichten von der arabischen Kinderfreundlichkeit. Ihr Sohn müßte nur auf irgendwelche Leckereien schauen und schon bekäme er Unmengen geschenkt. Mitten im Erzählen ist er verschwunden. Wir entdecken ihn in einem Büro nebenan – er thront regelrecht hinter dem riesigen Schreibtisch. Einen Löffel in der Hand und eine Suppe vor sich, grinst er uns an. Ansonsten ist das Büro leer. Doch kurz später eilt ein Ägypter herein und reicht ihm ein Fladenbrot. Er meint, wenn der Junge schon seine Frühstückssuppe bekäme, dann gehöre auch Brot dazu. Abholen darf die Mutter ihn erst, als er aufgegessen hat.

Den Nachmittag verbringen wir am Strand, der hier zu den schönsten des ganzen Mittelmeeres gehört. Weiße Kalksteinfelsen begrenzen das Ufer – der feine weiße Sand und das klare türkisblaue Wasser sind ein Traum. Leider ist dieser Platz bei den Ägyptern ebenfalls sehr beliebt. Im Sommer fliehen sie aus dem heißen Kairo an das Meer. Die Verschmutzung mit Dosen und Plastikmüll zeugt noch jetzt von der Invasion, die hier jährlich stattfindet. Aber auch die großen und monotonen Feriensiedlungen sind nicht gerade eine Zierde für diesen Küstenabschnitt.

Unser nächstes Ziel ist die Oase Siwa, 300 Kilometer südlich von Marsa Matruh. Schnurgerade führt die Straße durch die Wüste. Sie wurde erst 1985 fertiggestellt. Bis dahin gab es nur eine Piste zur Küste und Siwa galt als „vergessene Oase“. Erst seit 1991 ist es Ausländern erlaubt, die Oase ohne Genehmigung zu besuchen.

Dienstag, 12.12.92

Nach einer Nacht in der Wüste erreichen wir am Vormittag den Steilabfall der Siwa-Senke. Das Becken ist etwa 150 Kilometer lang und zwischen 10 und 50 Kilometern breit. In den sieben Oasendörfern und dem Hauptort Siwa leben etwa 10 000 Menschen. Zum größten Teil sind es Berber, die sich mit Arabern und Sudanesen vermischt haben. Sie sprechen ihre eigene Sprache – Siwi, einen Berberdialekt. Arabisch ist hier eigentlich eine Fremdsprache.

Vom Rand des Steilhangs blicken wir auf den Hauptort und die darum gelegenen ausgedehnten Palmenhaine, die wie dichte Wälder wirken. Fast wie eine Fata Morgana erscheinen die großen Wasserflächen, die links und rechts von Siwa liegen. Die Oase liegt 24 Meter unter dem Meeresspiegel, was für die Bewohner Segen und Fluch zugleich bedeutet. So haben sie reichlich Grundwasser, aber es gibt keinen Abfluß wohin man die Abwässer leiten könnte. Daher sammelt es sich in den Senken zu Seen und verdunstet – die Seen werden zu Salzseen. Es darf keinesfalls mehr Grundwasser entnommen werden, als in den Seen verdunsten kann. Die Oase würde ansonsten in ihrem eigenen Abwasser ertrinken. Wegen diesen Schwierigkeiten kann in Siwa die landwirtschaftlich genutzte Fläche nicht vergrößert werden, auch wenn genügend Grundwasser dafür vorhanden wäre. Das starke Bevölkerungswachstum in der Oase bewirkt, daß man immer mehr auf Nahrungsmittelimporte angewiesen ist. Die Zeit, in der Siwa eine autarke Oase war, ist endgültig vorbei.

Im Ort angekommen, suchen wir uns seit langem mal wieder ein Hotel. Da der Tourismus hier noch in den Anfängen steckt, gibt es nur kleine und einfache Unterkünfte. In unserem Funduq, dem „Youssef“ direkt am Marktplatz, kostet das Doppelzimmer gerade mal fünf Mark. Es ist noch fast neu und wir haben einen schönen Blick auf die Reste der alten Stadt „Shali“. Sie wurde im 13. Jahrhundert aus Lehm und Palmenstämmen erbaut. Als Schutz vor räuberischen Beduinen umgaben die Bewohner ihre Stadt mit einer hohen Mauer. Dadurch war der Platz in der Siedlung begrenzt und man schaffte neuen Wohnraum, indem man in die Höhe baute. Es entstand ein komplexes Gebilde, das bis zu acht Stockwerke hoch war. Erst im letzten Jahrhundert fühlten die Menschen sich sicher genug, um auch außerhalb der Stadtmauer zu bauen. Heute ist Shali fast unbewohnt und verfällt langsam. Es existieren zwar Pläne, es als Touristenattraktion wieder aufzubauen, aber deren Durchführung ist aus Kostengründen äußerst fraglich.

Die Ruinen vermitteln trotz des Verfalls noch heute den Charakter eines wehrhaften, uneinnehmbaren Dorfes. Durch die löchrige Stadtmauer kann man bequem hinaufklettern und auf Entdeckungstour gehen. Von oben haben wir einen herrlichen Blick über das Dorf und die gesamte Oase. Hier können wir auch den Muezzin beobachten, der von der noch vollständig erhaltenen Lehmmoschee zum Nachmittagsgebet ruft. Einen Lautsprecher oder gar ein Tonband benutzt er noch nicht – live singt er gegen den elektrisch verstärkten Ruf des Muezzins der neuen Moschee an.

Im Zentrum des neuen Siwa ist der rasche Wandel, dem der Ort unterliegt, überall sichtbar. Häuser werden aus Beton gebaut, Vordächer aus Wellblech. Aus den Dächern ragen Betonpfeiler, um so die Möglichkeit einer späteren Aufstockung zu haben. Stromanschluß ist Standard und nur selten fehlt eine Fernsehantenne. Ob selbstgebastelt oder fertig gekauft – seit 1986 bringt sie Bilder aus dem Rest der Welt in die Wohnstuben. Damals legten sich innerhalb einer Woche über 1000 Familien einen Fernseher zu. Manche zahlen noch heute an den Raten. Mehr noch als der sich langsam entwickelnde Tourismus wecken westliche Filme und Werbung Konsumwünsche – eine Rückkehr zur autarken Lebensweise der Oasenbewohner ist auch daher ausgeschlossen. In den Läden Siwas gibt es alles, was auf dem Bildschirm angepriesen wird. Von der Nivea-Creme bis zur Pepsi werden alle diese Produkte über die neue Teerstraße herangeschafft. Sie hat das Leben in Siwa stark verändert. Nachdem bis in die siebziger Jahre der gesamte Warenhandel über die Karawanen der Beduinen lief, ist die Küste heute per Wagen bequem in vier Stunden zu erreichen.

Die Straße bringt auch verstärkt Touristen nach Siwa. Von einem Massentourismus kann zwar keine Rede sein, aber bei den wenigen Einwohnern machen sich auch die Individualreisenden

deutlich bemerkbar. Es sind hauptsächlich jüngere Leute, die schon länger in Ägypten unterwegs sind. Für die Bewohner der Oase stellt der Tourismus eine wichtige zusätzliche Einnahmequelle dar. Eine Handvoll kleiner Hotels wurde eröffnet. Restaurants haben sich auf den Geschmack der Rucksackreisenden eingestellt und bieten auch Pizza, Lasagne und Pancake an. Daneben fehlen aber nicht die typischen ägyptischen Gerichte wie „Foul“ (Brei aus braunen Bohnen), „Felaful“ (frittierte Bällchen aus Kichererbsenpüree) und „Kushari“ (Reis, Nudeln, Linsen und Röstzwiebeln mit einer scharfen Soße).

In einem solchen kleinen Lokal lernen wir auch das Ehepaar Leopoldo kennen. Sie leben bereits seit über zehn Jahren in ihrem Wohnmobil in Siwa. Leonardo Leopoldo ist Fotograf aus den USA, seine Frau Bettina ist Schweizerin und von Beruf Anthropologin. Sie spricht Siwi und engagiert sich besonders für die Situation der Frauen. Neben Büchern, die sie über die Lebensumstände der Frauen geschrieben hat, organisiert sie auch Vorträge und Ausstellungen zur Kultur und den Traditionen in Siwa.

Die „Verbannung“ der Frauen aus der Öffentlichkeit ist hier fast vollkommen. Wenn sie doch einmal zu sehen sind, so nur völlig verschleiert im traditionellen schwarzem „Malayah“-Gewand mit buntbestickten Rändern. Selbst die Hände werden mit Handschuhen gegen fremde Blicke geschützt. Lediglich ganz junge Mädchen sind unverschleiert. Sie sind bunt gekleidet und ihre Haare sind zu dünnen Zöpfen mit eingearbeiteten bunten Bändern geflochten. Eine so strenge Abschirmung wie die der Frauen in Siwa kann nicht mit Muhammads Vorstellungen und den Geboten des Qur'an begründet werden. Muhammads erste Frau Khadidja war selbst eine weltgewandte und erfolgreiche Karawanenbesitzerin und Kauffrau. Die Sure 24, Vers 31 sagt zur Verschleierung der Frau nichts Eindeutiges aus: „Und sagt den gläubigen Frauen, sie sollen ihre Augen niederschlagen, und sie sollen darauf achten, daß ihre Scham bedeckt ist..., daß sie ihren Schal über den Schlitz des Kleides ziehen...“ Sie wurde erst unter Muhammads Nachfolgern, den Kalifen, etwa ein Jahrhundert nach seinem Tod eingeführt. Allerdings geschah dies weniger in der Absicht den Frauen Fesseln anzulegen, sondern vielmehr um sie vor den gierigen Blicken und Nachstellungen der Männer zu schützen und um soziale Ungleichheiten zu verdecken. Vor Muhammad war es nichts Ungewöhnliches, wenn ein Mann eine Frau offen zur „Unzucht“ aufforderte. Es war keine Ausnahme, daß ein Mann mehrere „Geliebte“ hatte. Auch das heute bei uns als „Vielweiberei“ angesehene Recht auf vier Ehefrauen bedeutete damals eine Beschränkung auf „nur“ vier. Diese müssen laut Qur'an absolut gleich behandelt werden. Die meisten Gebote des Qur'an in Bezug auf die Frau wurden formuliert, um den Frauen damals Gerechtigkeit zukommen zu lassen. Die Trennung in einen öffentlichen und einen privaten Lebensbereich und die dazugehörige Geschlechtertrennung sollte denselben Zweck erfüllen. Ob in der heutigen Zeit die Einhaltung dieser Gebote und der Traditionen in so strenger Form wie hier in Siwa noch genau den selben Sinn hat wie zu Muhammads Zeiten, bleibt für uns allerdings fraglich.

Bettina erzählt, daß sie plant, eine spezielle Krankenstation für Frauen aufzubauen. Viele Frauen weigern sich, zu einem männlichen Arzt zu gehen und viele Ehemänner verbieten es ihnen. Daher gibt es bei Geburten eine sehr hohe Todesrate. Aber dieses Projekt stößt in der Männerwelt auf harten Widerstand – Bettina erhielt sogar Morddrohungen. Ein weiteres Projekt organisiert und leitet den Verkauf von traditionellen Gegenständen an Touristen. Diejenigen Familien, die Schmuck oder selbstgenähte und bestickte Kleidung verkaufen wollen, können dies über ein Geschäft am Marktplatz tun. Dort führt der Ladeninhaber genau Buch über den Verkauf jedes einzelnen Stückes, und der Erlös wird nach festen Anteilen aufgeteilt. So haben viele Familien einen willkommenen Nebenverdienst, ohne jemals persönlich mit den Touristen in Kontakt zu kommen.

Auch sonst vermitteln die Leopoldos gerne zwischen Touristen und Einheimischen. Sie zeichnen Stadtpläne und sind an Gesprächen mit jedem Reisenden interessiert. Sie sind nicht völlig gegen den Tourismus in Siwa. Solange sich die Touristenzahl und deren Verhalten im entsprechenden Rahmen hält, versuchen sie, das Beste für die Siwaner daraus zu machen.

Vor dem Café, in dem wir frühstücken, fährt ein Tankwagen vor, und Kinder stehen Schlange, um für ihre Familien Wasser zu holen. Sie warten geduldig mit Eimern und alten Blechkanistern in der Hand, bis ihre Gefäße gefüllt werden. Der Tankwagen bringt Wasser aus einer salzarmen Quelle. Das Grundwasser in Siwa ist mit seinem extrem hohen Salzgehalt von bis zu zehn Gramm pro Liter nicht zum Trinken geeignet.

Wir mieten uns zwei Fahrräder, auch das ist neu und nur für die Touristen in Siwa. Es gibt hier keine Busse oder Taxis, sondern nur die „Karussahs“ – Esel- und Pferdekarren mit alten Autorädern – holpern über die welligen Pisten. Auf unseren nahezu antiken, aber dafür schlaglochrobusten Vehikeln mit pfeinlichem Metallsattel, wollen wir zum höchsten Zeugenberg in der Gegend, dem Djebel Dakrou, radeln. Unterwegs grinst man oft über uns – besonders über Kirstin. Fahrradfahren gilt als „unschicklich“ für eine Frau, wohl wegen der gespreizten Beinhaltung.

Als wir den Ort verlassen, wandelt sich die Straße zu einer löcherigen Piste. Die verstreut liegenden Häuser sind wieder aus Lehm gebaut, sie haben nur ein oder zwei kleine Fenster und eine Tür aus dickem Holz. Alle sehen unbewohnt aus und wir sehen noch nicht einmal die sonst allgegenwärtigen bunten Wäschestücke auf dem Dach. Die wenigen einheimischen Frauen, denen wir begegnen, verstecken sich, sobald sie uns erblickt haben.

Auf unserem Weg durch die ausgedehnten, schattigen Palmenhaine kommen wir immer wieder an einer der vielen Quellen vorbei. Ihre Zahl wird auf 200 geschätzt. Sie liefern das Wasser für die 300 000 Dattelpalmen in Siwa. „Sekhetam“, „Palmland“, hieß die Oase im alten Ägypten. Siwas Datteln sind seit jeher bekannt und begehrt wegen ihrer Spitzenqualität. Der Grund liegt in der extrem geringen Luftfeuchtigkeit. Wir erkennen außerdem noch Oliven-, Feigen-, Aprikosen- und Orangenbäume, und sogar Weintrauben gedeihen auf den bewässerten Feldern.

Als wir den Djebel Dakrou erreichen, sind wir von der Hitze zu erschöpft, um ihn noch zu besteigen. Die Piste ist zum Radeln viel zu sandig und notgedrungen müssen wir schieben. Das ist eben „Malesch“ – „Schicksal“. Es zu akzeptieren ist nach der ägyptischen Lebensphilosophie das Angenehmste. Aber schon bald bietet uns ein siebenjähriger Junge eine Mitfahrgelegenheit auf seinem Eselkarren an. Er hat vielleicht noch nie mit einem Ausländer geredet, trotzdem spricht er uns mit „Sadiq“, „Freund“, an. Doch leider trennen sich unsere Wege schon bald, und wir fahren ins Dorf zurück. Unseren nächsten Ausflug werden wir mit dem Bulli machen, denn bei der Ankunft im Hotel sind unsere Hintern wundgescheuert – malesch!

Am Abend gehen wir auf eine Party, zu der ein Besitzer eines Hotels alle Touristen eingeladen hat. Heute möchte er einen senegalesischen und eine dänische Botschaftsangestellte aus Kairo unterhalten, die in seinem Hotel gerade zwei Tage Ferien machen. Eine kleine Gruppe spielt traditionelle siwanische Musik. Dann legt der Hotelbesitzer eine wilde Mischung aus griechischem Sirtaki und türkischem Bauchtanz vor, die er mit Elementen des modernen Discostils anreichert. Einen Touristen nach dem anderen fordert er zum Mittanzen auf. Doch die einzigen, die sich mit ihm richtig messen können, sind seine Kinder: sein Sohn mit einem Samurai-Schwerttanz, für den ein Besenstiel herhalten muß, und seine Tochter mit einem gekonnten Bauchtanz. Die Familie ist koptisch, daher feiern Männer und Frauen zusammen. Wegen der ständigen unberechtigten Beschimpfungen, eine Prostituierte zu sein, würde die Tochter am liebsten aus Siwa wegziehen – so wie es alle anderen Kopten getan haben. Aber der Vater verdient mit seinem Hotel viel zu gut und daher werden sie bleiben – isoliert von den übrigen Siwanern.

Am nächsten Mittag fahren wir los, um uns ein wenig kulturgeschichtlich zu bilden. Ganz bescheiden wirkt die berühmte „Sonnenquelle“ Kleopatras. In ein etwa 30 Meter durchmessendes, rundes Becken führen Stufen in das moderige Wasser. Man kann theoretisch darin baden, aber die Quelle liegt direkt an der Piste in das Dorf Aghurmi und es herrscht reger Eselkarrenverkehr. Es wäre besonders für Kirstin höchst unpassend, hier im Badeanzug

herumzulaufen. Kleopatra hat nie persönlich in der Quelle gebadet. Aber in Ägypten wird alles, was alt ist und mit Frauen zu tun hat, gerne mit Kleopatra in Verbindung gebracht. Knapp einen Kilometer weiter nördlich stehen die ebenfalls enttäuschenden Überreste des Tempels „Umm Ebeida“, der vom Pharao Amasis in der 26. Dynastie (664 – 525 v. Chr.) zu Ehren des Gottes Amun erbaut wurde. Um so sehenswerter ist das alte Dorf Aghurmi, das nur etwa 500 Meter entfernt ist. Aber noch bevor wir das einzige Stadttor erreichen, entdecken uns die Kinder des neuen Dorfes nebenan. Bevor wir uns versehen, sind wir von ihnen umstellt. Mindestens 15 Mütter schreien nach „Flüs“ (Geld) und Bonbons und mindestens 30 Hände halten uns den Gegenwert entgegen: Armreifen, Ketten und Ringe aus Mutters Silberschatztruhe, bestickte Armbänder und Babykleider. Irgendwie ist es schade, daß der traditionelle Silberschmuck hier an Touristen verscherbelt wird, aber Silber gilt als nicht mehr zeitgemäß. Oft schmelzen es professionelle Händler ein, um dann daraus modernere Stücke zu fertigen. Die meisten Frauen bevorzugen heute Goldschmuck. Die Kinderhorde ist höchst aufdringlich und reagiert auf keine unserer Vertröstungsfloskeln wie „insha'allah ba'aden“ (vielleicht später) weil „flüs fil funduq“ (unser Geld ist im Hotel). Direkt „Nein“ zu sagen, gilt als unhöflich. Wir müssen uns regelrecht zum Eingang des alten Dorfes durchkämpfen. Der wirkt wie eine magische Schranke, und die Kinder drehen um. Es steht kein einziges Haus mehr im alten Aghurmi, nur ein paar verfallene Mauern und die Moschee deuten auf seine frühere Besiedlung hin. Die Ruine thront malerisch auf einem kleinen Hügel. Da sie vollständig mit einer hohen Mauer umgeben ist, wirkt sie wie eine Burg. Diesen Eindruck verstärkt das Minarett der Moschee, das wie ein Wehrturm in einer Ecke dem Verfall trotzt. Nur aus Lehm und Palmstämmen erbaut, ragt es schief gegen den Himmel. Wir entdecken, daß die Eingangstür unverschlossen ist und wagen es, hinaufzuklettern. Dort stehen wir auf einer kleinen Plattform und hoffen, daß der Lehm unserem Gewicht standhält. Aber schnell läßt uns der atemberaubende Ausblick alle Angst vergessen: unter uns die Ruinen des Dorfes, im Westen der neue Ort und dahinter Siwa, im Süden unzählige Palmen und der Djebel Dakrou und im Osten glitzert der Aghurmisee silbern in der Sonne. Schon lange vor diesen Bauten stand hier ein Tempel des Gottes Amun, angeblich auch sein Orakel. Alexander der Große zog nach der Gründung von Alexandria 331 v. Chr. in die Oase des Amun. Er verirrte sich in der Wüste und angeblich sandte Amun Regen und Vögel, die ihm den Weg zeigten und so sein Leben retteten. In Siwa angekommen, brachte Alexander dem Gott Opfergaben dar und befragte das Orakel. Es bestärkte ihn in seinem Glauben der Unbesiegbarkeit und in seiner Idee, Orient und Okzident zu verschmelzen. Keine 200 Jahre zuvor hatte der Perserkönig Kambyses II. nach seiner Eroberung Ägyptens die „Ammunier und die Oase verbrennen“ wollen. Er sandte sein Heer, aber in einem Sandsturm starben alle 50 000 Soldaten. Kambyses trieb die Nachricht davon in den Wahnsinn, denn damit hatte sich eine Prophezeiung des Amunorakels erfüllt. Noch heute versucht man, Überreste dieses Heeres in der ägyptischen Wüste zu finden. Aber alle Expeditionen blieben bisher erfolglos.

An unserem dritten Tag in Siwa fahren wir zum Baden auf das „Fantasy Island“. Es liegt vier Kilometer östlich des Ortes im „Birket Siwa“, dem „Siwa-See“. Im See kann man wegen seines hohen Salzgehaltes nicht baden, aber dafür in einer Quelle auf der kleinen Insel, die durch einen Damm mit dem Festland verbunden ist. Die Quelle ist eingemauert und liegt idyllisch inmitten von Palmen. Das Einzige, was das Badevergnügen trübt, sind die Schwärme von blutrünstigen Mücken. Seit ein paar Tagen hat ein geschäftstüchtiger Siwaner Stühle um die Quelle herum aufgestellt. Freundlich bietet er jedem Tee, Datteln oder eine Wasserpfeife an – seinen Sohn beauftragt er dann weniger freundlich mit der Zubereitung. Der süße Geruch des Shisha-Tabaks wird uns demnächst noch öfter in der Nase liegen, denn Wasserpfeife zu rauchen, ist nirgendwo so beliebt wie in Ägypten. Man kann sie sich für 25 Piaster, etwa 15 Pfennige, in jedem Café bestellen und dann gemütlich „blubbern“. Einen neuen Tonaufsatz mit frischem Tabak und glühenden Kohlen darauf kann man nachbestellen. In

gewöhnlichen Straßencafés wird – entgegen vieler Vorurteile – nur Tabak ohne jegliche Drogen geraucht.

Auf dem Weg nach Marsa Matruh fängt es kurz vor der Küste an, in Strömen zu regnen, und in Marsa Matruh sind alle Straßen überflutet. Der Parkplatz der Tourist-Police gleicht einem See.

Mittwoch, 16.12.92

Fast die gesamte Strecke von 450 Kilometern bis nach Kairo regnet es weiter. Erst als wir auf die sogenannte „Wüstenautobahn“ von Alexandria nach Kairo abbiegen, hört es auf.

Wir nehmen Kairo von Nordwesten in Angriff und können nicht an den Pyramiden von Gizeh vorbeifahren, ohne auf dem Besucherparkplatz Pause zu machen. Sie sind das letzte Weltwunder der Antike, das heute noch existiert. Allein die um 2550 v. Chr. erbaute Pyramide des Pharaos Cheops sprengt alle Rekorde. Sie ist heute noch 137 Meter hoch (früher waren es einmal 146 Meter) und besteht aus über 2,4 Millionen Steinquadern auf einer Grundfläche von 230 mal 230 Metern. Jeder ist über 50 Zentner schwer, die im Inneren wiegen sogar bis zu 200 Tonnen. Es gibt keinerlei schriftliche Erklärungen, wie genau die Pyramiden errichtet wurden. Wie konnte diese Masse an Material ohne Rad, Wagen und Flaschenzug mit einer solchen mathematischen Präzision und ohne die Kenntnis des Satzes des Pythagoras verbaut werden? Ebenso erstaunlich ist es, wie der gesamte Bau organisiert wurde. Zur rechten Zeit mußte das passende Material in der ausreichenden Menge am richtigen Ort sein. Für den Transport der Blöcke bauten die Ägypter die erste gepflasterte Straße der Welt. Auf Schlitten mit Holzrollen darunter wurden die Steine gezogen und dann über den Nil verschifft.

Schätzungsweise bis zu 20 000 Arbeiter – von den Steinbrüchen im Landesinneren bis zur Baustelle in Gizeh – und viele ihrer Frauen und Kinder mußten mit Essen und Unterkünften versorgt werden. Nach dem neuesten Stand der Forschung waren es keine Sklaven, sondern Nilbauern. Ihnen kam die Verköstigung und Entlohnung während der Monate der Nilüberflutung, in denen sie sowieso arbeitslos waren, sehr gelegen. Viele halfen auch aus religiösem Eifer, um durch ihre Arbeit das Fortbestehen des ägyptischen Volkes sicherzustellen. Denn nur ein standesgemäßes Begräbnis ihres Pharaos garantierte sein Weiterleben im Totenreich und daß er von dort weiter für das Wohl des Volkes sorgen konnte.

Eigentlich wollten wir in der Nähe der Pyramiden auf dem Campingplatz übernachten, aber die Leopoldos gaben uns den Tip, daß man dies auch gut im Zentrum auf dem Parkplatz des Nile Hilton Hotels tun könne. Da ich den Weg dorthin aus früheren Urlaubsreisen kenne, können wir uns besser auf den Verkehr um uns herum konzentrieren. Das ist lebenswichtig für jeden Neuankömmling, denn die Kairoer tun dies umso weniger. Blinker und Spiegel benutzen sie nicht, aber dafür lebhaft die Hupe und das Gaspedal. Soviel Krach wie möglich zu machen, scheint oberste Autofahrerpflicht zu sein – besonders im Stillstand. Da lehnt man sich minutenlang auf die Hupe und läßt den Motor zum Takt der überlaut aufgedrehten Radiomusik im Leerlauf aufheulen. Während der Fahrt wird jeder Zentimeter gnadenlos ausgenutzt, in die schwarze Abgaswolke hinter einem Auto drängt sofort das nächste. So etwas wie Sicherheitsabstand kennt hier keiner. Besonders gekonnt werden die zahlreichen Minibusse von Lücke zu Lücke gejagt. In die verbleibenden Zwischenräume drängeln sich die Mofas – dank ihrer Technik, sich überall durchzuquetschen, kommen sie am schnellsten voran. Inmitten dieser Blechlawine tauchen immer wieder völlig überladene Eselkarren auf. Die abgemagerten Tiere trotten trotz der Peitschenhiebe völlig reaktionslos dahin.

Für uns ist das oberste Gebot, stets bremsbereit zu sein, denn immer wieder versuchen Fußgänger im Laufschrift die Straße zu überqueren. Sie stoßen vor, hüpfen eine Spur weiter oder flüchten entnervt zurück zum Bürgersteig. Oft stehen sie auch unbeweglich mitten auf der Fahrbahn und warten gelassen auf die nächste Lücke. Neben der Einzelkämpfer-Strategie bietet die Taktik, sich in spontanen Gruppen zu solidarisieren, bessere Chancen, die andere Straßenseite ohne Gliederverlust zu erreichen. Die „Sharia“ (Straße) al-Gizeh, auf der wir fahren, wäre in Deutschland wahrscheinlich dreispurig, hier sind es sechs. Ohne den geringsten

Hinweis biegt unsere Spur auf eine Hochstraße ab. Sie sollen die Stadt vor dem endgültigen Verkehrskollaps retten. Aber weil es inzwischen auch auf ihnen zu eng ist, werden neue Hochhochstraßen darüber gebaut.

Nach über einer Stunde Fahrt haben wir die 15 Kilometer von den Pyramiden bis zum Nile Hilton Hotel geschafft. In der Straße zwischen dem Nobelhotel und dem weltberühmten Ägyptischen Museum stellen wir uns in eine Parkbox. Eigentlich gehört sie zum Hotel, aber die Parkplatzwächter sehen das nicht so eng, und auch die mit Maschinengewehren bewaffneten Wachen des Museums grüßen freundlich. Angst vor einem weiteren Autoknackversuch oder einen Überfall brauchen wir hier nicht zu haben. Und im Hilton gibt es die wohl saubersten öffentlichen Toiletten von Kairo.

Um uns herum liegen der Busbahnhof, das Ägyptische Museum, das Gebäude der Arabischen Liga, das Verwaltungsgebäude „Mogamma“ und die Metrostation direkt am „Midan at-Tahrir“, „dem Platz der Befreiung“. Dieser Platz ist Kairos Verkehrsknotenpunkt und die wohl größte, hektischste und häßlichste Kreuzung Afrikas. Sieben Straßen zweigen von ihr ab, sie ist das Zentrum der Neustadt. Diese erstreckt sich mit zahlreichen Geschäften, Hotels, Kinos, Fast-Food-Restaurants, Obstsaftläden und Cafés zwischen dem Midan at-Tahrir, dem Midan Ataba und dem Hauptbahnhof am Midan Ramses.

Direkt vor unserer Tür fließt der Nil, der mit 6714 Kilometern Länge der längste Fluß der Erde ist. Er entspringt als Weißer Nil in Uganda westlich des Viktoria-Sees und vereinigt sich weiter nördlich mit dem aus dem äthiopischen Hochland kommenden Blauen Nil. Erst er erweckt Ägypten zum Leben – die restlichen 95 Prozent des Landes sind Wüste. Trotzdem sind mehr als die Hälfte aller Ägypter Bauern, „Fellachen“. Sie machen sich das Nilwasser und seinen fruchtbaren Schlamm, den „Gef“, seit über 4000 Jahren zu nutzen. Jedes Jahr brachte der Nil große Wassermassen aus dem Süden, überschwemmte das Land und ließ seinen Schlamm als natürlichen Dünger zurück. Um das Wasser auch auf höhergelegene Felder zu leiten, erfanden die Fellachen schon früh trickreiche Bewässerungstechniken. Mit Schöpfwippen oder archimedischen Schrauben wird das Nilwasser angehoben und durch Kanäle weitergeleitet. Seit dem Bau des Assuan-Staudammes an der Grenze zum Sudan in den 60er Jahren bleibt die Überflutung aus. Zwar können jetzt zwei oder sogar drei Ernten pro Jahr eingebracht werden und die Gefahr einer Überschwemmung ist gebannt. Aber es zeigen sich auch immer stärker die Nachteile des Milliardenprojektes: Der Boden muß künstlich gedüngt werden, der Salzgehalt steigt an und der Grundwasserspiegel hebt sich. Dies macht auch den zahlreichen antiken Bauwerken und Tempeln der Pharaonenzeit zu schaffen: Durch die Feuchtigkeit im Boden werden sie nach und nach zerstört.

Das Niltal wird so zu einem der ertragreichsten Gebiete der Erde und zur längsten Oase der Welt. Wegen der Überbevölkerung dieses schmalen Streifens – über 90 Prozent der Ägypter leben am Nil – ist der Lebensstandard der Fellachen jedoch sehr niedrig. Viele verlassen daher ihre Dörfer und suchen ihr Glück in Kairo.

Im modernen Teil Kairos spürt man nicht viel von der bunten und bewegten Geschichte der Stadt. Jede Epoche hat seine charakteristischen und grundverschiedenen Stadtteile und Bauwerke hervorgebracht. Dabei stand Kairo zweieinhalb Jahrtausende unter der Herrschaft von Ausländern. Die erste Siedlung auf dem heutigen Stadtgebiet war das Kastell „Babylon“. Die Perser erbauten es, nachdem sie den letzten ägyptischen Pharaon im Jahre 525 v. Chr. besiegt hatten. Doch in den folgenden Jahrhunderten, in denen Ägypten erst 332 v. Chr. von den Griechen unter Alexander dem Großen und ab 31 v. Chr. von den Römern erobert wurde, blieb Babylon eine unbedeutende Garnisonsstadt. Sie diente durch ihre Lage am Nil zur Versorgung der in Ägypten stationierten Legionen. Die Metropole und das geistige Zentrum war zu dieser Zeit Alexandria. In Babylon siedelten sich zunehmend Kopten an. Die Gründung dieser christlichen Gemeinde geht auf den Evangelisten Markus im Jahre 42 n. Chr. zurück. Die Kopten betrachten sich als direkte Nachkommen der Ägypter der Pharaonenzeit. Seit der Ausbreitung des Islam werden sie unterdrückt, und heute sind sie das Hauptangriffsziel der

muslimisch-fundamentalistischen Terroranschläge. Auf dem Gebiet des ehemaligen Babylon befindet sich heute das größte koptische Wohnviertel Ägyptens. „Al-Qadima“, „die Alte“, wird es wegen seiner langen Geschichte genannt. Eine andere arabische Bezeichnung lautet „Qasr ash-Shama“, die Festung der Kerze, was auf deren häufigen Gebrauch in den christlichen Kirchen zurückgeht. Hier stehen die ältesten Kirchen Kairo.

Kairo Aufschwung begann mit der Ausbreitung des Islam, als im Jahr 641 eine vom Kalifen Omar gesandte berittene Armee Ägypten eroberte. Nach ihm wurde die folgende Epoche der Omayyaden benannt. Die Invasoren erbauten östlich von Babylon eine neue Siedlung, „al-Fusat“, „das Lager“, mit bis zu zehnstöckigen Häusern und zahlreichen Moscheen. Diese Stadt entwickelte sich zu einem blühenden Handelszentrum und stellte Alexandria in den Schatten. Mit ihren 50 000 Einwohnern war sie noch vor Bagdad und Konstantinopel, dem heutigen Istanbul, die größte Stadt dieser Zeit.

Bagdad war ab 750 n. Chr. Hauptstadt des Abbasidenreiches, das sich von Marokko bis Pakistan ausdehnte. Sein Herrscher, der Kalif von Bagdad, sandte im Jahr 750 den General as-Saleh Ibn Ali und 868 den Türken Ibn Tulun als Eroberer. Beide gründeten neben al-Fusat ihre eigenen Städte. Es waren reine Palaststädte, die dem Herrscher, seinen Ministern, und Dienern sowie seinem Harem vorbehalten waren. Ibn Tulun war auch der Erbauer der berühmten gleichnamigen Moschee im Süden der Altstadt. Sie umfaßt 26 318 Quadratmeter und ist eine der fünf größten Moscheen der Welt. Das besondere an ihr ist ihr strenges Quadratschema, bis hin zum Bau von Pfeilern statt den sonst üblichen Säulen. All diese Siedlungen zerfielen schon vor langer Zeit in Staub und Asche. Al-Fusat wurde 1168 niedergebrannt, da man die Stadt nicht in die Hände der anrückenden Kreuzritter fallen lassen wollte. Das Gebiet glich jahrhundertlang einer Müllkippe und erst in den 60er Jahren begann die Regierung, die heute dort stehenden „modernen“ Wohnblöcke aufzubauen.

Dagegen hat das heutige islamische Viertel, die Altstadt von Kairo, mehr als tausend Jahre überdauert. Sie ist der Nachkomme von „al-Qahira“, „die Siegreiche“, einem von den Fatamiden errichteten Stadtteil. Die Fatamiden, so genannt, weil sie sich als Nachkommen von Muhammads Tochter Fatima betrachten, führten ab 969 in ganz Nordafrika den schiitischen Islam ein. Sie gründeten al-Qahira als Palaststadt mit 20 000 höfischen Gebäuden. Im elften Jahrhundert belief sich die Anzahl der Palastbewohner, einschließlich aller Beamten, Sklaven und Konkubinen, auf 30 000 Menschen, die in verschwenderischem Luxus lebten. Der Stadtteil entwickelte sich zu einer schillernden mittelalterlichen Metropole mit Palästen, Moscheen, Karawansereien und der „al-Azhar Universität“. Heute ist „al-Qahira“ der offizielle ägyptische Name für die ganze Metropole Kairo.

Beim Bummel durch das ockerfarbene Labyrinth stoßen wir auf zahlreiche Sehenswürdigkeiten aus der Vergangenheit des alten al-Qahira. Im Norden sind dies zum Beispiel die beiden mächtigen Stadttore „Bab al-Futuh“ (Tor der Eroberungen) und das „Bab an-Naser“ (Siegstor) sowie die Reste der alten Stadtmauer. Zwischen den beiden Toren steht die „al-Hakim Moschee“. Al-Hakim bezeichnete sich selber als „Verkörperung Allahs“ und war nicht gerade beliebt. Er kam 1021 auf mysteriöse Weise ums Leben, seiner Moschee erwies man nie Respekt. Sie diente im 12. Jahrhundert als Gefängnis für Kreuzritter, im 13. Jahrhundert als Stall, Napoleon nutzte sie als Militärlager und in den 60er Jahren war sie eine Grundschule. Etwas weiter südlich steht „al-Azhar“, „die Blühende“ Moschee. 971 erbaut, war sie die Hauptmoschee von al-Qahira. Gegen ein Eintrittsgeld darf man sie besichtigen. Sie umfaßt eine Fläche von 11 300 Quadratmetern, hat fünf Minarette, 380 Säulen im Innenhof und einen Gebetsaal von 3000 Quadratmetern mit weiteren 140 Mamorsäulen. 18 Jahre nach dem Bau wurde in ihr eine islamische Universität mit einer theologischen und einer juristischen Fakultät eingerichtet. Mit Tunis und Fès streitet sie sich heute um den Titel der ältesten Universität der Welt. Erst 400 Jahre später wurde in Heidelberg die erste deutsche Universität eröffnet. Schon zur Zeit des Mittelalters forschten islamische Gelehrte auf den Gebieten der Mathematik, der Physik, der Geographie und der Medizin. Sie hatten damals einen Wissensstand, der in Europa erst viele Jahrhunderte später erreicht wurde. Im Gegensatz zum Christentum, wo die Kirche

lange Zeit die Forschung behinderte, gab es zwischen Islam und Wissenschaft nie einen Gegensatz. Ein berühmter Spruch des Propheten besagt: „Suchet das Wissen, und sei es in China...“ Der Qur'an fordert im der 13. Sure, daß man auch von anderen lernen solle: „Der Schaum vergeht, aber das Nützliche bleibt.“

Heute bietet die Universität neben Theologie und Jura auch Geschichte, Biologie, Chemie, Mathematik und Geographie an. Die Studenten der Al-Azhar Universität kommen aus den verschiedensten islamischen Ländern. Von Nigeria bis Indonesien hat die religiöse Hochschule eine hohe Anziehungskraft. Die Bewerber werden schon in frühesten Kindheit nach der Religiosität der Familie ausgewählt. Ausländische Studenten brauchen keine Gebühren zu zahlen und für die ärmeren gibt es Stipendien. Früher betrug die Studienzeit für ein theologisches Studium bis zu 15 Jahre und es war nicht fest geregelt, wann die Studenten Prüfungen abzulegen hatten. Heute ist der Studiengang einem festen Ablauf unterworfen und kann mit unterschiedlichen Abschlüssen beendet werden.

Bis heute ist al-Azhar das intellektuelle Zentrum der islamischen Welt, fast alle religiösen Grundsatzentscheidungen, die „Fatwas“, kommen von hier. 1961 wurde Al-Azhar formell dem Rang der beiden anderen Kairoer Universitäten gleichgestellt und kurz darauf wurden auch Frauen zum Studium zugelassen. Die Regierung hat seitdem immer mehr Kontrolle auch über religiöse Angelegenheiten übernommen. Die Säkularisierung, die Trennung von religiösen und weltlichen Dingen, hat sich in der Regierung, im Erziehungswesen und im Gerichtssystem durchgesetzt. Die Kairoer „Ulema“, der „Stand der Gelehrten“, verlor so viel von ihrem Einfluß auf die Politik. Der „Shaikh“, der Direktor der Al-Azhar Universität, unterstützt trotz dieser Spannungen die Politik der Regierung. Der Qur'an wird von ihm so interpretiert, daß er die offizielle Politik, beispielsweise der umstrittenen Frage der Geburtenkontrolle, unterstützt. Im Gegenzug akzeptiert und respektiert der Staat den Glauben und seine Führer. 1971 bestätigte die neue Verfassung den Islam als Staatsreligion. In religiösen Fragen dagegen stellt die Ulema noch immer die höchste Autorität der Sunniten in aller Welt dar. Traditionverbundene Islamisten versuchen heute, auch den Einfluß auf die Politik wiederherzustellen, da es im Islam keine Trennung zwischen weltlichen und religiösen Dingen gibt. Sie kritisieren die Säkularisierung der Gesellschaft und die Ulema, die dies unterstützt. Die jüngsten Anschläge der Islamisten sind eine radikale Form dieser Kritik.

Zwei Jahrhunderte nach seiner Gründung durch die schiitischen Fatamiden wurde al-Azhar von dem syrisch-kurdischen Sultan Saleh ad-Din in ein Zentrum des orthodoxen Glaubens umgewandelt. Er ist besser bekannt als Saladin und sollte Ägypten vor der Invasion der christlichen Kreuzritter retten. Als 1171 der letzte fatamidische Kalif starb, ernannte er sich selbst zum Sultan und begründete die nur etwa hundert Jahre währende Dynastie der Ayyubiden. Er setzte die sunnitischen Glaubensgrundsätze durch, ließ sich im Süden der Stadt die massive Zitadelle als Residenz erbauen und öffnete al-Qahira für das einfache Volk.

Nach dem Tod des letzten Herrschers der Ayyubiden hatten die Mameluken von 1250 bis 1570 die Macht in Kairo. Das arabische Wort „mameluk“, „der in Besitz genommene“, gibt einen Hinweis auf ihre Herkunft. Es handelte sich um Sklaven, die im Kindesalter aus der Türkei, dem Kaukasus oder der Mongolei nach Ägypten verkauft und dort als Palastwächter ausgebildet wurden. Dieser Brauch hatte sich im neunten Jahrhundert in Bagdad entwickelt und war in der gesamten islamischen Welt verbreitet. Für ihre Dienste erhielten sie die Freiheit, Ländereien oder einen hohen Armeeposten. Sie entwickelten schon seit langem eine Art Staat im Staate und ergriffen 1250 endgültig die Macht. Die Mameluken vertrieben die Kreuzritter und die Mongolen. Das Mamelukenreich grenzte im Norden bis an die Osttürkei, Kairo wurde zu seiner Hauptstadt und zu einer der reichsten Handelsstädte der Welt. Insgesamt gab es 48 mamelukische Sultane, bei denen Machtkämpfe um Leben und Tod, Intrigen und Korruption an der Tagesordnung waren. Dennoch waren alle tief religiös. Sie ließen den Alkoholgenuß verbieten, Bordelle schließen und Dutzende von Medressen, Mausoleen (Grabmälern) und Moscheen erbauen. Am bekanntesten ist die „Sultan Hassan Moschee“ in der südlichen

Altstadt. Allein Sultan al-Malik an-Naser ließ 30 Moscheen erbauen und seine Vorgänger und Nachfolger waren nicht weniger prunksüchtig.

Ein mamelukischer Stallmeister namens Khalili stiftete um 1440 eine Karawanserei, die sich rasch zu Kairos wichtigstem Markt entwickelte. Da dort hauptsächlich persische Händler ihre Waren anboten, nannte man ihn „Khan al-Khalili Basar“. Basar ist die persische Bezeichnung für den arabischen Begriff Souq. Heute ist dieser Markt die wohl größte Touristenfalle Kairos. Die Einheimischen kaufen hier nicht ein, was eindeutig gegen die minderwertige Qualität und den Kitsch spricht, der hier eifrigst an den Touristen gebracht wird. Authentischer als im Khan al-Khalili ist das Treiben im benachbarten Muski-Viertel und der Sharia Muski, über die auch der ägyptische Schriftsteller und Nobelpreisträger Nagib Mahfus schreibt. In ihrem Bau sah man vor 200 Jahren die Lösung aller Verkehrsprobleme, denn sie war so breit, daß zwei beladene Kamele aneinander vorbei paßten. Heute finden wir als Fußgänger kaum ein Durchkommen. Fliegende Händler belagern zu Hunderten die Straße und versuchen alles Mögliche, um die Aufmerksamkeit auf ihre Waren zu ziehen. Socken werden mit einem Megaphon angepriesen, Babystrampler, Porzellanengel, Haarbürsten oder BHs wandern unter lautstarken Preisangeboten an uns vorbei, und alle fünf Meter wechseln sich die voll aufgedrehten Kassettenrecorder mit der Beschallung der Straße ab.

1517 zog der Osmanensultan Selim I. in Kairo ein und zerschlug das Mamelukenreich. Kairo wurde zu einer Provinzhauptstadt zurückgestuft, da Konstantinopel Hauptstadt des Osmanenreiches war. Die Stadt verfiel wirtschaftlich und kulturell. Die eingesetzten Herrscher, die Paschas, regierten mit roher Gewalt. So hatten zum Beispiel Ali und Hassan Pascha (um das Jahr 1600) ihr besonderes „Vergnügen“ daran, bei ihren Ausritten Menschen per Schwerthieb zu töten. Hassan brachte in einem Jahr angeblich 12 000 Untertanen um. Aber der Einfluß der Sultane aus dem fernen Istanbul schwand, und bald lag die eigentliche Macht wieder bei den Mamelukenfürsten. 1769 gipfelte dies darin, daß sie den osmanischen Pascha vertrieben und sich als unabhängig erklärten. Die Osmanen schickten den Hauptmann Mohammed Ali, der sich zunächst mit den Mameluken verbündete, um gegen die Angriffe der Engländer und Franzosen zu kämpfen. Nachdem diese das Land wieder verlassen hatten, holte Muhammad Ali 1811 zu einem endgültigen Schlag gegen die Mameluken aus, indem er sie alle zu einem Staatsbankett in die Zitadelle einlud. Er ließ die Tore schließen und alle Anwesenden niedermetzeln. Über 470 Fürsten wurden ermordet und ihre Paläste anschließend geplündert. Über Nacht hatte er so das jahrhunderte alte Feudalsystem abgeschafft, wofür ihm die Kairoer sehr dankbar waren.

Mohammed Ali setzte Landreformen ein, sorgte für ein besseres Bewässerungssystem und holte ausländische Berater ins Land. 1824 ließ er im Inneren der Zitadelle die „Alabastermoschee“ – das heutige Wahrzeichen Kairos – erbauen. Nach seinem Tode im Jahre 1849 modernisierte sein Enkel Ismail Kairo zwischen der Altstadt und dem Nil nach westlichem Muster. Neue Straßen wurden gebaut, Gärten angelegt, das Opernhaus errichtet und außerdem der Bau des Suez-Kanals beendet. 1879 hatte er den Staat so stark verschuldet, daß er die Finanzhoheit an die Engländer und Franzosen abgab, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts im Land präsent waren. Immer mehr Ausländer siedelten sich an, besonders nach der Ernennung Ägyptens als englisches Protektorat 1882. Sie gründeten ihre eigenen Stadtteile wie Zamalek oder Garden City und lebten dort als herrschende Elite ohne Verbindung zum Rest der Stadt. Die englische Vorherrschaft endete am 26. Juli 1952, als die nationalistische Revolution unter Oberst Abdel Nasser den amtierenden König Faruk und die Briten aus dem Land trieb. Ägypten wird nach über zweieinhalb Jahrtausenden wieder von Ägyptern beherrscht.

Im mittelalterlichen Kairo gab es keine Trennung der Wohnbereiche von Arm und Reich. In den schmalen Gassen lebten alle Schichten der städtischen Gesellschaft: Händler und Handwerker, Rechtsgelehrte und Künstler samt deren Personal. Die Stadtteile waren in sich geschlossene Einheiten zum Wohnen, Arbeiten und Einkaufen. Heute leben die 16 Millionen Kairoer separiert nach ihrem sozialen Status. Die Reichen in Stadtteilen wie Zamalek, Dokki, Maadi, Gezira oder

Heliopolis mit viel Grün und relativ wenig Verkehr. Sie wohnen in alten, vollklimatisierten Stadtvillen oder in vornehmen Bürgerhäusern mit Monatsmieten, die den Jahresverdienst eines einfachen Arbeiters um ein Vielfaches übersteigen. Die Kinder werden von Bussen in die fremdsprachigen, ausländischen Privatschulen abgeholt und der Vater läßt sich im Mercedes, der mit 200 Prozent Einfuhrzoll importiert worden ist, zum Geschäftsessen oder zum Freizeitvergnügen auf den Golfplatz bei den Pyramiden fahren. Auch Kairos immer größer werdende Mittelschicht hat in diesen Vierteln ihre Appartements mit Zugang zum Sporting Club gemietet. Nur wer reich ist, kann der „Dausha“ Kairos ausweichen. Dausha ist in der Umgangssprache ein Sammelbegriff für all die Unzulänglichkeiten des Kairoer Alltages: die beengten Wohnverhältnisse, das Verkehrschaos, die überfüllten Busse, den Lärm, den Dreck in der Luft, die Hitze und den Streit mit dem Nachbarn.

Aber der Großteil der Kairiner lebt mittendrin in dieser Dausha. Stadtteile wie Shubra, Bulaq oder die Altstadt sind hoffnungslos überbevölkert. Hier wohnen die Familien auf engstem Raum, oft mit mehr als fünf Kindern in einem oder zwei Räumen. Die Häuser, zum Teil ohne Bad und Küche, sind verfallen und baufällig. Immer wieder stürzten überbelegte, mehrstöckige Wohnhäuser in sich zusammen, besonders wenn nicht abfließendes Abwasser die Grundmauern unterspült. Kaum ein Hausbesitzer kümmert sich um Instandsetzungsarbeiten, nicht zuletzt wegen der Mietpreisbindung aus König Faruks Zeiten. Kein Fremder würde in diese Viertel ziehen, frei werdende Betten oder Zimmer sind sofort an Verwandte oder Bekannte vergeben. Reicht der Wohnraum im Haus nicht aus, dann zieht man einfach in den Innenhof oder auf das Dach. In Kairo gibt es eine ganze „Dachwohnstadt“ mit eigener „Dachsubkultur“. Vom Minarett der „Muayad Moschee“ in der Altstadt erkennen wir Zelte aus alten Planen, Bretterschläge und sogar Ziegelbauten auf den umliegenden Dächern. Dazwischen spielende Kinder, Hühner, Ziegen, Schafe und Taubenschläge. Tauben dienen in ganz Ägypten als Bereicherung des Speiseplans. Alles ist grau, braun und dreckig, wie auf einem Sperrmüllhaufen. Bunt und sauber sind nur die frisch gewaschenen Wäschestücke an der Leine – man darf sie nur nicht zu lange hängen lassen, sonst werden sie von der Luftverschmutzung ebenfalls braun. Strom- und Wasserleitungen verzweigen sich wild, jeder zapft an, wovon er etwas braucht. Engpässe und Zusammenbrüche in der Strom- und Wasserversorgung sind alltäglich.

Im Gegensatz zu den reicheren Wohnvierteln sind diese Stadtteile gleichzeitig Wohn- und Arbeitsstätte und viele der Bewohner verlassen sie nur selten. Ein Markt ist am nächst größeren Platz, eine Grundschule und eine Moschee nur wenige Ecken weiter. In den Gassen herrscht ein ländlich geprägtes Bild, viele Bewohner sind Fellachen aus Oberägypten oder dem Niltal. Ziegen wühlen zusammen mit den Schafen in den Abfallbergen, Esel dösen im Schatten, Hunde kläffen Hühner an und Kinder bewerfen die Hunde mit Steinen. Besonders den älteren Frauen sieht man ihre ländliche Herkunft oft am schwarzen „Malabiya“-Tuchumhang und einem feinen Gazetschal über dem Kopf an. Die Männer tragen meist die „Galabiya“, ein bodenlanges Baumwollgewand, im Sommer weiß, im Winter dunkelfarbig. Ihr Eingeständnis an die westliche Mode ist das Tragen eines Jacketts über der Galabiya. Wegen der vielen Abwasserpfützen haben sich gerade in diesen Vierteln die Plastiksandalen durchgesetzt.

Überall sind kleine Handwerksbetriebe angesiedelt, und da der Raum knapp ist, werden die Werkstätten und Warenlager oft nach draußen verlegt. In der südlichen Altstadt sehen wir in einem Gebiet überall „vergoldete“ Polsterstühle im Stil Ludwig des XIV. am Rande der Gassen stehen. Diese Kopien sind ein beliebtes Statussymbol der Mittelschicht. Da importierte Waren und Rohstoffe knapp und teuer sind, Arbeitskräfte dagegen zahlreich und billig, stellen die Ägypter nahezu alles selber her. Dazu hat sich auch das Recyclingsystem zur Perfektion entwickelt. Es ist ein gutes Beispiel für die Eigenschaft der Kairoer, die alltäglichen Probleme mit unglaublichem Einfallsreichtum gemeinschaftlich zu lösen. Da es im den meisten Stadtteilen keine städtisch organisierte Müllabfuhr gibt, haben zwei Bevölkerungsgruppen dieses Problem privatwirtschaftlich gelöst. Es sind die aus den Oasen der libyschen Wüste immigrierten „Wahiyah“ und die koptischen „Zabalin“ aus Oberägypten. Die Wahiyah kaufen

Müllsammelrechte von den Eigentümern der Mietshäuser und verlangen auch von den Bewohnern eine Gebühr. Die Zabalin, in Kairo über 50 000, kaufen die Konzessionen von den wahiyahischen Mittelsmännern ab und sorgen für die eigentliche Abfuhr. Jeden Morgen sehen wir sie, wie sie in kleinen Gruppen die Müllberge vor den Häusern in ihre Körbe schaufeln und auf Eselkarren entladen. Die Lebensfreude, die alle – auch die Kinder – bei dieser „Drecksarbeit“ ausstrahlen, ist erstaunlich. Kinderarbeit ist in Ägypten zwar gesetzlich verboten, aber die gesamte Privatindustrie würde ohne die Mitarbeit der Kinder über Nacht zusammenbrechen. Den gesammelten Müll transportieren sie auf die Deponien am Rande der Stadt. Auf diesen „maqlab“ leben die Zabalin in schäbigen, notdürftig zusammengezimmerten Hütten. Um sie herum türmen sich die von ihnen sortierten Berge aus Altpapier, Glas, Plastik, alten Kleidungsstücken und allem, was in irgendeiner Art verwertbar ist. Die Rohstoffe werden weiterverkauft und in den kleinen Handwerksbetrieben zu neuen Produkten verarbeitet. Aus Stoffresten werden Kissenfüllungen und Decken, aus Altmetall Töpfe oder Nieten, aus Knochen Farbe oder Leim gemacht. Alte Bretter werden zu billigen Möbeln oder sie dienen den Glasbläsern und Gießern als Brennstoff. Die organischen Abfälle verfüttern die Zabalin an ihre Schweine, deren Mist kompostieren sie zu Dünger. Als Christen brauchen sie sich nicht um das vom Qur'an vorgeschriebene Verbot des Schweinefleischverzehr zu kümmern. Aus diesem Grund besitzen sie in der muslimischen Gesellschaft ein niedriges Ansehen. Dabei recyceln sie 80 Prozent des Kairoer Mülls und retten die Stadt vor dem Ersticken. Sich selbst sichern sie gerade mal ein Überleben im Elend.

Die Folgen der Überbevölkerung sind in Kairo überall sichtbar und keine Statistik weiß genau, ob noch 14 oder schon 18 Millionen Menschen hier leben. Dabei war die Infrastruktur einst für nur drei Millionen geplant. Extrem ist die Wohndichte im Slumviertel „Bab ash-Sharia“, dem „Tor des Gesetzes“, in dem statistisch 150 000 Menschen pro Quadratkilometer leben – dreimal so viel wie in den Slums von Kalkutta. Die Einwohnerzahl Kairos wächst jedes Jahr um 5 Prozent. Es scheint, als ob die Stadt zum ewigen Weiterwachsen verdammt sei – oder aber zum Platzen. Die Ursache ist einerseits die ungebremsste Zuwanderung der Fellachen, andererseits die hohe Geburtenrate. Jedes Jahr wächst Ägyptens Bevölkerung um weitere eineinhalb Millionen Menschen. Die Regierung versucht vieles, um einen Rückgang der Geburtenzahlen zu erreichen. Beratungsstellen zur Familienplanung stehen jedem offen, Verhütungsmittel sind rezeptfrei und subventioniert (die Antibabypille kostet fünfzig Pfennige pro Monat), auf Plakaten und im Fernsehen wird für die Kleinfamilie geworben.

Zur Dezentralisierung des Stadtzentrums entstanden um Kairo riesige Satellitenstädte, mit glorreichen Namen wie „Sadat-“ oder „Nasser-City“ oder die „Stadt des zehnten Ramadan“. Die Mieten sind für den Normalbürger viel zu hoch und der Weg zum Zentrum ist weit, so stehen viele der Wohnungen dort leer – insgesamt über eineinhalb Millionen. Viele dienen als Spekulationsobjekte der Reichen oder sie halten den Wohnraum für ihre Kinder und Enkel frei. Über vier Millionen Pendler kommen jeden Tag aus den Vororten ins Zentrum, die meisten mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Wir empfinden Busfahren als ein besonderes Abenteuer. Es beginnt damit, daß man herausfinden muß, wo der Bus zu dem entsprechenden Ziel überhaupt abfährt. Kommt dort einer, dann steigen wir auf gut Glück hinten ein und fragen in die Menge, ob dieser Bus zu unserem gewünschten Ziel fährt. Oft erntet man die unterschiedlichsten Antworten und daher ist es besser, sich zum Kontrolleur durchzuschlagen und ihn zu fragen. Er antwortet, typisch ägyptisch, nicht mit „Aiwa“, was „Ja“ bedeuten würde, sondern mit „Insha'allah“. Das heißt nicht etwa, daß er die Fahrtroute nicht kennt, aber letztendlich weiß doch nur Allah, ob wir am Ziel ankommen. Dann löst man entweder ein Ticket, was auf fast allen Strecken 25 Piaster kostet, oder macht sich ans Aussteigen, wenn die Richtung nicht stimmen sollte. Wahrscheinlich steht der Bus wegen Dauerstau sowieso noch an der Haltestelle. Kairos Busse sind immer und überall überfüllt, einen Sitzplatz zu bekommen ist fast aussichtslos und wir sind froh, nicht im Sommer in diesen Sardinenbüchsen zu fahren. In der Enge wird Kirstin oft unauffällig angemacht, was eine Art Volkssport der jungen Männer zu sein scheint. In so einer Situation hilft ein kleines mittellaut und entrüstet gesprochenes Zauberwort: „Aib“. Es heißt

„Schande“ und blamiert den „Unhold“ vor den anderen Mitfahrern. Ausgestiegen wird vorne, also muß man sich möglichst früh durch all die Menschen hindurchquetschen.

Für längere Strecken ist das nicht zu empfehlen. Eine gute Alternative sind die etwas teureren Minibusse. In ihnen bekommt jeder einen Sitzplatz und man hat die Chance, etwas von der Stadt zu sehen. Taxifahrten sind wegen des niedrigen Preises ebenfalls eine gute Möglichkeit der Fortbewegung. Die Taxameter sind bei Touristen zwar seltsamerweise immer „out of work“, aber wenn man am Ende der Fahrt ohne große Verhandlungen genauso selbstsicher wie die Einheimischen einige Geldscheine überreicht, spart man Geld und Nerven. Die Fahrpreise, die das Taxameter berechnet, sind seit Mitte der achtziger Jahre vom Staat festgelegt und seither mit fünfzehn Pfennigen pro Kilometer unverändert. Auch Einheimische müssen daher einen höheren und realistischeren Preis von etwa fünfundzwanzig Pfennigen bezahlen.

In all dem chaotischen Verkehr ist die Metro, 1987 eröffnet und die einzige in Afrika, das schnellste und angenehmste Verkehrsmittel. Am leersten ist es in den Straßenbahnen, da sie so langsam sind, daß sie kaum jemand benutzt. In allen öffentlichen Verkehrsmitteln sind Bauchladen-Verkäufer mit ihrem Krims-Krams unterwegs. Sie versuchen lautstark ihre Kämmе, Schnürsenkel, Sicherheitsnadeln, Scheren, Bleistifte oder Heftchen mit Qur'ansuren an die Fahrgäste zu verkaufen. Kinder versuchen oft mit dem Verkauf von Papiertaschentüchern das Familieneinkommen aufzubessern. Manche Linien gleichen eher einem rollenden Warenhaus, so vielfältig ist das Angebot. Einige haben eine besonders pfiffige Verkaufsstrategie entwickelt: Im Vorbeigehen werfen die Verkäufer ihre Ware ohne jegliche Vorwarnung jedem auf den Schoß. Hat jeder etwas, gehen sie zurück und sammeln alles wieder ein. Wer die Ware behalten will, bezahlt. Besonders die Süßigkeiten-Verkäufer verdienen gut mit dieser Strategie. Diese Art des Überlebenskampfes beobachten wir überall in Kairo – mit kleinen Mitteln verdienen sich Millionen ihr Geld. Der alte Mann an der Ecke mit seiner Glaskaraffe Limonensaft für wenige Pfennige das Glas oder der Rolladenscharnierschmierer, der mit seinem Eimer Fett und einem Pinsel von Geschäft zu Geschäft geht oder die unzähligen Schuhputzer mit ihren bunten Polierflüssigkeiten. Die Not, einen Parkplatz zu finden, hat den Berufsstand der „Menadis“ hervorgebracht. Sie sorgen in „ihrem“ Revier dafür, daß möglichst eng geparkt wird. Steht man in der zweiten Reihe, so fährt er das Auto in die frei werdende Lücke, wofür er zuvor den Schlüssel bekommen hat. Gegen Aufpreis bewahrt er auf wundersame Weise Falschparker vor dem Abschleppen oder putzt die Scheiben. Es gibt Jobs, die einem auf den ersten Blick absolut überflüssig vorkommen: Fahrstuhlführer, Fahrstuhlmonteure, Fahrstuhldrahtseilschmierer, Fahrstuhlüräufhalter und einen Nachtwächter für den Fahrstuhl – im Extremfall arbeiten alle in einem Mietshaus. In den Cafés arbeitet oft eine Bedienung, einer zum Tischabwischen, einer zum Spülen und Teekochen, einer zum Shishas vorbereiten, einer der die Kohle für die Shishas anheizt und austeilte, einer zum Kassieren, einer zum Fegen nach Feierabend und natürlich ein Oberchef. All diese unterbeschäftigt wirkenden Leute sind nicht arbeitslos und brauchen nicht zu betteln. Wenn jeder in der Familie mithilft, dann summiert sich das zum Lebensunterhalt. Der unendliche Lebensmut und die Freude, die die Menschen trotz all der Dauscha ausstrahlen, lassen all die Probleme verblassen. Das ist für uns das Faszinierende in dieser schrecklich-herrlich-chaotischen Stadt, die mit all ihren Gegensätzen zwischen den Zeiten schwebt.

Donnerstag, 24.12.92

Heiligabend. Wir lassen die Luft aus unserem aufblasbaren Plastiknikolaus, der auf unserem Lenkrad thront. Wir haben ihn vor ein paar Tagen im Souq erstanden, um wenigstens ein bißchen an Weihnachten erinnert zu werden. Die Muslime feiern Weihnachten natürlich nicht, auch wenn sie uns im modernen Teil Kairos ständig „Merry Christmas“ wünschen.

In nordöstlicher Richtung fahren wir etwa zwölf Kilometern quer durch das Chaos Kairos auf die Autobahn nach Suez. Nach weiteren 130 Kilometern erreichen wir den Kanal, der nach zehn Jahren Bauzeit 1869 eröffnet wurde und das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindet. Wir passieren ihn unterirdisch durch den „Ahmed Hamdy-Tunnel“, und nach wenigen Minuten sind

wir auf der 60 000 Quadratkilometer großen Sinai-Halbinsel. Im Norden besteht sie zu zwei Dritteln aus Wüstenhochebenen, im Süden schließen sich Gebirgszüge mit über 2500 Meter hohen Bergen an. Eingegrenzt wird der dreieckförmige Sinai im Norden vom Mittelmeer und im Osten und Westen durch das Rote Meer. Es ist bis zu 2600 Meter tief und bietet durch seine warme Meeresströmung und die von Korallenriffen gesäumte Küste Tauchern und Schnorchlern ideale Tauchgründe.

Wir durchfahren die Halbinsel etwa in der Mitte auf der Straße nach Tabah. Die Landschaft ist öde, links und rechts ein paar struppige Büsche, im Hintergrund einige Hügelketten – drumherum Steine und Sand. Nachdem wir den Mitla-Paß überquert haben, ragt immer öfter rostiger Kriegsschrott aus dem Sand, manchmal sogar ganze Panzer. Hier war im Oktober 1973 der Hauptkampfplatz im letzten der ägyptisch-israelischen Kriege. Vorangegangen waren drei weitere: der erste 1948 direkt nach der Gründung des Staates Israel, 1956 der Suez-Krieg und 1967 der Sechs-Tage-Krieg. Im Sechs-Tage-Krieg überraschten die Israelis ihre arabischen Nachbarn mit einem Blitzangriff. Fast die gesamte ägyptische Luftwaffe wurde zerstört, noch bevor sie überhaupt den Boden verlassen konnte. Die Israelis besetzten die syrischen Golanhöhen, die jordanische Westbank und den ägyptischen Sinai. Der Suez-Kanal stellte die Grenze zwischen Ägypten und der israelisch besetzten Zone dar. Die Israelis sperrten ihn für die Schifffahrt, indem sie mehrere Schiffe in ihm versenkten. 1973 startete Ägypten unter der Führung von Präsident Sadat den Gegenangriff. Am israelischen Feiertag Jom Kippur griff Ägypten die israelischen Stellungen am Suez-Kanal an. Einige Kilometer weiter, hier am Mitla-Paß, kam der Angriff zum Stehen, und es entwickelte sich ein Stellungsgefecht. Die Überreste davon können wir heute noch im Wüstensand erkennen.

Für die Ägypter stellte dieser kleine Erfolg gegen die Israelis eine wichtige Stärkung des Selbstbewußtseins dar, denn zum ersten Mal hatte man eine kriegerische Auseinandersetzung gegen den Erzfeind gewonnen. Die Position Sadats war nun wesentlich verbessert, und er begann langwierige Friedensverhandlungen. Vielbeachteter Höhepunkt war dabei sicherlich seine Rede vor dem israelischen Parlament, der „Knesset“. 1979 schließlich unterzeichneten Ägypten und Israel im amerikanischen Camp David einen Friedensvertrag. Die Ägypter erhielten zwar den gesamten Sinai zurück, wurden aber für diesen Separatfrieden von den anderen arabischen Staaten geächtet. Die diplomatischen Beziehungen wurden abgebrochen und Ägypten aus der Arabischen Liga ausgeschlossen. Erst mehr als zehn Jahre später akzeptierten die arabischen Staaten das Vorgehen Ägyptens und normalisierten das Verhältnis.

Der östliche Sinai steht seit seiner Rückgabe 1982 unter einem Sonderstatus: Er wird von internationalen Friedenstruppen kontrolliert, und ägyptisches Militär hat keinen Zutritt. Er ist damit der einzige Küstenabschnitt an dem auch über Nacht campiert werden darf. Alle anderen Küstengebiete sind über Nacht militärisches Sperrgebiet.

Zum Frühstück laden sich zwei Kamele bei uns ein. Ihre Vorderfüße sind zusammengebunden, damit sie nicht das Weite suchen können. Neugierig tippeln sie auf den Bulli zu und recken scheu ihren langen Hals zur Seitentür hinein. Voller Genuß verzehren sie unsere Frühstücksreste: zähes Fladenbrot, belegt mit Bananenschalen. Sogar unsere Teebeutel zermalmen sie andächtig. In so großer Zahl wie auf dem Sinai haben wir Kamele bisher nicht gesehen. In den Orten sieht man sie besonders oft mit dem Kopf tief in einer Mülltonne, und sie scheinen lieber mitten auf der Straße als auf dem steinigen Wüstenboden spazieren zu trotten – selbst wenn man ihnen laut hupend fast den Schwanz abfährt.

Nach weiteren 230 Kilometern wird es hinter an-Naqab schlagartig gebirgig. Von schwarzen Lavasträngen durchzogene und zu Phantasiegestalten skurril geformte Granitberge ragen immer höher in den Himmel und bilden enge Wadis. Das Spiel der Formen im wechselnden Licht und Schatten beeindruckt uns so sehr, daß wir in Schrittgeschwindigkeit fahren und immer wieder stoppen, um die grandiose Kulisse besser bewundern zu können. Die Straße windet sich hinunter zum Roten Meer, dessen tiefes Blau unsere Blicke anzieht. Nach Norden sind es nur zehn Kilometer bis zum ägyptisch-israelisch-jordanischen Grendreieck. Der ägyptisch-

israelische Friedensvertrag erlaubt die gegenseitige Ein- und Ausreise, daher auch die vielen israelischen Touristen auf dem für sie preiswerten Sinai. Wir können diesen Grenzübergang jedoch nicht benutzen, da eine Weiterreise von Israel nach Jordanien wegen der politischen Lage nicht möglich ist. Daher bleibt nur die Fähre über das Rote Meer vom ägyptischen Nuweiba nach Aqaba in Jordanien.

Auch ein Abstecher nach Israel (der theoretisch möglich ist) und wieder nach Ägypten zurück kommt für uns nicht in Frage. Bei der Weiterreise nach Jordanien oder Syrien kann es passieren, daß einem wegen des Aufenthaltes im „feindlichen“ Israel die Einreise verwehrt wird. Auch wenn man sich seinen israelischen Stempel nicht in den Paß, sondern auf ein separates Blatt geben läßt, erkennen die Jordanier oder Syrer am ägyptischen Stempel vom Grenzort Tabah, daß man in Israel gewesen sein muß.

Im Hafen von Nuweiba erfahren wir, daß es täglich eine Morgen- und eine Abendfähre in das 70 Kilometer entfernte Aqaba in Jordanien gibt. Südlich vom Hafen liegt die Beduinensiedlung „as-Sayaddin“. Die Beduinen wohnen hier nicht mehr in Zelten, sondern in flachen Betonhäusern oder in einfachen Holz-, Blech- oder Schilfhütten. Nahezu überall steht ein Stall für Ziegen oder Schafe und ein Kamel dahinter. Auch wenn viele Beduinen heute auf einen Toyota umgesattelt haben, so wird niemand die scheinbar nutzlos gewordenen Tiere verkaufen. Ein Kamel bringt seinem Besitzer „Baraka“, Glück und Segen, und es stellt ein Bindeglied zur alten nomadischen Lebensweise dar, denn mit ihm kann man jederzeit wieder in die Wüste zurück. Genausowenig würde ein seßhafter Beduine jemals auf die Mitgliedschaft zu seinem Stamm verzichten. Identität und Ehre hängen davon ab, ob und zu welchem man gehört. Nur als Stammesangehöriger hat er das traditionelle Recht, auf dessen Gebiet ein Zelt oder Haus aufzubauen, einen Brunnen zu bohren oder einen Garten anzulegen und seine Tiere zu weiden. Die Sinai-Beduinen bewirtschaften kleine Gärten, die genau wie die Tierhaltung und die Fischerei wirtschaftliche Sicherheit in Notzeiten versprechen.

Viele Beduinen arbeiten in den großen Städten oder in der Erdölindustrie an der Westküste. Sie tun dies nur vorübergehend als Gastarbeiter, denn kaum ein Beduine würde in die Stadt ziehen. Oft sind die Frauen allein mit Kindern und weiteren Familienangehörigen. Sie versorgen diese und das Vieh weiter wie gewohnt: entweder als Nomade in der Wüste oder seßhaft in den neuen Küstenorten. Dabei steht die Frau unter dem Schutz des Stammes. Verbrechen gegen die Ehre einer Frau werden strenger geahndet als Mord.

„Rizq“, das „tägliche Brot“, nennen die Beduinen seit Jahrhunderten ihre Tiere. Heute nennen sie auch Touristengruppen so, die mit Fotoapparaten „bewaffnet“ aus dem Bus steigen. Es sind fast ausschließlich Tabarin-Beduinen, die sich ihr Brot mit dem Tourismus verdienen. Sie besitzen Camps, Shops oder Restaurants oder bieten Kamel- und Jeep-touren in die Berge an. Das Rathaus von Nuweiba steht an einem symbolisch bemerkenswerten Platz: zwischen Moschee und Polizeistation. Hier arbeiten nur Beamte aus Kairo – der Versuch, Beduinen in die Verwaltung miteinzugliedern, scheiterte an den festen Arbeitszeiten. Seit der Rückgabe des Sinai an Ägypten 1982 lautet das politische Motto aus Kairo „Ägyptisierung des Sinai“. Dazu gehören Projekte zum Aufbau der bescheidenen Infrastruktur wie die Erweiterung des Straßen- und Stromnetzes, der Schul- und Krankenhausbau, die Sicherung der Trinkwasserversorgung sowie die Entwicklung der Landwirtschaft, der Ölförderung, des Fischfanges und des Tourismus. Dies ist die Basis für die eigentliche Ägyptisierung: für den Aufbau eines ägyptischen Verwaltungsapparates, die feste Ansiedlung der Beduinen und die Umsiedlung von Fellachen aus dem Niltal.

Um die Beduinen seßhaft zu machen, stiftet die Regierung ihnen neue Häuser. Sie verlangt, daß der Boden auf dem viele selber ein Haus gebaut haben, nachträglich gekauft und registriert werden soll. Dabei war der Sinai bis zu dieser Bürokratisierungswelle unter den Stämmen gerecht aufgeteilt, privaten Bodenbesitz gab es nicht. Die Pflicht, sich jederzeit mit einem Personalausweis ausweisen zu können, empfinden viele schlichtweg als Beleidigung. Jeder weiß doch zu welchem Stamm der andere gehört, was soll ein Stück Papier schon dazu aussagen? Die verwaltungstechnischen Wünsche aus Kairo führen oft zu einem endlosen

Verwirrspiel. Für Kinder besteht Grundschulpflicht, also sollen auch die Beduinenkinder diese besuchen, sofern sie in erreichbarer Entfernung ist. Zur Anmeldung benötigt man eine Geburtsurkunde, aber welcher Beduine hat sein Kind schon bei der Geburt registrieren lassen? Und für die nachträgliche Erstellung benötigt man eine Heiratsurkunde, die auch kaum jemand besitzt. Eine nachträgliche Erstellung der Heiratsurkunde ist schwierig, denn die Sinai-Beduinen lassen sich häufig scheiden, und heiraten ein zweites oder drittes Mal. Also müssen sich die leiblichen Eltern wiederfinden und eventuell scheiden lassen, um erneut zu heiraten und die entsprechenden Papiere zu erlangen. Die Stadtverwaltung stellt dann die Geburtsurkunde aus, das Kind kann eingeschult werden, und die Eltern lassen sich wieder scheiden.

Noch einschneidender sind die Pläne der Regierung, bis zu drei Millionen Menschen aus dem überbevölkerten Niltal auf den Sinai umzusiedeln. Heute leben hier knapp 300 000 Menschen, fast ausschließlich Beduinen – wie soll auch nur eine weitere Million versorgt werden? Das Wasser ist schon jetzt knapp, besonders dort, wo Touristen sorglos kostbares Wasser verschwenden. Das Trinkwasser wird größtenteils von Suez in Pipelines oder per Tankwagen angeliefert, die wenigen Meerwasserentsalzungsanlagen produzieren nur mindere Qualität. Die Beduinen befürchten, durch all diese Ägyptisierungsmaßnahmen endgültig zu einer fremdbestimmten Minderheit in ihrem eigenen Land – denn das ist der Sinai für sie – zu werden.

Am Nachmittag verlassen wir Nuweiba, da wir versuchen wollen, mit unserem Bulli zum sogenannten „Coloured Canyon“ zu fahren. Dazu geht es zunächst 28 Kilometer in Richtung an-Naqab. Bei dem Dorf Ain Furtega zweigt eine 13 Kilometer lange Piste in die Berge ab. Sie besteht aus weichem Schotter mit Sandfeldern und ist wild verzweigt, so daß wir nie wissen, welches der bessere Weg ist. Schließlich schaffen wir es ohne einsanden bis zu dem Plateau, hinter dem der Canyon liegt. Da es bald dunkel wird, kochen wir unser Weihnachtsessen: Felafel aus ägyptischem Instantpulver. Allerdings sind sie nicht gerade ein Gaumenschmaus und nur sehr bedingt weiterzuempfehlen.

Früh am Morgen steigen wir die Felswand zum Canyon hinunter und gelangen in ein enges Wadi mit sandfarbenen Felswänden. Je weiter wir gehen, desto höher werden sie. Nach einem breiteren Stück verschwindet diese Schlichtheit und sie werden schlagartig bunt. Sie zeigen die ganze Vielfalt einer Farbpalette: schwarz, purpurrot, rosarot, grau, dunkelbraun, gelbbraun und sogar violett. Manche Stellen sehen aus wie eine Holzmaserung, andere wie rotbraune Rosen, wieder andere wie eine Sanddünen- oder Berglandschaft. Es ist wie in einem Museum mit einer Sammlung von abstrakten Gemälden: Es gibt immer wieder etwas Neues in ihnen zu entdecken. Diese Farbenspiele können nur hier unten in der immer schattigen Schlucht überleben, in der Sonne wären sie genauso ausgebleichen wie die Felsen um sie herum. Das Wadi windet sich in engen Schlangenlinien zu einem weiten Talkessel. Hier ist der eigentliche Coloured Canyon nach knapp einem Kilometer schon zu Ende. Wir gehen das letzte Stück noch einmal. In dieser Richtung ist es schwieriger, weil heruntergefallene Felsbrocken nur mit Klettern zu überwinden sind.

Den weiteren Nachmittag und den ganzen nächsten Tag wandern wir durch diese wildromantische Landschaft und entdecken weitere kleinere Schluchten mit bunten Wänden, sowie ein wunderschönes Tal voller Akazien, die mit ihren langen Wurzeln selbst in den trockensten Wüsten noch Wasser finden.

Sonntag, 27.12.92

Gegen Mittag verlassen wir den Canyon. Jetzt bei senkrechtem Sonnenlicht wirkt die schattenlose Bergkulisse an der Teerstraße nach Nuweiba noch viel gewaltiger als vor zwei Tagen spätnachmittags. Nachdem wir in Nuweiba eingekauft haben, fahren wir in das 20 Kilometer nördlich gelegene „Basata Camp“. Es besteht aus einfachen, mit Teppichen ausgelegten Strohütten am Strand, einer gemütlichen Aufenthaltshütte, einer Gemeinschaftsküche und einem Waschhaus. Das Prinzip hier beruht auf Selbstversorgung:

Obst, Gemüse, Eier, Konserven, Tee und anderes kann man sich selber nehmen, auf seine Rechnung schreiben und zubereiten. Man kann sich auch Brot, Kuchen und Pizza kaufen oder abends am Gemeinschaftsessen teilnehmen. Wir bleiben die nächsten fünf Tage hier und verbringen sie mit Sonnen, Großputz und Motorcheck.

Am Neujahrmorgen fahren wir ins Landesinnere in Richtung Katharinenkloster. Unterwegs machen wir einen Abstecher in das Wadi Arada mit seinen Schluchten. Die Einfahrt finden wir selbst nach mehrmaligem Abfahren der Straße nicht. Wir geben die Suche nicht so schnell auf und werden tatsächlich fündig. Allerdings 10 Kilometer vom im Reiseführer angegebenen Ort entfernt. Die Piste besteht aus purem Sand, und wir lassen das Auto stehen – hier zu Fuß zu gehen, ist sowieso schöner. Am Wadieingang hat eine Beduinenfamilie ihr Zelt aufgestellt. Die Kinder kommen auf uns zugelaufen, bieten sich als Wächter für den Bulli an und laden uns zum Tee ein. Wir verschieben die Einladung auf später.

Die ersten Kilometer ist das Wadi noch breit und sandig. Dann zweigen links zwei parallele Seitenarme ab. Der südliche heißt „Arada as-Seghir“, „das kleine“, und das nördliche „Arada al-Kebir“, „das große“ Wadi. Wir starten durch das Wadi al-Kebir. Die Felsen sind fast weiß, die Schlucht wird immer enger und windet sich auf ein Plateau aus schwarzen Basaltsteinen hinauf. Es ist übersät mit bizarren kleinen Gesteinsbrocken. Dort entdecken wir in einem Steilabfall eine schulterenge, schornsteinartige Schlucht. Die Wände ragen 15 Meter hoch senkrecht in den Himmel, dessen Blau man nur durch eine winzige Öffnung sehen kann. Sie sind von den seltenen Wasserwirbeln spiralförmig ausgehöhlt, und wir staunen über das langanhaltende Echo, das sie zurückhallen lassen.

Zurück wandern wir durch das Wadi as-Seghir. Es liegt unter dem schwarzen Plateau, und der Abstieg an einer schroffen Felswand ist anscheinend die einzige Möglichkeit, dorthin zu gelangen. Das Wadi ist so eng, daß wir uns stellenweise quer durchquetschen müssen. Es ist wie ein Tunnel, denn oft ist das schmale Stückchen Himmel über uns mit dicken Geröllbrocken zugeschüttet. Manchmal müssen wir über diese glatten Brocken hinüberklettern – beziehungsweise hinunterrutschen, und ein anderes Mal ist nur noch ein kleines Loch zum Durchklettern frei. Die Schluchten sind genauso faszinierend wie der Coloured Canyon und allemal die mühsamen sechs Kilometer An- und Abmarsch durch den tiefen Sand wert.

Am Zelt winken die Beduinenfrauen schon mit der Teekanne, und wir setzen uns zu ihnen. Sie, die Kinder und die Ziegen sind die einzigen hier, die Männer arbeiten in einer Erdölraffinerie. Das Wasser, mit dem die Kanne und die Gläser ausgespült werden, wird den Ziegen zum Trinken hingestellt. Es gibt hier keinen Brunnen, das Wasser wird mit einem Tankwagen angeliefert und in gelbe Plastikkanister mit einer Shell-Muschel darauf gefüllt. Gerade hupt an der Straße ein LKW, der mit Gemüse, Kleidung und sonstigen Sachen des täglichen Bedarfes beladen ist – eine Art rollender Tante-Emma-Laden für Beduinen. Während wir am Feuer warten, bis das Wasser heiß ist, geht eine Frau einen halben Sack Mehl zum Brotbacken kaufen. Fladenbrot ist anscheinend nicht nur die Hauptnahrung der Menschen, auch die Ziegen bekommen es zu fressen. Sie bedienen sich sogar selber und werden nicht daran gehindert. Die Teerunde ist nur kurz, denn es wurde nur wenig gekocht. Jetzt erst bieten uns die Frauen schüchtern Schmuck aus bunten Plastikperlen zum Kaufen an. Hier, wo sich ab und zu Touristen ins Wadi verirren, ist auch ohne Brunnen ein guter Lagerplatz. Manchmal gelingt es ihnen, durch den Verkauf etwas Geld zu verdienen oder sie bekommen wie von uns Geschenke als Gegenleistung für den Tee – nützliche Kleinigkeiten wie Seife, Pflaster, Aspirin, Kaffee oder Tee.

Am Spätnachmittag fahren wir die letzten 50 Kilometer zum Katharinenkloster. In dem reizlosen Ort Milga, der direkt beim Kloster liegt, sind die meisten Touristen nur einen Tag lang, um sich das Katharinenkloster anzusehen oder den Mosesberg zu besteigen. Alle Arten von Touristen treffen sich hier, entsprechend gefächert sind die Übernachtungsmöglichkeiten: vom Luxushotel

mit Hubschrauberlandeplatz über einfache Camps bis hin zum Open-Air Schlafplatz auf dem Mosesberg.

Das Katharinenkloster liegt auf einer Hochebene in fast 1500 Meter Höhe. Bereits im vierten Jahrhundert haben hier christliche Einsiedler gelebt. Kaiser Justinian gründete es im Jahr 527, um die Gläubigen vor den Überfällen der Beduinen zu beschützen. So erklärt sich der festungsartige Charakter und die zehn bis zwölf Meter hohen Wehrmauern. In der Zeit der islamischen Eroberung rettete ein Schutzbrief des Propheten das Katharinenkloster vor der Zerstörung. Neben der Kirche wurde eine Moschee für durchreisende Muslime erbaut. Es ist weltweit die einzige Moschee in einer Klosteranlage. Heute leben hier etwa 30 Mönche, die sich zum griechisch-orthodoxen Glauben bekennen.

Im Kloster wächst auch ein Ableger des biblischen Dornenbusches, der zwar brannte, aber nicht verbrannte, als aus ihm heraus Gott dem Moses erschien und ihn beauftragte, mit dem Volk der Israeliten ins Gelobte Land zu ziehen. Der damalige Pharao Ramses ordnete an, daß alle neugeborenen hebräischen Sklaven getötet werden sollten, da diese sich zu stark vermehrten. Aber Moses überlebte, weil ihn seine Mutter aussetzte und er bei einer Pharaonentochter aufwuchs. Als Erwachsener erschlug er einen ägyptischen Aufseher, weil dieser einen hebräischen Sklaven auspeitschte. Moses floh auf den Sinai und fand dort Jahre später seine Frau, deren Vater ein Stammesführer der Beduinen war.

Moses führte die 12 Stämme der Israeliten in einem einjährigen Marsch vom ägyptischen Festland östlich von Kairo zum Djebel Musa. Hier nahm er die zehn Gebote Gottes entgegen, die die Basis der drei großen monotheistischen Weltreligionen bilden. Dazu soll er fünfmal auf dem Gipfel gewesen sein, zweimal sogar 40 Tage lang. Nach weiteren 40 Jahren erreichte die zweite Generation durch die Wüste Negev und Jordanien das gelobte Land in Jericho.

Der Mosesberg ist nicht nur den Christen und Juden heilig, sondern auch den Muslimen. Muhammads Pferd, das den Propheten von Jerusalem gen Himmel brachte, soll hier mit einem letzten Huftritt Schwung für die Auffahrt geholt haben. Einer alten Beduinenlegende nach stieg das Kamel ihres wichtigsten Heiligen, Nabi Salih, vom Mosesberg aus in den Himmel. Seine vier Füße berührten dabei gleichzeitig noch Kairo, Damaskus und Mekka. Nabi Salih ist den Beduinen heilig, weil er eine trüchtige Kamelstute aus einem Felsen befreite. Die Beduinen verehren auf gleichem Rang auch Moses, hatte er es der Legende nach doch geschafft, kostbares Wasser aus einem Felsen zu schlagen. Im Islam gibt es zwei Typen von Propheten. Der Nabi hat göttliche Eingebungen, aber nicht den Auftrag, diese an die Menschen weiterzugeben. Muhammad war ein „rasul“, ein „Gesandter“, der die göttlichen Botschaften an sein Volk vermitteln soll. Die Zahl der Propheten, die die Muslime verehren, wird auf über 125 000 geschätzt.

Auch wir wollen hinauf zum Gipfel des heiligen Berges, wozu es zwei Wege gibt. Unseren Entschluß, den Treppenweg für den Aufstieg zu wählen, bereuen wir schnell, denn er besteht aus – angeblich – 6666 Stufen. Ein Mönch hat den gesamten Weg zur Erfüllung eines Gelübtes eigenhändig angelegt. Auf mindestens 1111 Stufen legen wir ein Päschen ein, die restlichen verwünscht Kirstin mit lautstarken Flüchen. Aber die Aussicht vom 2285 Meter hohen Gipfel belohnt unsere Kletterstrapazen. Die Luft ist glasklar, und so können wir nach Süden über die endlosen Bergspitzen hinweg das Rote Meer sehen. Der 2640 Meter hohe Katharinenberg direkt im Süden ist der höchste Berg Ägyptens. Hinunter gehen wir auf dem „Pfad des Moses“, einem Serpentinweg durch Geröllhalden. Er ist lange nicht so schön wie der Treppenweg, nicht zuletzt weil reger Betrieb herrscht. Hunderte von verschwitzten und genervten Gipfelstürmern fragen uns, wie weit es denn noch ist. Dazwischen trotten gemächlich Kamele hinter ihren Beduinenführer her, und die darauf reitenden Touristen sehen von der Schaukelei reichlich seekrank aus. Wir sind in weniger als einer Stunde wieder am Kloster. Leider können wir es nicht mehr besichtigen, da es nur vormittags geöffnet ist.

Am Ortsausgang wundern wir uns über die wohl protzigste und gleichzeitig unwichtigste Kreuzung Ägyptens. Obwohl hier kaum Verkehr ist, hat sie die Ausmaße eines Knotenpunktes zweier Hauptstraßen. Repräsentation ist eben alles – auch wenn der Zweck fragwürdig ist. Kurz

bevor wir die Straße nach Nuweiba erreichen, biegen wir neben dem weißen Kuppelgrabmal des Nabi Salih auf eine Piste ab. Sie führt nach fünf Kilometern in das „Tal der blauen Berge“. Hier hat der belgische „Künstler“ Jean Verame sein Werk „Peace Junction“ erschaffen. Er bemalte dazu zahlreiche Felsbrocken mit blauer Farbe – zehn Tonnen soll er dafür verbraucht haben. Wir zweifeln am Sinn und der Umweltverträglichkeit dieses Werkes.

In diesem Tal beginnt eine 90 Kilometer lange Piste nach Dahab am Roten Meer. Wir wissen nichts Eindeutiges über ihren Zustand und stecken schon nach wenigen Metern in einem Sandfeld fest. Beduinen eilen herbei, um zu helfen. Mit vereinten Kräften, fleißigem Graben und einer Vollgasfahrt erreichen wir festen Untergrund. Die Beduinen raten uns von dieser Piste ab, und da wir keine Lust auf weiteres Sandbuddeln haben, kehren wir zur Teerstraße zurück. Die schroffen Felsen glühen im orangen Licht der untergehenden Sonne.

Wir erreichen die Küstenoase „Dahab“ (Gold) am Abend und sind nach all der Einsamkeit und Ruhe der letzten Tage zunächst leicht geschockt von dem Rummel hier. Es reihen sich Restaurants, Shops und Camps in einer unglaublichen Anhäufung aneinander. Ich war vor vier Jahren schon einmal hier und erkenne den Ort kaum wieder, nicht zuletzt weil der ohnehin schon schmale Strandstreifen heute total zugebaut ist. Wir finden ein Camp, wo der Bulli unter Palmen am Meer stehen darf. Die einfachen Zimmer in diesen Camps kosten nicht mehr als vier bis fünf Mark pro Nacht.

Dahab hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Einige der Änderungen sind deutlich sichtbar, andere weniger. Es fällt sofort ins Auge, daß fast alle Gebäude neu sind. Vor ungefähr zehn Jahren hat der Tourismus hier begonnen, indem Beduinen einfache Strohhütten an Rucksackreisende vermietet haben. Der Ort wurde schnell zum Insidertreff und erfreute sich wachsender Beliebtheit. Im Laufe der Jahre wurde die ganze Bucht mit Restaurants, Cafés und Camps im einfachen Stil bebaut. Bis vor zwei Jahren gab es keinen elektrischen Strom, was aber wesentlich zur besonderen Atmosphäre Dahabs beigetragen hatte. Jetzt ist alles hell erleuchtet und aus allen Cafés dröhnt laute Reggaemusik. Nur an einem Abend, an dem in der ganzen Bucht der Strom ausfällt, erinnern die Ruhe und die vielen kerzenbeleuchteten Tische entlang der Bucht an früher.

Die anderen Veränderungen betreffen das Leben der Beduinen hier. Die Mädchen, die am Strand Muscheln, selbstgenähte Hosen oder geflochtene Armbänder verkaufen, wachsen in zwei verschiedenen Welten auf. Sie sprechen schon recht gut Englisch, können aber zum Teil noch nicht einmal ihren Namen auf Arabisch schreiben, da nicht zur Schule gehen. Am Strand albern sie mit den halbnackten Touristen herum, aber zu Hause müssen sie sich noch nach den alten Traditionen verhalten. Ein Mädchen erklärt uns, sie wolle und dürfe keinen Badeanzug anziehen, und wenn sie älter sei, dann müsse sie sich verschleiern. Auch im Leben der (männlichen) Erwachsenen vermischen sich die beiden Kulturen: Zu ihren Galabiyas tragen sie moderne Turnschuhe; sie hören gerne Rockmusik, aber sie singen weiterhin ihre alten Lieder. Trotz all der neuen Einflüsse wollen sie nicht auf ihre eigene Kultur verzichten.

Viele, die hier leben und arbeiten, sind aber keine Beduinen. Sie kommen aus Kairo, um der dortigen Arbeitslosigkeit zu entgehen und hier ein lockereres Leben zu führen. Der Großteil der Camps und Cafés gehört geschäftstüchtigen Leuten aus der Hauptstadt, die den Boom in Dahab erkannt haben und hier investieren.

Freitag, 08.01.93

Es ist der erste Tag seit einer Woche, an dem wieder die Sonne scheint, und wir sind etwas traurig, den Sinai und seine Bergwelt verlassen zu müssen. Aber unsere Autopapiere und Visa laufen heute ab und man kann sie nur in Kairo verlängern lassen. Andererseits sind wir neugierig auf Jordanien, besonders auf die geheimnisvolle Nabatäerstadt Petra.

Die Fähre von Nuweiba nach Aqaba soll um acht Uhr am Abend ablegen. Die Tickets kosten 25 US-Dollar pro Person und 167 Dollar für den Bulli und können nur bar in Dollar bezahlt werden. Die ägyptischen Ausreiseformalitäten erfolgen vor der Auffahrt auf die Fähre. Bei der Einfahrt

fragt ein Zöllner „Whose car?“ und Kirstin antwortet „My car“. Bei der folgenden Kontrolle, ob alle Papiere vollständig sind, fragen andere Zöllner „You are Miss Mycar?“. Über unser Lachen wundern sie sich zunächst, aber nach der Aufklärung des Übersetzungsfehlers lachen sie mit. Einer von ihnen wird angewiesen, uns durch den folgenden Dschungel der Bürokratie zu führen. Wir gehen von einem Büro in das nächste, und nach dem achten hören wir auf, sie zu zählen. Überall werden wir vorgelassen, und überall erzählt unser Begleiter die Anekdote der „Miss Mycar“. Nach eineinhalb Stunden sind wir fertig und müssen warten, bis wir um Mitternacht endlich auf die Fähre fahren dürfen. Mit einem Aufzug wird der Bulli unter Deck gebracht und millimetergenau eingeparkt. Er steht hinter einem Jeep aus Saudi-Arabien, auf dessen Rücksitz sieben Jagdfalken sitzen. Sie sind noch vor Rennkamelen, Pferden, Luxusautos, Villen und Jachten das Statussymbol der Reichen auf der Arabischen Halbinsel. Eigentlich haben wir gehofft, bequem in unserem Bullibett schlafen zu können, aber ein Arbeiter weist jeden aus dem Laderaum hinauf an Deck. Dort müssen wir uns die Nacht in gnadenlos unbequemen Plastischalensitzen unter Dauerbeschallung mit arabischen Liebesliedern um die Ohren schlagen. Erst um zwei Uhr legt die Fähre ab, und nach weiteren viereinhalb Stunden erreichen wir Aqaba – ahlan wa sahan Jordanien!

Nabatäer und Beduinen – Jordanien

Samstag, 09.01.93

Unser erster Tag in Jordanien beginnt wieder einmal mit langem Warten. Erst nachdem alle LKW rückwärts aus der Fähre manövriert sind, werden die PKW aus dem unteren Deck mit dem Aufzug einzeln heraufgeholt. Es kommt immer wieder vor, daß ein Fahrer fehlt oder daß es wieder Zeit für eine Teepause ist. Insgesamt dauert es vier Stunden, und wir können das Schiff erst als viertletzt Fahrzeug verlassen. Im Gebäude der Grenzabfertigung ist es menschenleer und die Bank ist noch – oder schon wieder – geschlossen. Uns bleibt nichts anderes übrig, als die Visa abstempeln zu lassen und erneut zu warten, bis die Bank öffnet.

Das jordanische Geldsystem ist verwirrend: ein Dinar sind zehn Dirham oder hundert Gersch oder tausend Fils. Oft bezeichnen die Jordanier aber zehn Fils auch als einen Piaster, so erklärt es uns ein Mann neben dem Bankschalter. Jetzt können wir endlich die Autohaftpflichtversicherung bezahlen, aber im Zollbüro dürfen wir erneut warten. Um uns wach zu halten, trinken wir die volle Thermoskanne Tee der eifrig telefonierenden Beamten leer. „Faddal“, „bitte sehr“, hatten sie uns ja freundlich aufgefordert. Die vorübergehende Einfuhr des Bullis soll 61 Dinar kosten, das sind über 150 DM. Angeblich ist diese Gebühr so hoch, weil es ein Dieselfahrzeug ist, Benziner kosten nur sechs Dinar. Zum Herunterhandeln fühlen wir uns zu müde. Immerhin gehen die Formalitäten schnell, weil wir unser Carnet de Passages vorlegen. Es ist zwar für Jordanien nicht unbedingt notwendig, spart aber Zeit und weitere Gebühren. Als wir fertig sind, möchten wir nur noch schlafen. 12 Kilometer südlich von Aqaba, kurz vor der Grenze zu Saudi-Arabien, liegt das „National Tourist Camp“ einsam am Strand. Ein alter Mann begrüßt uns überschwenglich mit „Ahlan wa sahan, ahlan wa sahan, willkommen! Suchen Sie sich einen schönen Platz aus, Sie haben den Strand ganz für sich alleine! Dort oben sind die Waschhäuser, es kostet nur 500 Fils die Nacht. Übrigens, mein Name ist Suleyman.“ Wir staunen über seine Deutschkenntnisse, und Suleyman erzählt stolz, daß er über zehn Jahre bei einer deutschen Baufirma in Saudi-Arabien gearbeitet hat. Er lädt uns für später zum Tee ein, und dieser Besuch ist auch das Einzige, was wir außer Schlafen heute noch tun.

Eigentlich wollen wir am nächsten Tag schon weiterfahren, aber wir bekommen Gesellschaft in Form eines deutschen Ehepaares und ihren drei Windhunden. Die fünf waren mit ihrem als Wohnmobil ausgebauten Land Cruiser schon in der ganzen Welt unterwegs und kommen jetzt gerade aus Saudi-Arabien. Vor unserer Abreise hatten auch wir Transitvisa für Saudi-Arabien beantragt, um so über Land in den Jemen fahren zu können. Aber als Nichtmuslim ist es ohne

gute Geschäftsbeziehungen beinahe unmöglich, ein Visum zu bekommen. Der Mann, ein Architekt, hat ein Stellenangebot von einem saudi-arabischen Architektenbüro erhalten – folglich auch eine Einladung und ein Visum. Wir tauschen stundenlang Reisegeschichten aus und verschieben schließlich unsere Weiterfahrt auf den nächsten Tag.

Jeden Tag verlängern wir unseren Aufenthalt, so daß wir insgesamt eine ganze Woche auf dem Campingplatz bleiben. Es sind Tage zum Faulenzen. Die größte Aktion ist es, alle paar Tage zum Einkaufen in die Stadt zu fahren. Aqaba ist ein moderner Ort, in dem wohlhabende Jordanier und Europäer ihren Bade-, Schnorchel- oder Tauchurlaub verbringen. Am Strand reiht sich ein Luxushotel an das andere, die alle einen eingezäunten Privatstrand haben. In den 50er Jahren lebten gerade mal 3000 Menschen in dem Fischerdorf, heute wollen 50 000 am raschen wirtschaftlichen Aufschwung teilhaben, den Tourismus und Handel bringen. Durch Aqabas Lage mit Zugang zum Suez-Kanal und über das Rote Meer zu den Küsten der Arabischen Halbinsel sowie nach Ostafrika und Fernost hat die Stadt beste Seehandelsverbindungen. Über den Tiefwasserhafen findet der größte Teil des jordanischen Warenumschlages statt, dabei besteht die jordanische Handelsflotte selber nur aus vier Frachtschiffen. Es werden mehr Waren importiert als exportiert, wertmäßig werden die Einfuhren nur zu einem Drittel durch die Ausfuhren gedeckt. Wichtigste Importgüter sind Nahrungsmittel, Maschinenbauteile, Fahrzeuge und Erdölzeugnisse. Phosphat ist Jordaniens wichtigstes Exportgut, das hauptsächlich in die EG verschifft wird.

Die Abende verbringen wir meistens bei Suleyman. Er brüht seinen schwarzen Tee stets mit einigen Blättchen „Myramia“, wildem Salbei, auf. Das schmeckt zwar etwas streng, aber dadurch, daß der Tee zur Hälfte aus Zucker besteht, gleicht es sich wieder aus. An den Gasheizofen, um den wir sitzen, gesellen sich auch oft die Polizisten, die den Strand vor Schmugglern bewachen sollen. Sie wärmen sich etwas auf und amüsieren sich mit uns über die vielen ägyptischen Spielfilme und Seifenopern im Fernsehen. Sie sind Meisterwerke des ungewollten Humors, eine Art Dallas-made-in-Egypt Verschnitt, deren Inhalte sich meist um (hysterische) Frauen und um Gewalt drehen. Die Handlung ist stets so einfach aufgebaut, die Rollen werden so klischeehaft und übertrieben dargestellt und die Produktion ist augenscheinlich so billig und laienhaft, daß selbst wir Ausländer vieles verstehen und unseren Spaß daran haben.

Abends kommen auch die Saudiaraber ins Land. In Aqaba kaufen sie sich in dazu lizenzierten Läden Alkohol – möglichst hochprozentig – und betrinken sich anschließend hier auf dem Campingplatz. Wenn die Flaschen geleert sind, fahren sie ihre teuren Jeeps in Schlangenlinien in Richtung Mekka und hinter der Grenze häufen sich die Autowracks. In Aqaba verdienen Prostituierte dank der reichen Gaben von so manchem abtrünnigem Grenzgänger besonders gut. In Saudi-Arabien wäre ein solches Verhalten nicht möglich. Es herrschen strenge, am Qur'an, der Sharia und den Traditionen orientierte Moral- und Glaubensgrundsätze. Der Alkoholverkauf ist verboten, und auch der Genuß wird bestraft. Bei der Einreise kann selbst alkoholhaltiges Parfüm beanstandet werden. Frauen dürfen sich nicht unverschleiert in der Öffentlichkeit zeigen, geschweige denn selber Auto fahren. Ladenbesitzer haben ihre Geschäfte während der Gebetszeiten zu schließen. Über alles wacht eine Religionspolizei, die Verstöße umgehend ahndet.

Samstag, 16.01.93

Der Abschied von allen ist sehr herzlich, besonders von Suleyman, dem wir mindestens zehn Mal versprechen müssen, aus Deutschland zu schreiben (was wir, wenn auch spät, eingehalten haben).

Das Wadi Rum ist unser heutiges Ziel. Auf dem „Desert Highway“, der Jordanien von Nord nach Süd durchquert, schlängeln wir uns durch die rotbraun leuchtenden Granitberge, und nach knapp 50 Kilometern erreichen wir die Abzweigung in das Wadi Rum. Die Straße wird einspurig

und hat viele Furten – unvorstellbar, daß diese trockene Landschaft nach Regenfällen von Flüssen durchzogen sein kann.

Kurz vor dem Ort Rum haben einige Beduinen zu Fuße eines mächtigen Bergmassivs ihre schwarzen Wollzelte aufgeschlagen. Der Großteil der Rum Bewohner gehört zu dem Stamm der „Howeit“. Sie führen ihre Abstammung auf Muhammads Tochter Fatima zurück und gelten als besonders ehrbar und stolz. Im Ort wohnen die Beduinen seit Anfang der 80er Jahre in flachen, braungrauen Steinhäusern, die ihnen die Regierung gestiftet hat. Daneben gibt es eine Moschee, ein paar kleine Läden, ein Resthouse mit Campingplatz und Restaurant, ein 1936 erbautes Fort der auf Kamelen berittenen „Desert Camel Corps“, eine vom Militär finanzierte Grundschule und mindestens zehn wilde Müllkippen. Trotzdem ist die Natur hier das Sehenswerte, auch wenn deren Vermarktung in vollem Gange ist. Busgruppen und Jeepkonvois wechseln sich mit dem Bestaunen der Landschaft ab. Die Beduinen vermieten ihre Jeeps und Kamele und das Preisniveau ist, verglichen zu anderen arabischen Ländern, sehr hoch. In den Bergen gibt es einige versteckt liegende Zeltcamps, wo man diese Landschaft noch relativ ungestört und naturnah erleben kann – eine Karte mit Informationen hängt im Resthouse. Als wir zu Fuß nach Süden losspezieren, ziehen wir unsere dicken Winterjacken über. Zwar scheint die Sonne, aber der Wind ist eisig kalt. Das Tal zwischen den beiden jeweils über 1700 Meter hohen Bergmassiven Djebel Rum und Djebel Umm Ishrin ist weitläufig. Der Berg Umm Ishrin, übersetzt „Mutter der 20“, erhielt seinen Namen nachdem 20 Beduinen bei einem Unwetter in einer Schlucht ertrunken sind.

Vor 30 Millionen Jahren trennte eine gewaltige geologische Verwerfung eine zusammenhängende Gesteinsmasse und schuf dadurch das Jordantal und den Golf von Aqaba. Die Erosion hat im Laufe der Jahrtausende das Übrige zur Gestaltung dieser Granit- und Sandsteinlandschaft getan. Bis zum Anbruch der Dunkelheit wandern wir durch das Tal, durch das einst auch der berühmte Lawrence von Arabien geritten ist. Der Engländer T. E. Lawrence, der als „Lawrence von Arabien“ zu legendärem Ruhm kam, kämpfte im Ersten Weltkrieg auf Seiten der Araber gegen die Türken. Große Teile des monumentalen Films über diesen Kampf wurden hier im Wadi Rum gedreht.

Die Arabische Halbinsel und der Nahe Osten waren zu Beginn dieses Jahrhunderts von den Türken besetzt und die Engländer hatten lediglich Aden im Südjemen als Stützpunkt. Im Ersten Weltkrieg standen sich Großbritannien und die Türkei, die mit Deutschland verbündet war, als Feinde gegenüber. Die Briten versprachen den Arabern als Gegenleistung für ihre Hilfe gegen die Türken ein Großarabisches Reich, das fast die gesamte Halbinsel sowie Syrien und den Irak umfassen sollte. Daraufhin breitete sich der arabische Aufstand von Mekka in Richtung Norden aus. Nach Aqaba wurde auch Jerusalem und schließlich Damaskus erobert. Lawrence war einer der Führer dieses Aufstandes, und auch er sicherte den Arabern ein geeintes Arabien zu. Er wußte jedoch schon sehr genau, daß es dazu nicht kommen würde, denn schon 1916 hatten England und Frankreich das nach den Unterhändlern benannte Sykes-Picot-Abkommen geschlossen. In ihm wurde die Aufteilung Arabiens unter den beiden Staaten festgelegt. Frankreich sollte den heutigen Libanon, Syrien und den Nordirak erhalten; die Briten Palästina, den Südirak und die Schutzherrschaft über die Scheichtümer am Golf. Als der Erste Weltkrieg mit der Niederlage und dem Rückzug der Türken endete, war von einem Großarabischen Reich nur noch kurz die Rede. Wenig später besetzten die Siegermächte die Gebiete, so wie sie es zuvor unter sich ausgehandelt hatten, und der Völkerbund gab seinen Segen dazu. Bei den Arabern blieb ein tiefes Mißtrauen gegenüber dem Westen zurück.

Das heutige Gebiet Jordaniens und Israels wurde britisches Mandatsgebiet, das entlang des Jordans in Transjordanien und Palästina geteilt wurde. 1946 wurde Transjordanien unabhängiges Königreich, aber im Westjordanland häuften sich die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern. Die UNO wollte daraufhin dieses Gebiet in einen jüdischen und einen arabischen Staat teilen. Die Israelis kamen diesem Teilungsplan jedoch zuvor und riefen den Staat Israel auf dem gesamten Gebiet aus. Die arabischen Staaten reagierten mit einem

gemeinsamen Angriff, aber als es nach zehnmonatigen Kämpfen zu einem Waffenstillstand kam, war das israelische Gebiet noch immer größer als im Teilungsplan vorgesehen. Transjordanien vereinigte sich mit dem arabischen Gebiet westlich des Jordans und nennt sich seit 1950 „Haschemitisches Königreich von Jordanien“. Es ist das einzige Land, das den vertriebenen Palästinensern die Staatsbürgerschaft zuerkennt. Sie stellen mit etwa sechzig Prozent sogar die Mehrheit der jordanischen Bevölkerung und bilden eine Art Staat im Staate. Die anhaltenden Machtkämpfe mit dem seit 1953 regierenden König Hussein steigerten sich zu einem Bürgerkrieg. Im „schwarzen September“ 1970 kam es zu offenen Kämpfen mit über 25 000 Toten, die erst endeten, als die USA drohten, sich zugunsten des Königs einzumischen. Die PLO fordert einen eigenen souveränen Staat, der auf dem Gebiet der Westbank entstehen könnte, da der jordanische König Hussein inzwischen alle Ansprüche auf dieses Territorium an die Palästinenser abgetreten hat. Hussein ist seit über vierzig Jahren im Amt. Trotz des vorhandenen Parlamentes hat er eine übermächtige Stellung im Land, bereitet jedoch für das Ende seiner Regierungszeit demokratische Reformen vor. In Geheimverhandlungen hat er sich schon weitestgehend mit Israel auf einen Frieden geeinigt, aber ein offizieller Vertrag ist erst dann möglich, wenn auch die Frage des palästinensischen Staates geklärt ist.

Sonntag 17.01.93

Seit über fünf Jahren träumen wir schon davon, die sagenumwobene Nabatäerstadt Petra zu sehen – jetzt trennen uns nur noch 120 Kilometer und ein paar Stunden Fahrt von ihr. Aber erstmal gehen wir der einzigen Radarfalle der letzten 13 000 Kilometer in die Falle. Zwei Polizisten stoppen uns und erklären mit strengem Blick, daß hier eine Höchstgeschwindigkeit von 50 km/h gelte und daß wir diese überschritten hätten. Dann grinsen sie sich an und wünschen uns mit dem allgegenwärtigem „Ahlan wa sahan“ eine gute Weiterfahrt, da wir nur fünf km/h zu schnell gewesen sind. Wir dachten schon, daß sie uns um ein wenig Bakshish als Aufbesserung für ihren mageren Beamtenlohn erleichtern wollen, aber so etwas ist uns entgegen vieler Gerüchte noch nie passiert.

Auf dem Desert Highway sind viele langsame LKW unterwegs, die mit ihren gegenseitigen Überholmanövern oft die gesamte Straßenbreite blockieren. Für einige Kilometer verbreitert sich die Straße auf acht Spuren – sie soll im Notfall als Landebahn für Flugzeuge dienen – wird aber als eine Renn- und Überholstrecke für LKW genutzt. Bei Ras an-Naqab zweigen wir auf die alte Trasse ab. Sie führt zu einem 1573 Meter hohen Paß mit einer schönen Aussicht bis zum Meer, wenn es nicht gerade so diesig wie heute ist. Der Wind ist kalt und stellenweise liegt etwas Schnee. Wenige Kilometer weiter fahren wir auf die sogenannte „Kingsroad“. Sie folgt einer alten transjordanischen Handelsroute von Aqaba nach Damaskus und wird schon in den Büchern Moses erwähnt. Unter den Römern wurde sie ab 100 n. Chr. gepflastert, aber ihr glorreicher Name widerspricht dem heutigen Straßenzustand. Die Straße schlängelt sich bis auf 1600 Meter Höhe durch karges Hügelland, auf dessen Feldern eine dünne Schneedecke liegt. Diese Bergketten schließen sich im Westen an den fruchtbaren Grabenbruch des Jordantals an, die restlichen 80 Prozent Jordaniens bestehen aus wasserlosen und fast unfruchtbaren Wüstenflächen.

Wenige Kilometer vor dem Ortseingang von „Wadi Musa“, dem Ort am Rande des alten Petra, bietet sich uns ein spektakulärer Blick über den gesamten Talkessel. Deutlich können wir den „Siq“ erkennen, die Schlucht, durch die man die Felsenstadt erreicht. Ihrer einzigartigen Architektur mit in den Fels geschlagenen Gräbern und Tempeln verdankt Petra, lateinisch „die Felsige“, ihren Namen. Die Nabatäer nannten die Hauptstadt ihres Reiches „Recem“.

Am Eingang zu der alten Nabatäersiedlung, am sogenannten „Visitor's Center“, gibt es leider keine billige Schlafmöglichkeit und große „No camping“ Schilder auf dem Besucherparkplatz schrecken uns davor ab, im Auto zu übernachten. Die Mitarbeiterin der dortigen Tourist-Information rät uns, ins Oberdorf zu fahren, weil es dort einfachere und preisgünstigere Hotels gäbe. Am nördlichen Ortsausgang steht zunächst das „Alanbat Student House“ und etwas weiter das „Musa Spring Hotel“. Dort dürfen wir auf dem Parkplatz schlafen und brauchen nur

für das Duschen zu bezahlen. Unter einem Kuppelbau neben dem Hotel entspringt eine Quelle. Es ist die Mosesquelle, „Ain Musa“, die der Legende nach dadurch entstand, daß Moses Wasser aus einem Felsen schlug. Das Wasser quillt tatsächlich unter einem Stein hervor und sammelt sich in einem Becken. Es ist eiskalt und glasklar, so daß wir unsere Kanister mit ihm auffüllen.

Den Abend verbringen wir zusammen mit anderen Gästen am wärmenden Kohleofen im Gemeinschaftsraum des Hotels. Draußen sind es unter null Grad – immerhin sind wir auf über 1200 Meter Höhe – da müßte die Standheizung des Bullis lange laufen, um ein wenig einzuheizen. Alle berichten begeistert von Petra. Ein vom selbstgemixtem Grog leicht betrunken deutscher Reiseleiter erzählt von den gesellschaftlichen Besonderheiten der legendären Nabatäer und ihres Karawanenreiches. Er gibt uns im Laufe des Abends einen Überblick über die gesamte Geschichte des Volkes, die damit begann, daß die Nabatäer vor knapp 2500 Jahren als Nomaden in Zelten lebten. Sie hielten sich Kamele, Ziegen und Schafe, kannten die wenigen Wasserstellen der Wüste und betrieben keinerlei Landwirtschaft. Sie lebten vom Tauschhandel mit Weihrauch, Myrrhe und anderen Gewürzen aus Südarabien oder von Raubzügen in benachbarte Gebiete. Das erste Datum, an dem die Nabatäer in der Geschichtsschreibung erscheinen, ist das Jahr 312 v. Chr. als der Grieche Antigonos zweimal seine Truppen gegen sie schickte und besiegt wurde. Im dritten Jahrhundert vor Christus stritten sich die Ptolemäer (griechische Dynastie in Ägypten) mit den Seleukiden (griechische Dynastie in Vorderasien) um die Vorherrschaft im griechischen Reich. Das Ptolemäerreich konnte seinen Machtbereich ausweiten, aber im Ostjordanland hatte die Herrschaft eher nominellen Charakter. Das Gebiet der Nabatäer lag genau an der Grenze zwischen den beiden Großreichen, dadurch konnten die Nabatäer ihre Handelsmacht dort weiter stabilisieren. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. änderten sie ihre Lebensweise. Sie betrieben neben der Viehzucht vereinzelt auch Acker- und Gartenbau, gründeten erste Siedlungen und prägten ihre eigenen Münzen als Zahlungsmittel. Sie entwickelten ihr eigenes Geld- und Zollsystem sowie eine eigene, auf dem Aramäischen beruhende und durch arabische Ausdrücke angereicherte Sprache. Die einst beduinische Stammesorganisation hatte sich zu einem Königreich gewandelt. Ihr Reich hatte keine festen Grenzen, eher Einflußgebiete wie die Weihrauchstraße vom Südjemen in den Mittelmeerraum und nach Gaza, oder die Straße der Könige nach Damaskus und zeitweise weiter nach Bagdad. Die Nabatäer sicherten diese Handelswege und deren Brunnen, indem sie Wach- und Handelsstationen errichteten. Die vorbeiziehenden Karawanen mußten dafür Schutzgelder zahlen.

Die Römer hatten inzwischen Teile des Seleukidenreiches erobert, jedoch konnten die Nabatäer sich ihre Unabhängigkeit noch durch Tributzahlungen erkaufen. 50 Jahre lang regierte König Aretas IV., in dessen Regierungszeit die meisten der Bauten im alten Stadtkern errichtet wurden. Nach seinem Tod 40 n. Chr. begann der Niedergang des Reiches. Dazu trugen auch die Bemühungen der Römer bei, die Waren zunehmend mit Schiffen und nicht auf dem Landweg zu befördern. Stärkerer Schiffsverkehr auf dem Nil, verbesserte Navigationstechnik, neueres Wissen über die Seewinde und die enorm verteuerten Schutzabgaben an die Araber waren die Ursachen dafür, daß der Handelsfluß auf den Landwegen, besonders auf der Weihrauchstraße, immer geringer wurde. Aus dem Karawanenhandel war daher in vielen Gebieten der Lebensunterhalt der Nomaden nicht mehr zu bestreiten, so daß sich viele fest ansiedelten und Landwirtschaft zu betreiben begannen.

Nach dem Tod des Nabatäerkönigs Rabel II. im Jahr 106 n. Chr. ernannte der römische Stadthalter in Syrien Nabatäa zur römischen Provinz. Die Römer errichteten ab diesem Zeitpunkt ihre Baudenkmäler in Petra. Als später das syrische Bosra zur Hauptstadt und Palmyra zum wichtigsten Handelsstützpunkt der römischen Provincia Arabia wurde, geriet Petra immer mehr ins Abseits. Noch schlimmer als der Verlust der politischen Autonomie war dabei der Verlust der religiösen und ethnischen Identität der Nabatäer. Dabei verehrten die Nabatäer auch fremde Götter, wie den hellinistischen Fruchtbarkeitsgott Dionysos und altarabische, vorislamische Gottheiten, wie „Shai al-Qaum“, den Beschützer der Wüstenreisenden. Der

Hauptgott der Nabatäer hieß „Dhushara“, was übersetzt „Herr des Shara“, einem Gebirgszug im Reich Edom, heißt. Er wurde, wie auch die Götter anderer vorislamischer Stämme, in Steinen symbolisiert. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts gilt die nabatäische Kultur als erloschen, das letzte Lebenszeichen ist eine Inschrift aus dem Jahr 328.

365 zerstörte ein starkes Erdbeben die Stadt, und die letzten Nabatäer verließen sie. Nach weiteren schweren Erdbeben im achten Jahrhundert geriet Petra endgültig in Vergessenheit. Bis 1812 kannten nur Beduinen die Felsenstadt, dann entdeckte der Schweizer Orientalist J. L. Burckhardt sie für Archäologen und Touristen wieder.

Am nächsten Morgen starten wir unseren ersten Besuch von Petra am Visitor's Center, dem einzigen offiziellen Eingang. Er ist daher mit Parkplätzen und Taxis, einer Tourist-Information, einer Bank und Post, kleinen Souvenirständen und dem teuren Resthouse am „Bab as-Siq“, dem „Tor zum Siq“, ausgestattet. Südlich der Ticketbude, im Flußbett des trockenen Musa-Flusses, bieten zahlreiche Dorfbewohner ihre Pferde zum Reiten an. Hier steht auch eine Klinik, in der verletzte Pferde, Esel und Kamele der Beduinen rund um die Uhr gratis behandelt werden. Auf dem Weg fragt uns alle paar Meter ein anderer reitender Beduine, ob er uns nicht auf seinem braven Vierbeiner nach „Betra“, wie er Petra auf arabisch ausspricht, führen soll. „Insha'allah bukra“, „vielleicht morgen“ verneinen wir. Als nächstes folgt die Strategie „Frau aufs Pferd locken – no money“. Und natürlich kann man sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, Frau durch zärtliches Stemmen am Hintern in den Sattel zu helfen. Aber daß Frau auch reiten kann, erwarten sie wohl nicht – sie sind stets erstaunt, als Kirstin ohne Zögern jedes Angebot annimmt, sich selbständig flink in den Sattel schwingt und aus dem Stand losgaloppiert. Nach einem Kilometer und fünf Gratisritten tauchen neben dem Weg große Steinblockgräber, Treppengräber und ein in den Fels gemeißeltes Obeliskengrab auf. Die Nabatäer glaubten an ein Leben nach dem Tod, fast alle Kultstätten in Petra dienten diesem Glauben. Je nach Stellung der Verstorbenen wurden die Gräber unterschiedlich gestaltet und mit kostbaren Totengaben versehen. In „Speiseräumen“, sogenannten „Triklinien“, fanden Totenmahlzeiten statt, so auch im „Bab as-Siq Triklinium“ beim Obeliskengrab.

Wenige Meter weiter kommen wir an den Eingang des Siq. Die senkrechten rotbraunen Felswände sind fast hundert Meter hoch, was ihn wie einen Hohlweg erscheinen läßt. Kaum ein Sonnenstrahl hat hier je den Boden berührt, daher ist die Atmosphäre trotz der Schönheit der Schlucht irgendwie beklemmend. Obwohl der Siq dem Verlauf des Musa-Baches folgt und seine Wände vom Wasser abgeschliffen sind, ist er nicht durch die Fließkraft des Wassers entstanden, sondern durch eine tektonische Verwerfung. Zu nabatäischer Zeit verlief hier der Hauptweg – aber nicht der einzige Weg – in die antike Stadt. Die Nabatäer meißeelten eine Wasserleitung in die Felswand und pflasterten den Boden mit Kalksteinplatten, beides ist stellenweise noch erhalten. In den Felswänden erkennen wir auch verwitterte „Betylen“, eingemeißelte Götternischen mit Inschriften. Nach fast zwei Kilometern verengt sich der Siq auf zwei Meter Breite. Durch den Spalt tauchen erste Konturen des Felsenbauwerks „Khazne al-Fara'un“ auf. Im Kontrast zum dunklen Siq wird er von der Sonne angestrahlt und blendet uns mit seinem grellen Rotorange. Er ist das wohl schönste und bekannteste Bauwerk Petras. Die zweistöckige Fassade ist 40 Meter hoch und 25 Meter breit. In der dreieinhalb Meter hohen Urne auf dem Dach soll nach Beduinenglauben ein Schatz enthalten sein. Der Khazne ist vollständig aus der Felswand herausgemeißelt und in Aussparungen an den Seiten sind Befestigungspunkte eines Baugerüsts zu erkennen. Nach dem Ausloten der Falllinien legten die Steinmetze die groben Konturen fest. Dann meißeelten sie den Felsen mit Spitzeisen von oben nach unten heraus, wobei der weiche Sandstein diese Technik erleichterte. Am schwierigsten waren freistehende Bauelemente wie Säulen. Die zwei mittleren der sechs Säulen des Khasne stehen als Monolithen frei, während die seitlichen Säulenpaare mit der Felsenrückwand verbunden sind. Das Ganze ist so geschickt gemacht, daß man den Eindruck gewinnt, alle wären freistehend. Wie bei vielen nabatäischen Bauwerken ist auch die Datierung und der Zweck des Khasne umstritten. Neuste Forschungen haben sich darauf geeinigt, das

Gebäude als einen Grabtempel eines nabatäischen Königs aus der Zeit um die Zeitwende anzusehen. Es ist somit nicht, wie wörtlich übersetzt, ein „Schatzhaus des Pharaos“. Über die Stufen des mächtigen Eingangsportals steigen wir in den Innenraum, der in die Felswand hinein ausgehöhlt ist. Vorraum, Hauptraum und zwei Nebenräume sind im Kontrast zu der prunkvollen Außenfassade schmucklos und leer.

In der gegenüberstehenden Felswand befindet sich in etwa 20 Meter Höhe ein relativ bequem zu erkletternder Vorsprung, der zu unserem Lieblingsplatz in Petra wird. Hier kann man in der Mittagssonne sitzen, den Khazne bewundern und das geruhsame Treiben auf dem Platz davor beobachten. Zur Zeit bereisen wegen den Nachwirkungen der Kuwait-Krise und den Anschlägen in Ägypten nur relativ wenige Touristen Jordanien. Petra ist die Hauptattraktion auf ihrem Tourprogramm von Nord nach Süd, aber dennoch ist oft nur ein halber Tag eingeplant. Manche Gruppen kehren am Khazne schon um, andere steigen hier auf ein Pferd oder Kamel und lassen sich weiter ins alte Stadtzentrum führen. Von der berühmt-berüchtigten arabischen Geschäftstüchtigkeit merken wir in Petra nicht viel. Gesellig beisammensitzen und sich beim Tee über Gott und die Welt zu unterhalten, scheint den Beduinen hier wichtiger zu sein, als Touristen zu Geschäften zu überreden.

Einige Meter weiter beginnt der sogenannte „Äußere Siq“. Er ist breiter als der eigentliche Siq und seine Wände sind nicht mehr so mächtig. Am Anfang befindet sich auf der rechten Seite das größte Triklinium der Stadt. Es folgen zahlreiche Gräber mit großen verzierten Fassaden, sie bilden die „Theaternekropole“, den ältesten Begräbnisplatz in Petra. Das Theater schließt sich diesem „Friedhof“ auf der linken Seite an. Seine Bühne, die seitlichen Gewölbegänge und die 40 Zuschauersitzreihen wurden ebenfalls komplett aus dem Fels geschlagen. 7000 bis 8000 Zuschauer konnten sich die Aufführungen ansehen. Das Theater entstand um die Zeitwende, später nutzten es die Römer. Bei einem Versuch, es um einen Rang nach hinten auszuweiten, stieß man auf Grabhöhlen aus der Zeit vor dem Bau des Theaters. Diese integrierten „Ehrenlogen“ verleihen ihm ein etwas makaberes Gesicht.

Der Siq ist zu Ende und das Wadi Musa wandelt sich wieder zu einem weiten Flußtal. Die meisten der unzähligen Höhlen in den Bergen links und rechts dienen mit einem in den Boden geschlagenem Senkgrab als Grabstätte. Viele Gräber sind offen und der Steindeckel fehlt. Nur wenige Höhlen wurden von den Nabatäern zum Wohnen benutzt. Heute sind einige als Teestube eingerichtet, andere dienen als Ställe. Bis vor wenigen Jahren wohnten noch 200 Beduinenfamilien in den Höhlen Petras, aber wegen der Touristen siedelte sie die Regierung 1985 um. Ein Kamelführer erzählt uns, daß auch ihm und seiner Familie ein neues Haus außerhalb Petras zugewiesen wurde. Er hat jedoch die Tür abgeschlossen und den Strom abgestellt. Sie ziehen das Nomadenleben im Felsenkessel von Petra vor – wie immer mehr andere auch. Es ist schade, daß wegen uns Touristen die Beduinen gegen ihren Willen umgesiedelt und ihrer Lebensweise entwurzelt werden. Sie würden unserer Meinung nach Petra eher bereichern als stören.

Als nächstes erreichen wir die vier größten Gräber Petras: das Urnengrab, das Korinthische Grab, das Palastgrab und das Grab des Sixtus Florentinus. Sie sind auf der westlichen Seite des al-Khubtha Bergmassivs, in der sogenannten „Königswand“, eingemeißelt. Tatsächlich wurden in drei der Mausoleen nabatäische Könige beerdigt. Das nördlichste Grab dagegen ist das eines römischen Statthalters, das erst um das Jahr 130 entstand. Obwohl nabatäische Baumeister versuchten, die Erosion durch die Anlage von Windmauern einzuschränken, sind die einst so prunkvoll gestalteten Fassaden heute stark verfallen. Im Inneren sind sie wie alles in Petra kahl und leer. Zum Staunen bringen uns die wunderschönen bunt marmorierten Sandsteinwände. Leider sind sie nur an wenigen geschützten Stellen, an denen die Sonne sie nicht ausbleichen kann, so farbig.

Im Nordwesten dehnt sich ein weiter Talkessel aus. Um das Wadi Musa und die gepflasterte Hauptstraße lag hier einst das Stadtzentrum von Petra. Beiderseits standen öffentliche Bauten, links der Marktplatz und die Badethermen, rechts eine großzügige Brunnenanlage und ein Tempel. Daran schlossen sich weniger prunkvolle Wohnviertel aus Stein- und Lehmziegeln an.

An einem dreiteiligen Triumphbogen aus der Römerzeit beginnt der heilige Bezirk der Nabatäer. Hier steht auch der renovierte „Qasr al-Bint Fara'un“, der „Palast der Pharaonentochter“. Diesen Namen gaben die Beduinen dem einstigen Haupttempel Petras. Er war dem Hauptgott Dhushara geweiht und ist trotz seines Verfalls das am besten erhaltene gemauerte nabatäische Bauwerk. Nach Norden schützte eine Stadtmauer das Zentrum vor Überfällen. Im Osten bot der Siq beste Verteidigungsmöglichkeiten und ansonsten schützten abweisende Felsmassive. Heute kann man hier in einem staatlichen Restaurant essen, eine herrlich marmorierte und als kleines Museum umgestaltete Wohnhöhle besichtigen oder einfach den Gedanken an die einstige Pracht und Größe Petras und der Nabatäer nachhängen. Wir fragen uns, was eigentlich das Schönste hier ist: Die Relikte der nabatäischen Kultur? Die atemberaubende Landschaft? Die bunten Sandsteingemälde? Die Freundlichkeit der Beduinen? Das Geheimnis von Petra liegt wohl im ausgewogenen Zusammenspiel aller dieser Aspekte. Neben dieser „Standardroute“ gibt es in Petra aber noch wesentlich mehr zu besichtigen. Wir erkunden immer wieder neue Ziele.

Das erste ist der Djebel ad-Deir. Vom alten Stadtzentrum aus führt ein Treppenweg mit über 800 Stufen durch die wilde Bergwelt mit ihren zahlreichen Schluchten. Beim schweißtreibenden Aufstieg kommen wir an zahlreichen Gräbern, Triklinien, Kulnischen, Opferplätzen und Betylen vorbei. Auf dem Gipfel steht ein weiteres grandioses Bauwerk: der ad-Deir Tempel. Seine 40 Meter hohe und 47 Meter breite Felsfassade ist von der Nachmittagssonne in ein besonders schönes Licht getaucht. Der Tempel ist genauso gut erhalten wie der Khazne, aber er ist mächtiger und strahlt im Gegensatz zum fast zierlich wirkenden Khasne eine erhabene Kraft aus. Der ad-Deir wurde von den Nabatäern nicht als Mausoleum, sondern als Tempel genutzt. Ob allerdings zur Verehrung der Ahnen oder der Götter ist ungewiß. Die Urne auf dem Dach ist neun Meter hoch. Uns fällt vor Schreck fast der Fotoapparat aus der Hand, als wir sehen, wie jemand unter der Urne hergeht, sich am äußersten Fassadenrand festhält und hinunter hängen läßt. Es sind einheimische Jungen, die sich einen Spaß erlauben – einen nicht ganz ungefährlichen. Dann beginnen sie, laut zu rufen, daß sie auch ja jeder sieht. Nach einiger Zeit sehen wir, wie sie auf der linken Seite des Tempels den Berg herunter kommen. Kurz entschlossen klettern wir hinauf. Oben angekommen, gehen wir auf dem geraden Dach zur Urne und testen, wie schwindelfrei wir wirklich sind. Die Beine über den Rand baumelnd, sehen wir 40 Meter an der Fassade nach unten. Es bedarf unserer ganzen Courage, nicht direkt einige Schritte nach hinten zu kriechen – aber nach ein paar Minuten mit Pulsschlag 130 können wir die Aussicht über den gesamten Talkessel genießen.

Zu den Riten des nabatäischen Glaubens gehörte es auch, ihren Göttern Opfer darzubringen. Dazu legten sie Hochaltäre, zum Beispiel auf dem Berg „Zibb Atuf“, an. Man kann ihn am einfachsten über einen Treppenweg erreichen, der hundert Meter südlich des Theaters beginnt. Auf dem Gipfel haben die Nabatäer einen rechteckigen Festplatz für Kultmahlzeiten angelegt. Im Westen schließt sich der Opferbezirk mit einem Opfertisch, einem runden Hochaltar und Rinnen, die für das Abfließen des Blutes sorgen sollten, an. Den Göttern wurden unter Anleitung von Priestern Speise-, Schlacht-, Räucher- oder Blutopfer dargebracht. Ob auch Menschen geopfert wurden, ist nicht eindeutig erwiesen, aber diese These sorgt für ein gruseliges Schaudern, als wir den Opferplatz besichtigen.

Ein alternativer Weg in das alte Stadtzentrum führt vom Eingang des Siq durch einen Tunnel und zwei Wadis zur Königswand. Durch diese Wadis leiteten die Nabatäer die Wassermassen der Regenfälle ab. Dazu errichteten sie am Siqingang einen Damm, der verhinderte, daß die Fluten durch den Siq strömten. Der Damm verfiel und 1963 starben 28 Touristen durch eine Flutwelle im Siq. Seit 1964 ist er wieder durch einen Damm nach altem Vorbild gesichert. Der Weg durch die Wadis führt durch enge Felsenschluchten. Hier erleben wir das wohl ungewöhnlichste Picknick unserer Reise: Zwei Beduinenjungen mit einer Schrotflinte braten sich auf einem Lagerfeuer vier geschossene Spatzen. Völlig selbstverständlich laden sie uns zum Mitessen ein. Lange dauert es nicht, bis die Vögel durchgebraten sind. Sie bestehen mehr aus

Knochen und Schrot als aus Fleisch, aber die wenigen nicht verbrannten Stücke sind sogar ganz lecker.

Es dauert in Petra nie lange bis man uns – einfach so aus Gastfreundschaft – zum Tee einlädt. Wir haben immer einige Zweige Myramia dabei, was bei den Beduinen heiß begehrt ist. Wenn wir Glück haben, wird der Tee in Gläsern serviert – auch Konservendosen sind noch ganz in Ordnung – aber brühend heißen Tee aus abgesägten Plastikwasserflachen zu trinken, grenzt an ein Kunststück. Unser Arabisch ist inzwischen ganz passabel, so daß viele fragen, ob wir in Amman studieren. Wir lernen viele der Pferde- und Kamelführer kennen, andauernd schallt es „Merhaba Almanya“ aus den Bergen. Einige der Pferdeboys warten fast jeden Abend auf uns. Nach einem kleinen Streit, auf wessen Pferd Kirstin zuerst reiten darf – der Diplomatie halber wird später gewechselt – geht es zurück zum Sammelplatz der Pferde an der Ticketbude. Nach einer Runde Fußball verabschieden wir uns bis zum nächsten Tag oder bis später im Musa-Café. Wir essen dort jeden Abend und jedesmal werden die Portionen größer und die Preise niedriger, bis wir am letzten Abend gar nichts zu bezahlen brauchen. Der Abschied von Petra und seinen Menschen fällt uns besonders schwer. Neun Tage sind wir hier und haben noch längst nicht alles entdeckt. Wieder einmal befällt uns Reistemelancholie: Man kratzt immer nur an der Oberfläche, Neugier oder Zeitdruck drängen zum Weiterfahren.

Montag, 25.01.93

Wir fahren auf der Kingsroad 30 Kilometer bis zu der Kreuzritterburg von Shobak. Sie wurde 1115 erbaut und steht auf einem kegelförmigen Berg einsam in der Landschaft. Mit anderen Burgen bildete sie eine Verteidigungslinie der Franken vom Roten zum Toten Meer.

Die Kreuzzüge stellten den Höhepunkt im Kampf der Christen gegen den Islam dar. Ihr Ziel war die „Befreiung“ des Heiligen Landes und Jerusalems. Der erste Kreuzzug startete 1096, nachdem Papst Urban II. mit der Losung „Gott will es“ die abendländischen Christen für die „Befreiung des Heiligen Landes, des Ursprungslandes des einzig wahren christlichen Glaubens“ begeistern konnte. Die Christen machten sich eine eigentlich islamische Vorstellung zu eigen: Die Führung eines „Heiligen Krieges gegen die Heiden“ – in ihren Augen die Muslime. Arabien war damals auf den Gebieten der Kunst, Kultur und Wissenschaft hoch entwickelt; Europa unter den herrschenden Feudalherren von ritterlicher Beutelust geplagt und von Hungersnöten bedroht. Es war im Mittelalter eher das, was man heute als „unterentwickelte dritte Welt“ bezeichnen würde, Arabien dagegen die beneidete führende Nation. Ein weiterer Grund der Kreuzzüge war, daß die Fatamiden unter al-Hakim die Wallfahrten der Christen nach Jerusalem behinderten und Kirchen entweihten. Zu den politischen Voraussetzungen der Kreuzzüge gehörte der Verfall des Abbasidenreiches. Die folgende Uneinigkeit und Verfeindung der Muslime, den sunnitischen Seldshuken in Vorderasien und den schiitischen Fatamiden, half den Kreuzrittern bei ihren anfänglichen Eroberungen. 1099 erstürmten sie Jerusalem und richteten ein grausames Blutbad an. Über 60 000 Einwohner – Zivilisten, Frauen und Kinder – wurden regelrecht abgeschlachtet, niedergemetzelt und enthauptet. Papst Urban hatte den Soldaten zuvor höchstpersönlich die Absolution von allen kommenden Sünden erteilt. 1171 beendete Saladin die Herrschaft der Fatamiden, gründete die Dynastie der Ayyubiden und wurde zum größten und stärksten Gegner der Kreuzritter. Sie verloren im zweiten bis fünften Kreuzzug fast alle Schlachten und mußten Jerusalem freigeben. Ziel des sechsten Kreuzzuges ab 1248 war die Eroberung Ägyptens. Aber das Heer unter Führung von Ludwig dem IX. geriet schon vor Kairo in die Gefangenschaft der dort inzwischen herrschenden Mameluken. Im siebten Kreuzzug verloren die Christen endgültig die letzten Gebiete an die Mameluken. Insgesamt stellten die Kreuzzüge ein völlig fehlgeschlagenes Unternehmen dar. Einziger Erfolg waren gewisse Ausweitungen von Handelsbeziehungen und daß die abendländische Gesellschaft Ideen der islamischen Wissenschaft übernahm.

Leider verdirbt uns ein platter Reifen – Nummer drei dieser Reise – die Laune zu einer Besichtigung der Burg. Also wechseln und weiterfahren. Beim Tanken staunen wir über den

niedrigen Dieselpreis: Ein Liter kostet 105 Fils, das sind 25 Pfennig, soviel wie ein Kilo Brot, ein halbes Kilo Tomaten oder ein Joghurt.

Nach weiteren 270 Kilometern vorbei an fruchtbaren Feldern bessert sich erst beim Anblick des Wadi al-Mudjib unsere Stimmung. Der vier Kilometer breite Einschnitt wird zu recht der „Grand Canyon“ Jordaniens genannt. In unzähligen engen Serpentinaen schraubt sich die Straße 500 Meter tief den Hang hinab. In einer Kehre finden wir auf einem kleinen Plateau einen besonders exponierten Schlafplatz.

Im schönsten Morgenlicht fahren wir die Straße weiter hinunter und schlängeln uns am anderen Hang wieder hinauf. 17 Kilometer Straße sind es von Oberkante zu Oberkante. Auf einer Aussichtsplattform genießen wir Landschaft und Frühstück, bevor es weiter nach Madaba geht. Am nördlichen Ortsausgang besichtigen wir in der St. Georgskirche die berühmte „Madaba Map“. Es ist ein Mosaikbild aus ehemals über zwei Millionen Steinchen, das eine Landkarte Palästinas im Jahr 565 zeigt. Ursprünglich war das Mosaik 6 mal 15,5 Meter groß. Wir erkennen eine erstaunlich exakte Landschaftsgliederung vom Nil nach Nordpalästina und vom Mittelmeer zu den Bergen Ostjordaniens. Besonders faszinierend sind die kleinen Details: im Jordan schwimmen Fische und Boote, Brücken verbinden die Ufer, auf dem Toten Meer segeln Schiffe, eine Gazelle flieht vor einem Löwen. Die Orte sind in griechisch beschriftet. Jerusalem ist das Zentrum der Karte, seine Häuser und die Stadtmauer sind genau dargestellt. Die Karte hatte den Zweck, Pilgern zu zeigen, wie Moses das heilige Land vom Berg Nebo aus sah.

Kurz vor der Hauptstadt Amman biegen wir auf die Straße zum Toten Meer ab. Je tiefer wir kommen, desto heißer und stickiger wird die Luft. Das Tote Meer liegt 390 Meter unter dem Meeresspiegel, ist durchschnittlich 400 Meter tief, 80 Kilometer lang und 16 Kilometer breit. Es ist ein abflußloser See, dessen Wasserpegel sich nur durch Verdunstung reguliert. Sein Salzgehalt ist mit 31 Prozent zehnmal so hoch wie der des Mittelmeeres. Dadurch ist der Auftrieb so hoch, daß man nicht ertrinken kann und auf dem Wasser treibt. Schon die Nabatäer nutzten den Mineralgehalt: Sie verkauften die durch den Auftrieb angeschwemmten klebrigen und zähen Bitumenbrocken, einem Erdölbestandteil, als teures Einbalsamierungsmittel an die Ägypter. Das Salzwasser verspricht bei Rheuma und Hautkrankheiten Heilung, und auf israelischer Seite befinden sich zahlreiche Kurbetriebe. Das getrocknete Salz wird in die ganze Welt exportiert.

Hinter dem Ort Suweima am Nordende des Sees steht ein jordanisches Resthouse mit Restaurant, Vergnügungspark und den so wichtigen Süßwasserduschen. Schon auf dem Parkplatz vergeht uns die Lust auf etwas Auftrieb im Toten Meer. Alles ist mit Ausflugsmüll verdeckt, das Wasser stinkt ekeleregend und auf ihm glänzt ein bunter Ölfilm. Nein, einladend wirkt diese „Pökelbrühe“ wirklich nicht.

Eine Weiterfahrt ganz in den Süden des Toten Meeres ist nicht möglich, da die Straße noch in Bau und das Ufer militärisches Sperrgebiet ist. Aber es ist angeblich erlaubt, die im Reiseführer beschriebenen heißen Quellen zu besuchen, die 20 Kilometer südlich von hier liegen. Einige Kilometer hinter dem Resthouse läßt uns der Militärposten gegen den Pfand unserer Pässe passieren. Die Landschaft ist überaus schön. Rechts das Tote Meer, links Palmenwald und viele Wadis, die ihr letztes Wasser in das Salzmeer fließen lassen. Auf der Straße joggt eine Kompanie Soldaten hinter ihrem Oberst her, und nach 17 Kilometern stoppt ein weiterer Posten die Idylle. Die Soldaten blicken uns böse an und schwenken mit ihren Gewehren wild in der Luft herum. „Mamnu, mamnu!“, das ist eindeutig: „verboten, verboten!“ – wir müssen umkehren. Der erste Posten ist erstaunt und meint, die Weiterfahrt wäre erlaubt – so etwas nennt man wohl mangelnde Militärkoordination. Das einzige, was uns noch einfällt, ist ein Sonnenbad auf einem Picknickplatz. Hier möchten wir auch übernachten, aber als wir kurz nach Anbruch der Dunkelheit glauben, jemanden um das Auto schleichen zu hören, beschließen wir, uns einen anderen Platz zu suchen. Auf der Straße stoppt uns wieder eine Militärkontrolle, die am Mittag noch nicht dort war. Die Soldaten sind verwundert, wo wir herkommen. Angeblich sei doch das

ganze Gebiet abgesperrt und über Nacht total mamnu. Der mürrische Nachtwächter des Resthouses erlaubt uns auf dem – militärfreien – Parkplatz zu schlafen.

Mittwoch, 27.01.93

Früh verlassen wir das Tote Meer mit all seinen Soldaten und fahren das Jordantal aufwärts. Der Jordan entspringt im syrischen Antilibanon am 2814 Meter hohen Berg Hermon. Die Quelle liegt im Gebiet der von Israel besetzten, aber eigentlich syrischen Golanhöhen. Ihr Besitz bildete stets den Schlüssel für die Herrschaft über die Gebiete an den fruchtbaren Flußufern. 252 Kilometer fließt der Jordan durch den Grabenbruch des Jordantals, bevor er in das Tote Meer mündet. Zusammen bilden sie die tiefste Festlanddepression der Erde. Dieser breite Graben bildete schon immer eine strategisch wichtige Grenze zwischen den Kulturen. Im Altertum zwischen der mesopotamischen und der ägyptischen, heute zwischen Israel und Jordanien. Der Jordan ist Christen und Juden heilig – nicht wegen seiner bescheidenen Länge oder Breite, sondern wegen der Ereignisse an seinen Ufern. Es ist biblisches Land, geprägt von Eroberungen und Fluchten, vom Einzug ins Gelobte Land und dem damit verbundenen Schicksal der Völker bis in die heutige Zeit. Johannes der Täufer taufte Jesus bei Jericho und seit zwei Jahrtausenden steigen Christen aller Konfessionen aus aller Welt in den Fluß und lassen sich ebenfalls taufen. Wegen der umstrittenen Grenzlage geschieht dies heute am Oberlauf auf israelischem Staatsgebiet. Religions- und Tourismusministerium haben extra Taufplätze eingerichtet.

Der Jordan und seine Nebenflüsse Yarmuk und Zarqa sind für die Landwirtschaft Jordaniens von größter Bedeutung. Im Ghor-Kanal wird das Wasser der Nebenflüsse parallel zum Jordan auf die Felder geleitet. Auch für Israel ist das Wasser lebenswichtig. 75 Prozent seines Wasserbedarfes bezieht Israel aus dem See Genezareth auf seinem Staatsgebiet. Streitereien um Wasserrechte sind seit jeher an der Tagesordnung. Der Wasserpegel im Toten Meer sinkt permanent, weil fast das gesamte Jordanwasser vorher entnommen wird.

Obst und Gemüse beanspruchen die Hälfte der Ackerfläche, auf dem Rest wird Weizen angebaut. Das günstige Klima läßt zwei Ernten pro Jahr zu. Der Verlust der Westbank bedeutete für Jordanien, auf ein Drittel der wertvollen Anbaufläche verzichten zu müssen. Die Einfuhr von Nahrungsmitteln verschlingt jährlich über 500 Millionen US-Dollar. Nur etwa sieben Prozent der Jordanier arbeiten in der Landwirtschaft – dagegen über 40 Prozent in der öffentlichen Verwaltung.

Hinter Shouna biegen wir in die Berge ab. Nach einigen Kilometern sind wir von 200 Meter unter Normalnull auf Meereshöhe und nach unendlich vielen Kurven auf 1100 Meter Höhe. Unser Blick reicht über große Waldgebiete bis zum wolkenverhangenen Jordantal. Die Gegend ist bei Ausflüglern aus Amman sehr beliebt und entsprechend mit Picknickplätzen bestückt. In den Dörfern vor Ajlun fallen uns die vielen Kirchen auf. Der christliche Bevölkerungsanteil ist in Nordjordanien besonders hoch. Insgesamt sind etwa fünf Prozent der viereinhalb Millionen Jordanier Christen.

In Ajlun erhebt sich die 1185 erbaute Burg Qal'at ar-Rabadh. Im Gegensatz zu den meisten anderen Burgen des Nahen Osten ist sie nicht von fränkischen Kreuzrittern erbaut und später von den Muslimen übernommen worden. Ihr Bauherr war ein Verwandter Saladins, der die Anlage zum Schutz der Mekkapilger und zur Verteidigung gegen die Kreuzritter erbauen ließ. Sie war Glied einer Kette, die dem Sultan in Kairo binnen eines Tages mit Brieftauben und Rauchzeichen von den Vorkommnissen in Nordsyrien Nachrichten zu übermitteln vermochte. 1260 wurde die Burg von den Mongolen und 1837 von einem Erdbeben schwer beschädigt. Heute ist vieles wieder restauriert. Wir fragen den Nachtwächter, ob wir auf dem Parkplatz schlafen dürfen. Er ist sehr froh über etwas Abwechslung und lädt uns direkt zum Tee in seine kleine Wachstube ein. Wie ein Wasserfall erzählt er seine ganze Lebensgeschichte. Er ist Christ – wie angeblich über 50 Prozent in Ajlun – 65 Jahre alt und sein ganzer Stolz sind seine fünf Söhne, zwei Kühe und 20 Schafe. Seine Frau ist tot und er findet den Job als Nachtwächter

anstrengend. Sehr viel mehr verstehen wir nicht. Aber er betont immer wieder, daß er dieses Leben liebt und an Gott, den einen Gott, glaubt.

Am nächsten Morgen fahren wir zum Grenzübergang bei Ramtha. Die Ausreiseformalitäten sind in einer halben Stunde geschafft – arabischer Rekord. Am längsten warten wir auf den Bearbeiter des Carnets. Da er nicht kommt, stempelt inzwischen jeder Reisende seine Zollpapiere selber ab, der hinter ihm Stehende unterschreibt. Wir trauen uns das nicht, aber dann ermuntern uns die Anderen schließlich doch dazu. Stempel drauf, irgend etwas Unleserliches als Unterschrift, einen Abschnitt in die Schreibtischschublade werfen und natürlich das Carnetheft „so sicher wie Bargeld“ aufbewahren. Inzwischen wissen wir, daß dieses Dokument nur den deutschen Automobilclubs, aber keiner Zollbehörde heilig ist.

Im Reiche des Löwen – Syrien

Die syrischen Einreiseformalitäten laufen schnell und reibungslos ab. Eine Autodurchsuchung bleibt uns erspart, und es fallen nur 60 Mark an Gebühren und Versicherung an. Wir fahren in Richtung Osten in das südsyrische Basaltplateau, den „Hauran“, denn diese Strecke verspricht mehr Abwechslung als die direkte Schnellstraße nach Damaskus. In diesem Gebiet um den Höhenzug Djebel ad-Druz leben vorwiegend Drusen. Diese Sekte hat sich in ihrem Glauben weit von den religiösen Inhalten des orthodoxen Islam entfernt. Kein Außenstehender kann Druse werden, auch Ehen sind nur untereinander erlaubt. Der Qur'an hat für sie eine untergeordnete Bedeutung, da ihre Glaubensinhalte in sieben handgeschriebenen heiligen Büchern zusammengefaßt sind. Diese sind geheim und dürfen nur vom „Kreis der Wissenden“, dem „Uqqal“, gelesen werden. Nur jeder siebte Druse kann Mitglied des Uqqal werden, er muß mindestens 40 Jahre alt sein und darf nicht rauchen, Alkohol trinken oder fluchen. Als Erkennungszeichen tragen diese Wissenden einen großen weißen Turban und lange Bärte. Drusen fasten nicht, haben keine festen Gebetszeiten und pilgern nicht nach Mekka. Ihre streng geheime Religion beinhaltet Vorstellungen der Seelenwanderung und der Wiedergeburt bis zum Weltuntergang. Sie leben in Einehe und ihre Gesellschaft ist in Stämmen streng organisiert. Als Syrien 1920 französisches Mandatsgebiet wurde, hatten die Drusen drei Jahre lang sogar einen eigenen Staat mit der Hauptstadt Suweida. Von den insgesamt 400.000 Drusen leben 250.000 im Hauran, die anderen in Israel und im Südlibanon. Sie bilden damit einen Anteil von zwei Prozent der insgesamt 13 Millionen Syrer. „Nur“ 85 Prozent der syrischen Bevölkerung sind Muslime, weitere zehn Prozent Christen, darunter auch Armenier und viele Palästinenser. Syrien ist eines der wenigen arabischen Länder, in denen auch Christen und andere Nicht-Muslime im Parlament vertreten sind.

Der Hauran ist übersät mit antiken Resten aus nabatäischer und römischer Zeit. Die Stadt Bosra, 50 Kilometer hinter der Grenze, war ein wichtiger Stützpunkt der Nabatäer und später Hauptstadt der römischen Provinz „Arabia“. Wir besichtigen die im siebten Jahrhundert von den Arabern erbaute Zitadelle und das darin gelegene römische Theater. Das schwarze Basaltgestein der Region ist hier seit jeher der meistverwendete Baustoff. Er verleiht der Zitadelle und dem Theater – eines der eindrucksvollsten und besterhaltenen, die wir je gesehen haben – einen etwas düsteren Charakter. Die Anlage wurde erst 1947 vollständig freigelegt und in den Wehrgängen ist heute unter anderem eine Jugendherberge eingerichtet. Leider regnet es, so daß unsere Besichtigungslaune nicht allzu lange anhält.

In Suweida fragen wir fast jeden, der bei dem Mistwetter auf der Straße ist, nach einem Hotel. Die widersprüchlichen Aussagen lassen aber den Schluß zu, daß es hier keines gibt. Also raus in die einsame Natur, auch wenn es inzwischen dunkel ist. Am Ortsausgang dann die Rettung: ein Parkplatz vor einem großen hotelähnlichen Gebäude. „Shooting Club“ steht am Eingang – egal, ab in die hinterste Ecke und schlafen. Aber so schnell wird daraus nichts, denn da klopft es an unsere Seitentür. Es ist unser bester, treuester und einsamster Freund – der Nachtwächter.

Und wie immer mit einer Einladung zum Tee. Wir staunen, als wir das Gebäude betreten. Es ist ein ehemaliges Nobelhotel, das noch wie zu alten Zeiten eingerichtet ist. Beim Rundgang finden wir einen Rezeptionstisch mit Schlüsseln am Brett, einen Kronleuchter in der Mitte des Eßsaales, Stapel von Tischdecken auf den Tischen und sogar Pflanzenkübel samt Inhalt. Das einzige was fehlt, seien die Matratzen, Wasser und Strom, erklärt uns der Mann. Er arbeite hier als Wächter, um auf die vielen noch vorhandenen Dinge aufzupassen.

Freitag, 29.01.93

Nach einem gemeinsamen Frühstück fahren wir weiter durch die kleinen Dörfer des Drusengebirges. „Gebirge“ ist ein etwas übertriebener Name für dieses 400 bis 800 Meter hohe Plateau mit kleinen Hügeln. Die gar nicht arabisch wirkenden Orte mit ihren eng gebauten Häusern sind ungewohnt menschenleer. In einem kleinen Lebensmittelladen kaufen wir zwei Flaschen „Vin ar-rayyan“, 13-prozentigen Rosinenwein, der fast wie Sherry schmeckt. Für diejenigen Drusen, die nicht dem Uqqal angehören, hat das Alkoholverbot des Qur'an keine Bedeutung.

Nach etwa hundert Kilometern erreichen wir Damaskus. Die 1,4 Millionenstadt liegt östlich des Küstengebirges und westlich der trockenen Wüstengebiete inmitten einer 30 000 Hektar großen Bewässerungsoase, der „Ghouta“. Ihr Lebensquell ist der Fluß Barada mit seinen sieben Seitenarmen und mehr als einhundert Kanälen. Er wird von den Regenfällen im Gebirge gespeist und ist einer der wenigen syrischen Flüsse, die ständig Wasser führen. Mit ihrem üppigen Bewuchs und den Schatten spendenden Palmen erschien die Oase schon vor Jahrhunderten Beduinen und Karawanen nach ihrem langen Marsch durch die Wüsten als das Paradies auf Erden. Sie war ein wichtiger Knotenpunkt im weitgespannten Netz der großen Karawanenstraßen von China (Seidenstraße), Indien und Südarabien (Weihrauchstraße) in die Länder des Abendlandes. Nicht zuletzt wegen des fruchtbaren Bodens ist Damaskus die älteste kontinuierlich besiedelte Stadt der Welt – nur Jericho ist noch älter, war aber nicht ununterbrochen bewohnt. Als Stadt existiert Damaskus seit dem vierten vorchristlichen Jahrtausend, aber schon über 10 000 Jahre sollen hier Menschen siedeln.

Im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung war Damaskus aramäisch, später assyrisch, babylonisch, persisch, griechisch, römisch und byzantinisch. Ab 635 wurde die Stadtgeschichte islamisch geprägt. Ihre politische Glanzzeit war die unter der Herrschaft der Omayyaden, die von 657 bis 750 Damaskus zur Hauptstadt ihres riesigen Reiches machten. Es folgten die Abbasiden 1155 bis 1250, die Mameluken ab 1260 und die Osmanen ab 1570, allerdings hatten diese Dynastien ihre Metropolen anderswo. Nach den arabischen Aufständen unter Lawrence durfte Damaskus sich nach langer Fremdherrschaft 1918 sogar „Hauptstadt des Arabischen Königreiches“ nennen – wenn auch nur für zwei Jahre bis die Franzosen die Mandats Herrschaft übernahmen. Seit 1946 ist sie Hauptstadt des unabhängigen Syrien.

Ihre Lage im Grenzbereich zwischen Morgen- und Abendland sowie im Spannungsfeld rivalisierender Großmächte führte immer wieder zu Kriegen, Zerstörungen und Plünderungen. Am verheerendsten wüteten die Kreuzritter 1099 und die Mongolen um 1300. Dennoch fehlte den Bewohnern nie der Mut und die Kraft für einen glanzvollen Neubeginn. Ein andalusischer Reisender schrieb 1184: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, dann ist das ohne Zweifel Damaskus, und wenn es im Himmel ist, dann ist Damaskus das irdische Gegenstück.“

Von der poetischen Schönheit der „Perle des Orient, Blume des Paradieses, Auge der Wüste“ sehen wir auf unserer ersten Stadtrundfahrt nicht viel. Sie steht unter dem Motto „Schlafplatzsuche“, denn der Campingplatz liegt uns zu weit außerhalb. Also fahren wir kreuz und quer durch die Neustadt mit ihren teuren Geschäften, Banken, Restaurants, Delikatessengeschäften, Salons de Beauté, Anwalts- und Arztpraxen, luxuriösen Appartementanlagen, Verwaltungs- und Botschaftsgebäuden. Nur die vielen Grünanlagen sind ein angenehmer Kontrast zu den Betonbauten. Für die nächsten vier Tage finden wir einen Übernachtungsplatz in einem Innenhof, der von Geschäften und einer kleinen Polizeistation umrandet wird. Er liegt nur etwa einen Kilometer nordöstlich der Altstadt. Sie hat noch immer

das, wovon Poeten schon seit Jahrhunderten schwärmen: märchenhafte Schönheit und ein orientalisches Flair aus 1001 Nacht.

Beim Bummel innerhalb ihrer Stadtmauern fühlen wir uns stellenweise um Jahrhunderte zurückversetzt. Nur die Autos, die durch die größeren Gassen rasen und der moderne Kitsch, der im Souq verkauft wird, holen uns ins zwanzigste Jahrhundert zurück. Die Souqs erstrecken sich südlich der Zitadelle, die in Damaskus nicht auf einer Anhöhe, sondern ebenerdig in der nordwestlichen Ecke der Medina steht. Leider ist diese gewaltige Befestigungsanlage aus der Zeit der Abbasiden nicht zu besichtigen, da sie militärisch genutzt wird. Hinter der Zitadelle beginnt der von Sultan Hamid gegründete Souqgang „Hamidiye“. Er ist vollständig mit einem Rundbogendach aus Wellblech überspannt, und unsere Augen brauchen einige Zeit, bis sie sich an das Dämmerlicht gewöhnt haben. Auf den ersten Metern lauern Nepper, Schlepper und Tourifänger auf ihre Beute, dann wird es ruhiger. Dieser Souq ist die Nobeleinkaufs- und Flaniergasse sowie beliebter Treffpunkt der Mittel- und Oberschicht am Abend. Die vornehmen Läden sind im westlich-europäischem Stil aufgemacht. Grelle Neonreklame und bunte Firmenwerbung in englischer und französischer Sprache machen auf die Ware aufmerksam. Meist ist es schicke und modische Qualitätskleidung für reiche Damen, deren Modebewußtsein sehr groß ist. Daneben gibt es eine Menge Souvenirs: Beduinendolche, Kamelpeitschen, Kupfer- und Silbereinlegearbeiten, Mosaikschächtelchen, Stickereien und Brokatstoffe. Nichts von diesen Waren wird im Hamidiye Souq hergestellt – er ist eine reine Verkaufsstraße. Südöstlich grenzt ein Verkaufsgebiet mit zahlreichen verwinkelten Seitengassen an den Nobelsouq. Meistens sind es Sackgassen, denn so ließen sie sich in Kriegen besser verteidigen. Hier ist das Warenangebot eher traditionell, daher kaufen hauptsächlich einfache Städter und die angereiste ländliche Bevölkerung in diesen Läden. Sie sind wie üblich sauber nach Warengruppen getrennt: Stoffe, Wolle, Modeschmuck, Süßigkeiten, Geschenkpapier, Bettwäsche und Lebensmittel. Vor einem Stand mit Damenunterwäsche stehen zwei schwarz verschleierte Frauen und begutachten kritisch das Sortiment, das schon an die Kategorie „Reizwäsche“ grenzt. Die eine hält prüfend einen mit Spitzen verzierten, sehr knappen Slip gegen das spärliche Sonnenlicht, während ihre Begleiterin sich einen zartrosa BH über ihrem weiten Stoffumhang zwängt. Für uns ist es schon ein merkwürdiger Anblick, wie sie sich völlig selbstbewußt von Paßform und Sitz überzeugen. Im Gedränge des Souqs nimmt jedoch kaum jemand Notiz von ihnen.

Uns haben es besonders die wohlriechenden Gewürzgeschäfte angetan. Kardamom, Ingwer, Safran, Rosenblätter, Weihrauch, Blütentee und die für ihre Zartheit berühmten damaszener Aprikosen werden in riesigen Säcken angeboten. In manchen Läden gibt es ganze Wände aus kleinen Holzschubladen, in denen weitere Geheimnisse des Orients schlummern. Die vielen „Khane“, Karawansereien aus der Osmanenzeit, sind im quirligen Souq kaum zu erkennen. Früher dienten sie den reisenden Kaufleuten als Unterkunft und Umschlag- oder Lagerplatz für ihre Waren. In einigen werden auch heute noch Waren zwischengelagert und an die umliegenden Geschäfte im Souq weiterverkauft. Wir besichtigen den Khan Assad Pascha, dessen Räume um einen Innenhof auf zwei Etagen angeordnet sind. Eine Galerie führt um das obere Geschoß, in das die Waren mit einem mächtigen hölzernen Seilzug befördert werden. Das Dach über dem Hof besteht aus acht kleinen Kuppeln, an deren Rand halbrunde Fenster die ersten Sonnenstrahlen nach dem Regen der letzten Tage hereinscheinen lassen. Am Ende der Hamidiye Souqgasse treten wir bei der Omayyadenmoschee wieder an das grelle Tageslicht. Sie wurde ab 705 auf dem Areal eines römischen Jupitertempels und einer byzantinischen Kathedrale, die um 635 als Mittelpunkt der Welt galt, erbaut. Zum Bau der Moschee hatten die Omayyaden die Umfassungsmauern samt Ecktürmen des Tempels beibehalten, und sie verwendeten auch das antike Material der verfallenen Bauwerke weiter. Dies geschah nicht alleine, um Baumaterial zu sparen, sondern es deutet auf ihre Anerkennung der Heiligtümer anderer Religionen hin. In den Jahren 1069, 1401 und 1893 zerstörten Brände das Gebetshaus, es wurde aber jedesmal wieder im alten Glanz aufgebaut. Drei Minarette

ragen in den Himmel. Das südöstliche, das „Isaa-Minarett“ (Jesusminarett), zeugt von der Verehrung der Muslime von Jesus als Prophet.

Die Omayyadenmoschee darf gegen Eintrittsgeld besichtigt werden. Die Schuhe müssen, wie in jeder Moschee, vor dem Eingangsportal ausgezogen werden. Nimmt man sie mit ins Innere, sollte man sie mit aneinandergelegten Sohlen tragen. Im Gebetsaal dürfen sie nicht auf dem Teppich abgestellt werden, sondern gehören auf kleine Schuhregale, die an jeder Säule stehen. Die Kleidung in einer Moschee sollte nicht zu offen sein, auch nicht bei Männern. Frauen sollten ihre Haare mit einem Kopftuch bedecken. Hier bekommt Kirstin sogar trotz ihres Tuches und der „züchtigen“ Kleidung einen langen schwarzen Kapuzenmantel umgehängt. Nach all dem Trubel in den Souqs fühlen wir uns hier wie in einer Oase der Ruhe. Wir gehen durch den von zweigeschossigen Arkaden umgebenen Innenhof, setzen uns unter eine Säule und genießen die Stille und die wärmenden Sonnenstrahlen.

Drei alte Männer, die in ihre Qur'anlesung versunken sind, sitzen an einer Säule neben uns. Sie murmeln leise ihre Texte vor sich hin und scheinen uns nicht zu bemerken. Mit den Fingern drehen sie ihre „Sibahs“, Gebetsketten mit 33 Perlen, die die 99 Namen Allahs symbolisieren. Im Zentrum des Hofes steht ein Brunnen, in der westlichen Ecke ein von acht Säulen getragenes, kuppelförmiges und mit Goldfarbe und Malereien reich verziertes „Schatzhaus“. In ihm war einst der Staatsschatz der Omayyaden verborgen. Die Wände und Eingangsfassaden des Hofes und des Schatzhauses sind mit Fresken und Mosaiken geschmückt. Sie zeigen auf einem golden glänzenden Hintergrund Landschaften mit Bäumen, Büschen, Flüssen und Gebäuden. In den Landschaften sind keine Menschen abgebildet, denn die strenge Interpretation des Qur'an verbietet die Abbildung des menschlichen Körpers. Aus dieser Einschränkung der Ausdrucksmöglichkeiten hat sich eine vielfältige Ornamentik als Wesensmerkmal der islamischen Kunst entwickelt.

Auch der Gebetsaal, eine 136 Meter lange mit Teppichen ausgelegte Säulenhalle, darf außerhalb der Gebetszeiten von Nicht-Muslimen betreten werden. In der Mitte steht ein Schrein, in dem der Kopf von Johannes dem Täufer als Reliquie aufbewahrt wird. Auch er wird von den Muslimen verehrt. Am Schrein lehnt ein junger Mann, der einem Blinden aus dem Qur'an vorliest. Andere liegen auf dem Teppichboden und lesen Zeitung oder schlafen. Dazwischen laufen Kinder umher, während ihre Mütter auf dem Frauenpodest sitzen und ein Schwätzchen halten. Eine Moschee hat eine wichtige soziale Funktion: Sie ist ein Treffpunkt der Gläubigen zum täglichen Gespräch.

Daneben ist sie natürlich ein Platz zum Beten, Sammeln und Besinnen. Der arabische Begriff „masdjid“, aus dem sich „Moschee“ ableitet, bedeutet übersetzt „Ort der Niederwerfung“, also Ort des Gebets. Die großen Moscheen wie die Omayyadenmoschee dienen in erster Linie dem Freitagsgebet. Die kleineren, die sich um die Ecke im Wohnviertel befinden, werden zum alltäglichen Gebet aufgesucht. Der Qur'an empfiehlt, das Gebet in der Moschee zu verrichten, denn in der Gemeinschaft der Gläubigen zählt es mehr. Es kann aber auch sonst an jedem Ort ausgeführt werden. Theoretisch sollte jeder Muslim fünfmal am Tag zu festgesetzten Zeiten beten: bei Sonnenaufgang, am Mittag, am Nachmittag, bei Sonnenuntergang und zwei Stunden später am Abend. Zu diesen Zeiten schallen die Rufe sämtlicher Muezzine von allen Minaretten – leider nie ganz synchron. Mittlerweile kennen wir den Text schon auswendig:

„Allahu akbar. Allahu akbar.

Ashhadu 'an la illaha illa Allah.

Ashhadu 'an Muhammad rasul Allah.

Haiya ala-s-salat!

Haiya ala-l-falah!

Allahu akbar. Allahu akbar.

La illaha illa Allah.

Bei Morgendämmerung fügt der Muezzin passenderweise noch die Zeile „Das Gebet ist besser als der Schlaf“ ein.

Gott ist größer. Gott ist größer.

Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Gott.

Ich bezeuge, Muhammad ist der Gesandte Gottes.

Auf zum Gebet!

Auf zum Erfolg!

Gott ist größer. Gott ist größer.

Es gibt keinen Gott außer Gott.“

Jedem Gebet gehen rituelle Waschungen voraus. In fester Reihenfolge werden Hände, Mund, Gesicht, Unterarme, Stirn, Ohren und Füße gewaschen. Gebetet wird auf einem sauberen und rituell reinen Gebetsteppich in Richtung Mekka. In den Moscheen zeigt eine halbrunde Wandnische, der „Mihrab“, diese Richtung an. Hier ist er mit kostbaren Einlegeornamenten und Elfenbein geschmückt. Der Vorbeter, der „Imam“, hält am Freitag die Predigt. Imam kann grundsätzlich jeder werden, der den Qur'an gut kennt, da es im Islam keine Priester wie im Christentum gibt. Seinen Lohn erhält er vom Staat. Er spricht den Gebetstext und leitet die festgelegten Körperhaltungen der Gläubigen, darunter Verneigungen und Niederwerfungen vor Allah, an. Bei den Niederwerfungen soll die Stirn den Boden berühren. Gläubige, die es mit dem Gebetsritus besonders ernst nehmen, kann man an der kleinen Stelle auf ihrer Stirn erkennen, wo sich durch die Bodenberührungen eine Art Hornhaut gebildet hat. „Az-zabira“, „die Rosine“, wird sie auf Arabisch genannt. Nur wenn alle Teile des Gebetes richtig ausgeführt werden, ist es eine rituelle Handlung. Beim Besuch einer Moschee sollte man darauf achten, nicht unmittelbar vor einem Betenden herzulaufen. Sein Gebet wird dadurch ungültig, und er muß von vorne beginnen.

Im allgemeinen beten Männer und Frauen zu den Gebetszeiten in getrennten Bereichen oder in verschiedenen Räumen, zwischen diesen festen Zeiten aber auch nebeneinander. Beten sie gemeinsam, stehen die Frauen in den hinteren Reihen. Nicht aus Diskriminierung, sondern so soll verhindert werden, daß ein betender Mann durch einen Frauenpo vor ihm abgelenkt und auf „unreine“ Gedanken gebracht wird.

Nördlich der Omayyadenmoschee besuchen wir ein kleines epigraphisches Museum, das in einer alten Medressa aus dem 15. Jahrhundert untergebracht ist. Es sind nur wenige alte Schriften und Kalligraphien ausgestellt, aber sie geben einen guten Einblick in die arabische Schriftkunst. Die Kalligraphie stellt seit der Abbasidenzeit im 10. Jahrhundert eine hochangesehene Kunstform dar. Der Perser Ibn Muqla legte zu dieser Zeit erstmals feste Regeln für die Proportionen der Schönschrift fest. Aus dem statischen Kufistil entwickelte er sechs weitere, geschwungenerere Schriftstile. Somit ist die Kalligraphie nicht nur eine Kunst, sondern auch eine Wissenschaft, die strengen Regeln unterworfen ist. Geschrieben wird traditionell mit dem „Qalam“, einem Schreibrohr. Die Technik, es aus einem Schilfrohr zu schnitzen, ist eine Kunst für sich. Es wird sogar in der 96. Sure, Vers drei bis fünf, des Qur'an erwähnt: „Dein höchst edelmütiger Herr (Allah) ist es ja, der den Menschen durch das Schreibrohr gelehrt hat, was er zuvor nicht wußte.“ Die Kalligraphie dient vor allem dazu, Allahs Worte in eine ansprechende und würdevolle Form zu bringen. Deshalb darf die Tinte auch niemals mit Alkohol verdünnt werden, denn es wäre ja Sünde, Qur'anverse mit verbotenem Alkohol zu schreiben. Besonders oft wird die Einleitungsformel der Qur'ansuren „Bismillah ar-rahman ar-rahim“ kalligraphisch verschönert. Diese Worte sind die meistgebrauchte Segensformel der arabischen Sprache. Schon Muhammad hatte gesagt: „Wer schön Bismillah schreibt, der erhält unzählige Segnungen.“ Grund für die Kalligraphen, diese Formel über Jahrhunderte immer wieder in neuen kunstvollen Formen zu schreiben.

Kalligraphen hatten schon immer ein hohes Ansehen in der islamischen Welt. Viele wurden mit Ehrentiteln angedeutet oder brachten es bis zum Ministeramt. Sie entwickelten neben der reinen Schönschrift auch die Kunst, Worte so zu schreiben, daß sie zugleich ein Bild darstellen. Man umging auf diese Weise geschickt das Abbildungsverbot des Qur'an, das vor allem in Persien und bei den Osmanen nicht so streng ausgelegt wurde. Daher stammen die meisten der Bilder-Kalligraphien von dort. Heute erlebt die Kalligraphie eine Renaissance: Im Iran z.B. gibt es momentan 25 000 Schüler und 2000 Mitglieder der „Gesellschaft für Kalligraphie“. Die Rückbesinnung auf die islamische Kultur bringt auch einen Aufschwung für die Kunst der arabischen Schrift.

Die Gassen der Altstadt von Damaskus wirken wie ein verzaubertes Labyrinth, das immer neue Überraschungen hervorbringt. Medressen, Mausoleen, alte Bürgerhäuser, Kirchen, Synagogen

und Moscheen wechseln sich mit ganz gewöhnlichen Wohnhäusern ab. Die Wohnviertel der Altstadt wirken einheitlich, sind aber von zahlreichen – für Außenstehende nicht sichtbaren – räumlichen und sozialen Grenzen durchschnitten. In muslimischen Ländern sind „Grenzen“ anders definiert als in unserer Gesellschaft. Das arabische Wort für „Abgrenzung“, „Tahdid“, wird im übertragenen Sinn auch für die Selbstdarstellung einer Person benutzt. Die räumliche Herkunft ist ein wichtiger Schlüssel zur Charakterisierung der Persönlichkeit. Aus welchem Land jemand kommt, ob man ein „fellach“, ein Landmensch, oder ein „madani“, ein „Städter“, ist und in welchem Wohnviertel man wohnt, sind wichtige Kriterien. Fragt man bei uns eher „Was machen Sie beruflich?“ um den Status und die gesellschaftliche Stellung eines Fremden zu erfragen, so werden in arabischen Ländern aus dem ewigen „Where do you come from“ die entsprechenden Rückschlüsse gezogen.

Räumlich gesehen unterscheiden sich die Wohngebiete grob nach Neu- oder Altstadt. In ihnen leben die Menschen getrennt nach Religion oder Herkunft. So wohnen im Nordosten der Altstadt vorwiegend Christen, im Südosten Juden. Eine weitere Unterteilung der traditionellen Viertel wird in einzelne Wohnblöcke oder Quartiere vorgenommen. Deren räumliche Grenzen sind oft nicht eindeutig zu definieren, da sie nicht besonders ausgestaltet sind. Es kann eine große Straße, eine Handwerker-gasse, ein wichtiges Gebäude, eine Schule, eine Stadtmauer oder einfach eine Häuserzeile sein. Jedes Quartier besitzt als „Gemeinschaftseinrichtung“ einen kleinen Markt oder Geschäfte, die den alltäglichen Bedarf decken, eine Moschee, einen öffentlichen Backofen und ein Bad. In diesen Wohnvierteln lebt jeder in und mit anderen Nachbarschaften, den „Haras“. Die Grenzen der Hara sind soziale Grenzen. Sie sind nur für denjenigen zu sehen, der in, mit oder neben ihr lebt, beziehungsweise ihre Angehörigen kennt. Im nachbarschaftlichen Leben dominieren die Frauen. Die Männer sind tagsüber außer Haus, und sie mischen sich nur ungern in die Angelegenheiten der Frauen ein.

Beim Bummel durch die Gassen kann es einem leicht passieren, daß man zu tief und zu weit in die Haras eindringt. Man kann diese Gassen anhand ihrer Größe unterscheiden: Wo Autos fahren können, da kommen öfter „Harafremde“ durch und werden geduldet. Private Gassen sind ruhiger, abgeschiedener als andere. Hier ragen die ersten Etagen gegenüberliegender Häuser so weit vor, daß sie sich fast berühren und kaum ein Sonnenstrahl hereinfallen kann. Fremde sind hier im Grunde nicht willkommen, auch nicht einheimische Fremde. Kinder machen durch Rufen auf sie aufmerksam, damit die Frauen sich rechtzeitig zurückziehen können. Auf Ausländer kommen die Kinder direkt zu, stellen sich regelrecht zu einer blockierenden Mauer auf und weisen den Weg hinaus. Ein Fremder darf sich in diesen Bereichen nicht zu neugierig verhalten. Er sollte durch laute Schritte, Räuspern oder Husten auf sein Kommen aufmerksam machen und Blicke in die Fenster oder gar durch die Türen vermeiden. Etwas Interessantes ist sowieso nicht zu entdecken, denn Vorhänge oder Mauern schützen vor fremden Blicken. Gegenüberliegende Hauseingänge sind versetzt angebracht, denn selbst innerhalb der Haras werden Einblicke nur von Verwandten geduldet.

Das Leben spielt sich nicht in den Gassen, sondern im Haus und im Innenhof ab. Männer- und Frauenbereiche sind im traditionellen Haushalt streng getrennt, entweder durch verschiedene Innenhöfe oder durch unterschiedliche Etagen. Der „Liwan“ fehlt in keinem traditionellen Haus. Es ist eine zum Hof hin offene Halle, in der die Bewohner Schutz vor der Sonne finden. Heute verlassen immer mehr der wohlhabenden Familien die Altstadt, um in die Neustadt zu ziehen. Nur die ärmeren bleiben zurück. Ihnen fällt die Loslösung von alten Bindungen schwer, und sie sehen westlichen Luxus und Lebensstil nicht als besonders erstrebenswert an. Das typische Miteinander von Arm und Reich gibt es nicht mehr in dem Maße wie früher – nur das räumliche Nebeneinander von prachtvollen und einfachen Wohnhäusern weist noch auf diese Zeiten hin.

Überall findet eine Umstrukturierung der alten Ordnung statt. Sozialer Aufstieg zeigt sich im Wechsel des Wohnviertels. Wer es sich leisten kann, der zieht in modernere, größere und repräsentativere Wohnungen oder Villen im westlichen Stil. Diese Häuser sind im Gegensatz zu den traditionellen und schmucklosen Gebäuden sehr darauf ausgerichtet, den eigenen

Wohlstand zu zeigen. Uns fällt auf, daß die neueste Mode eine Fernsehantenne in Form eines Eiffelturmes ist. Jeder, der es sich leisten kann, hat das Pariser Wahrzeichen auf seinem Dach. Ein Umzug aus einem traditionellen in ein westlich geprägtes Wohnhaus bringt für die Familie wesentliche Neuerungen mit sich: Zum einen fehlt die strenge Abgeschlossenheit nach außen, die das private Familienleben schützte, und zum anderen bedeutet es die Aufgabe des Wohnens in der Großfamilie. In den Neustadtvierteln spielt die Gemeinschaft der Nachbarn, die Hara, nicht mehr eine so große Rolle, denn das Leben ist anonymer. Das Ergebnis dieser Umstrukturierung ist eine Differenzierung der Bevölkerung nach ihrem Einkommen und sozialem Prestige, und nicht mehr nach Gemeinsamkeiten in Nationalität oder Religion. Verwestlichung und Entislamisierung sind die Prozesse, die heute die Stadtentwicklung des orientalischen Damaskus am stärksten beeinflussen. Bis zur Islamisierung war das Baubild der Stadt abendländisch – heute orientiert es sich erneut am Westen. Das ständige Wechseln der Zugehörigkeit zu verschiedenen Kulturkreisen prägte die Entwicklung von Damaskus. Von antik über islamisch zu modern – diese drei Epochen sind heute noch immer lebendig. Die Vergangenheit ist noch Gegenwart, aber die Zukunft ist schon präsent.

Dienstag, 02.02.93

Auf den 200 Kilometern bis zu unserem Tagesziel Hama wechseln sich Schnee- und Regenschauer ab. Mit Winterstiefeln und Regenschirm besichtigen wir den Ort, dessen Attraktion die bis zu 20 Meter hohen Holzwasserräder, die „Norias“, sind. Einst schöpften sie mit ihren Holzgefäßen das Wasser des Orontes in höhergelegene Äquadukte, und diese leiteten es über ein Gefälle weiter auf die Felder am Stadtrand. Heute stehen die meisten der Räder still, oder sie drehen sich nur noch für die Touristen. Die Felder werden mit Pumpen bewässert. Beim Rundgang durch die Stadt fährt oft ein Auto ausgerechnet neben uns mit Vollgas durch eine tiefe Pfütze und bespritzt uns mit Dreckwasser. Daran, daß die Syrer keinerlei Rücksicht auf Fußgänger nehmen, haben wir uns inzwischen gewöhnt. Aber anscheinend haben einige auch noch Spaß daran, Fußgänger zu schikanieren.

Nur wenige der Wagen sind jünger als 15 Jahre, das Durchschnittsalter liegt wahrscheinlich bei mindestens 30 Jahren. Oldtimerfreunde würden Syrien als ein Freiluftmuseum bezeichnen. Uralte Straßenkreuzer aus Amerika, alte Mercedes-, Citroën- und Peugeot-Karosserien, schwarze Oldtimer mit Speichenrädern aus den Zeiten vor dem zweiten Weltkrieg, alle mit den schönsten Kühlerfiguren, Heckflossen und runden Kotflügeln sind hier alltägliche Fortbewegungsmittel. Ein Taxifahrer zeigt uns stolz seinen Buik und erzählt, dieser sei über 40 Jahre alt. Schon sein Vater hatte ihn als Taxi genutzt. Er rechnet uns vor, wenn das Auto jeden Tag hundert Kilometer gefahren wurde, dann hätte es heute knapp eineinhalb Millionen Kilometer gelaufen. Aber er schätze den Tachostand auf gerade mal eine Million. Der Motor, inzwischen der fünfte, ist eine besonders gewagte Konstruktion Marke Resteverwertung. Unter der Motorhaube ist soviel Platz, daß fast jeder Pkw-Motor hineinpaßt und alle Möglichkeiten zum Improvisieren läßt. Selbst wenn die Syrer so unsanft mit ihren Autos umgehen – sie lieben und schmücken sie mit Federbüscheln in der Antennenhalterung oder Girlanden in der Windschutzscheibe. Aufkleber verdecken kleine Beulen und halten die rostigen Karosserien zusammen. Obligatorisch ist ein Aufkleber mit dem arabischen Wort „wir“, einem knallroten Herz und einem Porträt vom geliebten Präsident Assad.

Hafis al-Assad – „der Löwe“ – ist seit 1971 Präsident des syrischen Staates, der nach der Verfassung von 1973 eine „Republik mit volksdemokratisch-sozialistischem Charakter“ ist. Das Parlament wird als Volksrat alle vier Jahre gewählt, seit 1973 auch von Frauen. Dies täuscht aber nicht über die diktatorischen Mittel hinweg, mit denen Assad sein Land regiert. Als Oberbefehlshaber des Militärs liegt die Exekutivgewalt in seiner Hand. Er ist auch Vorsitzender der regierenden „Baath“-Partei, die 1963 durch einen Militärputsch an die Macht kam. Assad war dabei einer der führenden Offiziere. „Einheit, Freiheit und Sozialismus“, „Wahda, Hurriya, Ishtirakiya“ sind die Losungsworte der Baath-Bewegung. Diese „sozialistische Partei der Arabischen Wiedergeburt“ setzt sich für einen föderativen Zusammenschluß der arabischen

Staaten mit einer sozialistisch-islamischen Gesellschaftsordnung ein. Sie hat nichts mit der Baath-Partei im Nachbarland Irak oder den Ideologien von dessen Führer Saddam Hussein gemeinsam. Im Gegenteil: die beiden Staaten, ihre Präsidenten und ihre Baath-Parteien sind schon seit den Ursprüngen des Islam miteinander verfeindet. Die Rivalität zwischen den Abbasidenkalifen in ihrer Hauptstadt Bagdad und den Omayyadenkalifen in Damaskus sitzt tief. Im Krieg um Kuwait nutzten die USA diese Feindschaft: Sie machten sich Assad, den Feind ihres Feindes, zum Freund. Assad war somit ein wichtiger Verbündeter gegen den Irak, obwohl das syrische Volk Saddams antiamerikanische „Heldentaten“ bejubelte. Damit waren auch alle internationalen Terror- und Mordanschläge, die auf das Konto Assads gehen, vergessen. Die britische Regierung stellt Assad in diesem Zusammenhang in eine Reihe mit Gadhafi und Saddam Hussein, nur daß Assad raffinierter und unauffälliger sei. Wesentliche Machtfunktionen haben der syrische Geheimdienst, dessen Chefs als Großmeister der Intrige und der blutigen Komplote gelten, und die Geheimpolizei, die „Muchabarat“. Fast hinter jedem der zahlreichen Attentate auf Politiker oder Oppositionelle steckt eine der beiden Organisationen, ohne die die Baath-Partei nicht regieren könnte. Die führenden Posten sind alle von „Alawiten“ besetzt, die mit etwa zwölf Prozent die zweitgrößte Religionsgemeinschaft nach den Sunniten in Syrien sind. Sie sind schiitische Muslime und verehren Muhammads Schwiegersohn Ali mehr als den Propheten selbst. Ähnlich wie die Drusen glauben sie an Seelenwanderung und daß Sünder als Tiere wiedergeboren werden. Auch Assad ist Alawit. So sind es Schiiten, die den eigentlich sunnitischen Staat Syrien kontrollieren.

Hier in Hama lehnten sich oppositionelle Muslim-Bruderschaften im April 1982 gegen den Löwen von Syrien auf. Assad reagierte prompt und schickte Luftwaffe, Fallschirmjäger, Artillerie und Panzerkolonnen. Die Stadt wurde bei diesem „Strafgericht von Hama“ schwer zerstört und schätzungsweise 10 000 Einwohner wurden getötet. Die verantwortlichen Oppositionellen konnten ins Ausland fliehen.

Mittwoch, 03.02.1993

Aleppo ist unser letztes Ziel in Syrien. Die Stadt ist Damaskus sehr ähnlich: eine orientalische Großstadt mit rund 1,3 Millionen Einwohnern, einer schönen Altstadt, orientalischen Souqs, einer Zitadelle, einer Omayyadenmoschee, einem Nationalmuseum, Parks, reichlich Lärm und Dreck und wilden Autofahrern. Aber es gibt auch deutliche Unterschiede. Aleppo sieht man an, daß es keine Hauptstadt ist. Große Repräsentations- und Verwaltungsgebäude fehlen, es gibt weniger neue und exklusive Wohnviertel. Die Souqs bieten mehr für den alltäglichen Bedarf und kaum teure Modebekleidung an. Uns fällt auf, daß die Frauen hier traditioneller als in Damaskus gekleidet sind. Dagegen entdecken wir in mehreren Schreibwarenläden Postkarten mit „halbnackten“ Frauen darauf. Es sind übrigens die einzigen Karten, die unsere Freunde zu Hause nie erreichen – vermutlich sind sie in der Sammlung irgendeines Postbeamten gelandet. Dem Thema „Körperpflege“ widmen wir uns im angeblich schönsten osmanischen Hammam der Stadt, dem „Hammam al-Labbadiye“, das sich ein kleines Stück östlich des Eingangs zur Zitadelle befindet. Die Zeiten für Frauen und Männer sind fest aufgeteilt – Frauen tagsüber, Männer abends. Wir haben es nacheinander zu den entsprechenden Zeiten besucht und wollen hier unsere (höchst unterschiedlichen) Eindrücke schildern. Ich besuche es als erster am Abend:

Eigentlich sollte das Hammam ab 18 Uhr für Männer geöffnet sein, aber der Pförtner meint mit einem Augenzwinkern, die Frauen bräuchten mal wieder etwas länger. Nach einer halben Stunde in einem Café werde ich freundlich, aber auch mit einer angenehmen Selbstverständlichkeit begrüßt und bekomme ein Handtuch gereicht. Die große Eingangshalle ist Empfangs-, Umkleide- und Ruheraum zugleich. Ihr Fußboden besteht aus Marmor, der mit Ornamenten verziert ist, und in der Mitte plätschert ein kleiner Springbrunnen. An der Decke, die mit Stuck und Malerei dekoriert ist, hängt ein riesiger Kronleuchter. Der Raum wird von einer kleinen Empore umrahmt, auf der sich gepolsterte Sitzbänke mit Kissen befinden, darüber

hängen riesige Spiegel. Ich ziehe mich um, suche mir aus den unzähligen Plastiklatschen ein passendes Paar, binde mir das Handtuch um die Hüfte und gehe in die Baderäume. Im Dampf, der alles einnebelt, versuche ich mich zurechtzufinden: Es gibt mehrere kleinere Waschräume, die alle rund um einen großen Ruheraum angeordnet sind. In der Decke lassen kleine bunte Glasfenster das Tageslicht einfallen. Einige Männer liegen hier auf Holzbänken und dösen vor sich hin. Es ist sehr ruhig, kaum jemand redet, und auch ich werde kaum beachtet. Der ganze Badetrakt vermittelt den Eindruck eines Gewölbes. Die Durchgänge sind bogenförmig, und auch die Decke besteht aus mehreren Kuppeln. An den vier Seiten des Waschräumens ist jeweils ein kleines Becken, in das ständig frisches heißes Wasser aus einem Hahn fließt. Auf dem Boden sitzend, schütte ich mir einen Becher Wasser nach dem anderen über den Kopf und seife mich in Ruhe ein.

Ein Syrer kommt herein, schaut mich fragend an und nuscht etwas von „Massage?“ Ich nicke, und er fängt an, meinen ganzen Körper mit einem Handschuh abzuschrubben, der sich wie grobes Schmirgelpapier anfühlt. Meine Haut beginnt, sich bedenklich zu röten, aber er grinst nur und meint „no problem“. Zumindest bilden sich heute keine Klümpchen aus Dreck und Hautresten, da ich eine ähnliche Prozedur bereits in Damaskus über mich ergehen ließ. Aber als der „Masseur“ sich jetzt meinem Nachbarn zuwendet, der anscheinend schon länger nicht im Hammam war, bildet sich genau dieser graubraune Dreck. Er dreht sich zu mir um, lacht und meint: „You not, you clean!“

Mit heißem Wasser beruhige ich meine Haut etwas, die sich dafür herrlich weich anfühlt. Nach ein paar Minuten auf der Bank im Ruheraum gehe ich in die große Halle zurück. Sofort werden mir zwei große frische Handtücher entgegengehalten, und nachdem ich mich in diese eingewickelt habe, bekomme ich auch noch einen Tee. Eine ganze Weile lege ich mich auf die Bank, schlürfe den Tee und genieße die Ruhe. Nachdem ich bezahlt habe, mache ich mich gut erholt und mit bester Laune auf den Rückweg zum Bulli.

Kirstins Hammambesuch am nächsten Nachmittag ist leider eine Enttäuschung:

„Im Umkleideraum werde ich zunächst einfach ignoriert. Keiner bietet mir einen Tee oder eine Massage, geschweige denn ein Handtuch an. Ich bitte die Kassiererinnen mehrmals um eines, aber sie würdigt mich keines Blickes. Schließlich nehme ich mir selber eins und gehe damit in den Baderaum. Kinder nehmen Anlauf und schliddern mit Vollgas durch den glitschigen Gang. Ein kleiner Junge verliert das Gleichgewicht und kann sich gerade noch an meinem Arm festkrallen, bevor er dann doch unter lautem Gelächter der Umstehenden auf seinem Hintern landet. Bis zur Pubertät dürfen Jungen mit ihren Müttern ins Frauenhammam mitkommen. Diese Ausgelassenheit und das übermütige Kichern bilden einen Gegensatz zum zurückhaltenden Verhalten der jungen Frauen auf der Straße. Gekleidet sind fast alle mit knielangen Synthetikunterrocken mit Spaghettiträgern und Spitzenausschnitt, die überall im Souq für umgerechnet drei Mark verkauft werden. Auf mich wirken die dünnen Dinger nutzlos, denn wenn sie naß sind, werden sie äußerst durchsichtig. Manche tragen auch einen Badeanzug – hochgeschlossen im Stil der frühen 60er Jahre. Die älteren Frauen haben oft nur eine Unterhose oder ein nasses Handtuch an. Nur die Kinder und ein paar alte Frauen, die in ihrer Waschnische sitzen, sind nackt.

Aus allen Ecken schallt ein „Hello, hello, come in“. Ich suche mir das am wenigsten bevölkerte Waschbecken heraus und hocke mich neben eine Frau mit ihren vier Kindern. Trotz seines wilden Protestgeschreies seift sie den Kleinsten ein. Eine Gruppe junger Mädchen stellt sich vor mich. Eine sagt was, alle lachen und tippeln schnell weg. Diese Form der Touri-Verablung macht mir inzwischen nicht mehr viel aus. Draußen sind es aber junge Männer, die einen zum Narren halten wollen. Ich bin erstaunt, daß auch Frauen diesem Volkssport nachgehen, wenn sie dazu Gelegenheit haben. Es dauert nicht lange und ein Frage- und Antwortspiel beginnt. Runde eins durch die Frau neben mir, die inzwischen ihr zweites Kind abschrubbt: Woher ich komme? Ob ich Arabisch spreche? Wo ich Arabisch gelernt habe? An einer Universität – ob ich wirklich studiere? Ob ich aus Ost- oder Westdeutschland komme? Wie alt? Verheiratet? Was ist

mein Mann denn von Beruf? Wie lange ich schon in Syrien bin – und an welchen Orten? Wohin als nächstes? Warum ich denn keinen Schmuck trage??? Zwischen den Fragen schüttet sie mir ganz nebenbei zweimal neues Shampoo auf den Kopf. Ihr Jüngster hat sich mit all seinem Schaum vor mich gesetzt und zupft an meinen Zehen.

Zwei weitere Frauen kommen kichernd herein, und obwohl ich mit dem Schaum in meinen Augen kämpfe, setzen auch sie zum Interview an. Runde zwei mit den gleichen Fragen in der selben Reihenfolge. Wie die meisten Frauen können auch sie kein Englisch, aber ich verstehe, was sie wissen wollen und beantworte alles so gut es geht auf Arabisch. Viele Gelegenheiten mit arabischen Frauen Kontakt aufzunehmen, gibt es ja sonst nicht. Ich hatte gehofft, im Hammam könnten wir uns besser kennenlernen, denn neugierig aufeinander sind beide Seiten. Aber leider kommt nie ein richtiges Gespräch zustande. Sie fragen mich aus, aber ein Gedanken- oder Meinungsaustausch ist das nicht. Zum Schluß fragen auch sie erstaunt und kichernd, warum ich denn keinen Schmuck trage. Das ist den Frauen sehr wichtig, und jemand ohne Goldschmuck ist in ihren Augen zu bedauern. Was kann das schon für ein Ehemann sein, der seiner Frau noch nicht einmal einige Schmuckstücke kaufen kann. Sein Reichtum bestimmt auch den Wert der „Morgengabe“. Dies ist eine Art finanzielle Absicherung, die die Frau im Fall einer Scheidung für sich behalten darf. Sie ist bei der Hochzeit zu zahlen, was heutzutage oft in Form von Goldschmuck geschieht. Heute habe ich auch noch meinen „Ehering“ im Bulli vergessen – klar, daß mir so keiner abnimmt, daß ich verheiratet bin. Unverheiratete Frauen im heiratsfähigen Alter werden nicht als allzu ehrbar angesehen. Wenn sie sich dann noch alleine in der Öffentlichkeit oder – schlimmer noch – im Ausland bewegen, dann ist das „aib“, „schandhaft“.

Ich habe schon oft Ablehnung von den Frauen gespürt, aber so schlimm wie in diesem Hammam war es noch nie. Bis jetzt habe ich mich ja noch nett ausfragen lassen, aber der arrogante Blick von Frau Nummer vier, die soeben diese Nische betritt, läßt nichts Gutes ahnen. Sie spult pampig einige Fragen ab, blickt mir triumphierend in die Augen und zischt „Bakshish!“. Ich setze meinen ungläubigsten Blick auf, und sie wiederholt im Befehlston: „Bakshish!!“ Zwei weitere Hände strecken sich mir fordernd entgegen. Ich kann meine Wut noch verbergen und frage ruhig „lesch?“, „warum?“ Breit grinsend antwortet eine „Flüs quayyis“, „Geld sei gut“ und setzt ein „Flüs Madame!“ dran. Jetzt platzt mir der Kragen, und ich schimpfe laut auf Deutsch. Zum Abschied setze ich noch ein „inti mesch quayyessa“, „Sie sind nicht gut“, drauf und gehe. Diese Situation ist die unfreundlichste und aufdringlichste der ganzen Reise. Daß sie von Frauen ausgeht, hätte ich nicht erwartet. Im Ruheraum ziehe ich wütend den Vorhang zu und will meine Ruhe haben. Aber als ich ihn wieder öffne, wartet die „Bettlerin“ vor der Treppe. Sie betupft hoch erhobenen Hauptes ihr Dekolleté mit einem Duftwässerchen und grinst mich an. Mein wütender Blick scheint sie nicht im geringsten zu stören, denn sie fordert schon wieder Flüs – nein, dieser Hammambesuch war alles andere als erfreulich.“

Nach drei Tagen verlassen wir Aleppo. Die Stadt gehört für uns neben Fès, Kairo und Damaskus zu den schönsten unserer Reise, denn vor allem die Souqs sind traumhaft. Es gibt nur wenige arabische Städte, die es in puncto Ursprünglichkeit und Atmosphäre mit Aleppo aufnehmen können.

In westlicher Richtung fahren wir zur Grenze bei Bab al-Hawa, wo die Ausreiseformalitäten an diesem elften Grenzübergang unserer Reise unkompliziert und schnell erledigt sind.

Durch die Eiszeit nach Hause – Türkei

Genauso schnell wie die Ausreise aus Syrien geht auch die Einreise in die Türkei vonstatten. Am Abend fahren wir durch den Hafentort auf der E5 weiter am Mittelmeer entlang. An der stark befahrenen Fernstraße stellen wir uns bei Adana an einen der zahlreichen Tankstellen-Rastplätze mit billigen Übernachtungsmöglichkeiten und „Lokantas“, einfachen Restaurants für die vielen Fernfahrer.

Sonntag, 07.02.93

Wir kaufen wir an einem der vielen Straßenstände einen großen Beutel Orangen, die im milden Klima der fruchtbaren Küstenebene gut gedeihen und gerade frisch geerntet werden. Von Meereshöhe fahren wir hinauf ins Taurus-Gebirge, das zwischen Küste und dem anatolischen Hochland liegt. Nur die Gebiete an den Küsten und der europäische Teil der Türkei – gerade mal ein fünftel der gesamten Fläche – liegen niedriger als 500 Meter. Eine Nebenstraße führt uns auf den „Gülek Bogazi“-Paß in 1050 Meter Höhe, wo die Straße sich zu einer schmalen Felsschlucht, der sogenannten „Kilikischen Pforte“, verengt. In der Antike war sie ein wichtiger Übergang in die Zentraltürkei und entsprechend umkämpft. Über einem weiteren Paß schlängelt sich die Hauptstraße dann weiter hoch auf knapp 1600 Meter. Die Aussicht ist ungewohnt: Berge, Wald und Schnee. Vorbei ist es mit brauner Wüste im grellen Sonnenlicht. Keine Sanddünen, keine kahlen Berge und tiefe trockene Wadis mehr – europäischer Wald und Winter haben uns wieder. Je weiter wir nach Zentralanatolien hineinfahren, desto dichter wird die Schneedecke – die Straßen sind aber noch frei.

Wir erreichen den Landstrich „Kappadokien“ in Zentralanatolien am Nachmittag. Bis zum dritten Jahrhundert hatte sich in diesem Teil des römischen Reiches, trotz der Ablehnung und Ächtung der heidnischen Römer, ein wichtiges Zentrum des frühen Christentums entwickelt. Der Apostel Paulus hatte es in diesen Landesteil verbreitet. Nach der Aufteilung des Römischen Reichs in ein Ost- und Weströmisches Reich gehörte Kappadokien zum Oströmischen, dem Byzantinischen Reich. Die Byzantiner erklärten im Jahr 391 das Christentum zur Staatsreligion, worauf sich zahlreiche neue Mönchsgemeinden in Kappadokien ansiedelten. Im siebten Jahrhundert unterlagen die Christen in den kriegerischen Auseinandersetzungen mit den muslimischen Invasoren. Die Seldshuken, deren Reich sich vom Aralsee bis nach Mekka ausdehnte, eroberten im elften Jahrhundert Zentralanatolien und weite Teile von Byzanz. Sie tolerierten den christlichen Glauben ihrer Untertanen. Allerdings waren muslimische Bauern von der Steuerpflicht befreit, denn schließlich gehörte das Land Allah, und es sollte in erster Linie von seinen Gläubigen genutzt werden. Viele Christen traten wegen dieser Benachteiligung zum Islam über. 1314 wurde der letzte seldshukische Sultan in einer Schlacht gegen die Mongolen getötet. Richtig Fuß fassen konnten die Mongolen aber nicht, und so teilten sich die Seldshuken-Gebiete in kleine Staaten auf. Anfang des 14. Jahrhunderts ergriffen die Osmanen auch über die verbliebenen Gebiete der Byzantiner die Macht. Die Osmanen unterdrückten bei der Ausbreitung ihres Weltreiches den christlichen Glauben im ehemaligen Byzantinischen Reich und in Kappadokien endgültig.

30 Kilometer vor dem Ort Nevsehir besichtigen wir die unterirdische Höhlenstadt „Derinkuyu“. Sie wurde angelegt, um den Christen in der Not Schutz vor den Überfällen der Perser, Araber oder Mongolen zu bieten. Bis zu 20 000 Menschen fanden hier Zuflucht. Die Anlage ähnelt einem Hamsterbau, in dem ein System von Höhlen und Gewölben in sieben Stockwerken über 60 Meter tief miteinander verbunden ist. Es ist ein richtiges Labyrinth, in dem für Besucher ein beleuchteter Rundweg markiert ist. Ansonsten würde man sich in den vielen Höhlen und schmalen Gängen hoffnungslos verirren, denn Unüberschaubarkeit war ein Zweck zur Verteidigung der Anlage. Zusätzlich konnten viele der Gänge mit mülsteinförmigen Steinen verschlossen werden, wobei ein leichtes Gefälle das Rollen der zentnerschweren Steine erleichterte. Gelang es dem Feind doch einzudringen, so konnte er durch Löcher im Boden und in den Wänden von allen Seiten mit Speeren bekämpft und am weiteren Vordringen gehindert

werden. Wegen einer möglichen Belagerung legten sich die Bewohner Nahrungsmittellager und sogar Weinkeller an. Auch Kirchen, Schulen und Ställe wurden in das Gestein gemeißelt. Das Wasser schöpften sie aus eigenen Brunnen, die nicht vergiftet werden konnten. Ein ausgeklügeltes Kaminsystem sorgt noch heute für die Belüftung der Anlage. Viele Teile sind noch nicht erschlossen, genau wie weitere 40 kleinere unterirdische Stadtanlagen, die in Kappadokien vermutet werden.

Draußen hat es inzwischen angefangen zu schneien. Wir fahren los, um uns wegen der Kälte ein Hotelzimmer zu suchen. Das ist aber gar nicht so einfach, denn leider haben fast alle Hotels in und um den touristischen Hauptort Göreme geschlossen. Wasser und Strom sind abgestellt, alles ist zum Überwintern eingemottet. Wir finden nach langem Suchen aber doch einen einzigen der zahlreichen Campingplätze, der noch geöffnet ist. Der Gemeinschaftsraum, gleichzeitig Teppichgeschäft des Besitzers, wird von zwei Öfen auf erträgliche Temperaturen angeheizt. Für die Nacht kuscheln wir uns in sämtliche Bettdecken, Schlafsäcke und Handtücher, die wir dabei haben.

Am Morgen belebt uns eine heiße Dusche von außen und ein Liter Tee von innen. Eingepackt in unsere dicksten Winterklamotten und mit knallgelben algerischen Turbanen, die dem Schneesturm trotzen sollen, starten wir unsere Besichtigungstour durch die Mondlandschaft des Göreme-Tals. Sie ist übersät mit skurrilen Steinformationen und an vielen Stellen von tiefen Schluchten eingeschnitten. Mächtige Felsen ragen einzeln und in großen Gruppen als Säulen, Obeliskens oder steile Felsenkegel, die wie Zuckerhüte aussehen, aus dem schneebedeckten Erdboden hervor. Dieses Naturwunder entstand durch mehrere Vulkanausbrüche vor über 30 Millionen Jahren. Die Lava und Asche verfestigte sich mit der Zeit in mehreren Schichten zu Tuffgestein unterschiedlicher Festigkeit. Wind und Wetter erodierten es zu diesen einmaligen Formen.

Aber auch der Mensch formte diese Traumlandschaft. Das weiche Tuffgestein läßt sich leicht bearbeiten, und so gräbt man sich schon seit Jahrtausenden Wohnungen in die Felswände und die freistehenden Felsenkegel. Zu den Zeiten der Christenverfolgungen entstanden auch versteckte Kirchen, Kapellen und Klöster. In ihnen und in den Wohnhöhlen legten die Christen geheime Fluchtverstecke an, die oft im obersten Bereich lagen und nur durch enge Kamine oder Steigtreppe zu erreichen waren. In Göreme besichtigen wir eines der geistigen Zentren aus dieser Zeit, das heute ein „Freilichtmuseum“ ist. Es liegt in einem Talkessel mit vielen schroffen Tuffkegeln, der von einem Steilabfall und einer zerklüfteten Felswand begrenzt wird. Am Eingang stehen sich die Felspyramiden des Nonnen- und des Mönchsklosters gegenüber. In ihnen waren Wohnungen, Studien- und Besinnungsräume sowie Abendmahlsäle untergebracht. In das umliegende Gestein wurden insgesamt 13 Kirchen und Kapellen geschlagen, deren Innenwände und Deckengewölbe mit Engels- und Heiligenbildern bunt bemalt sind. Fast allen dargestellten Menschen wurden nach der arabischen Eroberung die Augen ausgekratzt, weil für die Muslime deren Abbildung tabu ist. Viele der Eingänge sind vergittert, denn auch die Touristen hinterlassen schwere Schäden. Überall in den versteckten Winkeln haben sie Namen, Initialen oder Herzchen eingeritzt, und an einigen Stellen sind ganze Fresken skrupellos herausgebrochen.

Draußen ist der Boden mit einer Eisschicht überzogen, wir rutschen von einer Höhlenkirche zur nächsten und schließlich zum Bulli, in dem es auch nicht viel wärmer ist. Wir drehen die Heizung voll auf und beschließen, erstmal eine Rundfahrt durch die Umgebung zu machen und uns aufzuwärmen. In einem Umkreis von etwa 20 Kilometern um Göreme häufen sich die meisten Sehenswürdigkeiten an. Im Sommer sieht die Landschaft sicher noch imposanter aus als bei diesem matschigen und ungemütlichen Schneesturm.

Das „Tal der Mönche“ in Zelve, etwa fünf Kilometer nördlich von Göreme, ist durch eine Felswand in zwei Hälften geteilt. Die Wände sehen aus wie Löcherkäse: Überall Höhlen, in denen bis ins 15. Jahrhundert hinein Christen und Muslime friedlich je eine Hälfte des Tales bewohnten. 1952 verließen hier die letzten Bewohner ihre Höhlen, als die Regierung sie in das

neue Zelve umsiedelte. Die Einsturzgefahr in den bis an die Grenze der Belastbarkeit ausgehöhlten Felsen war zu groß. Außerdem fiel den Ärzten bei vielen Bewohnern eine seltene Krankheit auf: Die Ursache ist Zeolith, ein vulkanisches Silikat, das sich aus dem Gestein im Lungengewebe festsetzt.

In der ganzen Umgebung werden die Menschen systematisch seit den 70er Jahren in Regierungsneubauviertel umgesiedelt. Viele freuen sich über den Wohlstand in den neuen, subventionierten Wohnungen, aber viele wurden gegen ihren Willen zwangsumgesiedelt. Die Neubauviertel sind den kulturellen Gegebenheiten und Bedürfnissen der Bewohner nicht in dem Maße wie die Tuffhöhlen angepaßt. Das Tuffstein gleicht die extremen Temperaturen dieser Region – von 40 Grad im Sommer zu 20 Grad minus im Winter – bestens aus. Es hält im Sommer die Hitze draußen und die kühle Feuchtigkeit drinnen, und im Winter isoliert es gegen die Kälte. Die neuen Häuser aus Beton sind im Winter schwer zu heizen, und im Sommer staut sich die Hitze.

Die Bauern konnten Teile ihrer Ernte hervorragend in den Höhlen lagern, was bei der Subsistenzwirtschaft, in der sie hier fast autark leben, besonders wichtig ist. Da die Tuffwände luft- und feuchtigkeitsdurchlässig sind, bleibt Brot über Jahre haltbar. Deshalb backen die Frauen auch nur selten, aber dann in Dorfgemeinschaftsarbeit direkt mehrere Zentner. Luftig aufgehängte Trauben bleiben bis zu einem halben Jahr frisch. Die feuchtigkeitspeichernde und fruchtbare Tufferde eignet sich trotz der heißen und trockenen Sommer bestens zum Weinanbau. Trauben sind das Hauptanbauprodukt, die zu Sirup eingekocht oder zu Rosinen getrocknet im Winter gegessen werden. Lagermöglichkeiten gibt es in den neuen Wohnungen nicht, wodurch die Bauern abhängiger vom Angebot der Lebensmittelläden werden. Viele können sich diese teuren Waren nicht leisten, ihre Anbauprodukte lassen sich aber nur schwer absetzen und die Gewinne sind niedrig. Sie bauen seit jeher die Dinge an, die sie selbst benötigen, und orientieren sich noch nicht am Wirtschaftsmarkt. Eine Umstellung der Produkte und Anbaumethoden ist nicht leicht, weil oft Wissen und Geräte fehlen. Viele möchten aber auch nicht mit alten Traditionen brechen.

Ställe gibt es genausowenig wie Lagerräume, und die neuen Häuser sind oft zu dicht nebeneinander gebaut. Deshalb errichten viele nachträglich Zäune oder Mauern, um sich gegen die Öffentlichkeit abzugrenzen. Ebenso muß die traditionell so beliebte, halboffene Diele erst noch an das Haus gebaut werden. Und wenn das Geld für teures, von weit herantransportiertes Baumaterial fehlt, dann wird mit Wellblech oder Planen und Pfosten improvisiert. Kostspielig ist für viele Umsiedler auch die Anschaffung von Möbeln, die in den Höhlen ja direkt ins Gestein gemeißelt wurden.

Die alten Höhlenwohnungen verfallen immer mehr. Besonders jüngere Leute wollen von den traditionellen Lebensformen nichts mehr wissen. Westlicher Lebensstil läßt sich nicht in Höhlen leben. Der Tourismus bietet in der heutigen Zeit eine neue Erwerbsquelle. Viele rüsten die Höhlen für die Touristen um: in Höhlenhotels, Höhlendiscos, Höhlenrestaurants oder Höhlenbars. Mit den Einnahmen werden die aufgenommenen Kredite getilgt. Entsteht ein Gewinn, wird er meist in bessere Wohnhäuser investiert – und das sind nun mal nicht die Höhlen.

Am nächsten Morgen schneit und stürmt es noch immer. Im Bulli ist alles gefroren: die Wasserleitung, die Wasserflaschen, das Schwitzwasser an den Scheiben und unsere nassen Stiefel, die wir vergessen hatten, an den Ofen zu stellen. Standheizung und Gaskocher tauen einiges wieder ein wenig auf. Wir wollen raus aus der Eiszeit in Anatolien, hinein in die tiefergelegenen Gebiete der Westtürkei. Aber dies ist leichter gesagt als getan, denn der Bulli springt nicht an. Die Batterie haben wir mit der Standheizung ordentlich beansprucht, und auch die Dieselleitungen scheinen zugefroren zu sein. Erst jetzt fällt uns ein, daß türkischer Diesel nicht unbedingt frostsicher ist. Und wir haben auch nicht daran gedacht, etwas Normalbenzin mit in den Tank zu mischen, denn auch das würde das Kristallisieren, das „Einsulzen“ des Dieselkraftstoffes verhindern. Nach einigen Versuchen springt unser treuer Bulli dann doch an.

Mit durchgetretenem Gaspedal im ersten Gang zuckeln wir in Schrittgeschwindigkeit über die verschneite Straße nach Nordwesten in Richtung Ankara. Nach über zehn Kilometern und fast einer Stunde Fahrzeit wird der Wagen endlich schneller. Der Motor ist richtig warm, so daß die Dieselkristalle sich auflösen und der Sprit wieder normal durch den Dieselfilter in die Einspritzanlage fließt.

Der Schneesturm tobt immer stärker. Mit ungeheurer Kraft prallen die Böen gegen die Scheiben. Nach über 50 Kilometern plötzlich ein Stau. Wir sind genauso ratlos und eingekeilt wie die anderen und wissen nicht, wie es weitergeht. Keiner wagt, in den Schneesturm hinauszugehen und nachzusehen, was los ist. Nach einer dreiviertel Stunde bläst unsere Heizung nur noch lau. Den anderen scheint es genauso zu gehen, denn wie auf ein geheimes Kommando gestikulieren und hupen alle wild, und jeder will wenden und zurückfahren. Jetzt erst sehen wir, was vor uns los ist: ein LKW liegt halb im Graben und steckt in einer Schneewehe fest. Räumfahrzeuge sind weit und breit nicht in Sicht. Wir kehren um und fahren wieder Schrittgeschwindigkeit, denn der eisige Sturm hat den Diesel erneut versulzt. Zum Glück geht es mit Rückensturm bergab, so daß wir langsam Meter für Meter vorankommen. Nach einigen Kilometern finden wir in einem kleinen Dorf tatsächlich unsere Rettung – ein gewöhnliches „Petrol Offisi“ mit Normalbenzin. Damit der Motor nicht ausgeht, kämpfen wir mit dem Gaspedal, während der Tankwart draußen vom Winde verweht wird. Die Mischung von Normalbenzin und Diesel wirkt, und nach einigen hundert Metern können wir wieder in den zweiten, dritten und sogar in den vierten Gang schalten.

Wir fahren wieder durch die Orte, durch die wir vor Stunden gekommen sind. Der Sturm hat sich gelegt, aber die Straße ist stellenweise stark vereist. Schließlich besteht sie nur noch aus einer dicken, funkelnden Eisschicht. Wieder fahren wir Schrittempo und fürchten schon, irgendwo hier am Straßenrand übernachten zu müssen. Aber als unsere Straße nach 60 Kilometern auf die E5 nach Ankara einmündet, ist der ganze Spuk plötzlich vorbei. Streufahrzeuge haben Salz gestreut, so daß wir mit Vollgas auf den Tuz Gölü Salzsee zusteuern können. Anatolische Eiszeit ade! Doch wir haben uns zu früh gefreut: Vor einem Paß wandelt sich die Straße wieder zu einer Eisbahn. Da es dunkel wird, stellen wir uns entnervt und niedergeschlagen zu den Truckern auf einen Rastplatz. Wie es sich für richtige Fernfahrer gehört, lassen sie ihre Motoren die kalte Nacht über im Standgas laufen.

Mittwoch, 10.02.93

Die Arbeiter vom Streudienst müssen eine Nachtschicht eingelegt haben, denn als wir wach werden, ist die Straße frei, und die LKW quälen sich den Paß hinauf. Kurz vor Ankara ist weit und breit keine Schneeflocke mehr zu sehen, und sogar die Sonne scheint wieder. Nach über drei Tagen hat das Frieren endlich ein Ende – alhamdulillah.

Am Nachmittag erreichen wir nach 400 Kilometern Istanbul, wo wir uns direkt auf die Suche nach einer VW-Werkstatt machen. Da hier die Reparaturkosten erheblich günstiger als in Deutschland sind, möchten wir hier unseren Zahnriemen austauschen und ein kleines Ölleck reparieren lassen. Kurz vor Ladenschluß finden wir den VW-Hauptimporteur und erfahren, daß die Reparatur gleich morgen früh beginnen kann. Der Chef ist Deutscher, er übersetzt alle unsere Aufträge ins türkische für die Arbeiter. Zum Schlafen stellen wir uns direkt vor der Werkstatt an die Straße, denn der Motor muß morgen früh kalt sein. Um an dieser dröhnenden sechsspurigen Hauptverkehrsstraße schlafen zu können, greifen wir zur Notlösung in Form einer Schlaftablette. Aber wie so oft klopft wieder ein Nachtwächter an unsere Tür. Er möchte wissen, ob unser Auto schwer kaputt ist und bittet uns zum Tee in seine Wachstube. Nach einigen Gläsern schlägt er uns vor, im Hof zu schlafen. Das sei zwar eigentlich verboten, aber an der Straße sei es doch viel zu laut. Gesagt, getan – „idschi yolduschuluklar“, „gute Nacht“.

Am Morgen merkt niemand, daß wir auf dem Gelände geschlafen haben. Wir fahren in die Halle, und gleich drei Mechaniker beginnen, den Motor auseinander zu schrauben. Unser Vertrauen in die Arbeit von Werkstätten ist durch diversen erlebten Pfusch nicht allzu groß, so daß wir ihnen

noch den ganzen Vormittag über die Schulter schauen, bevor wir mit beruhigtem Gewissen und knurrendem Magen endlich gehen. Mit dem Stadtbus quetschen wir uns durch den chaotischen Verkehr ins Zentrum, wo wir als erstes frühstücken: Döner Kebab mit Domates Salatasi, das ist ja fast schon wie zu Hause. Auf der Hauptpost holen wir unsere letzte Post ab. Unseren Freunden und Eltern haben wir regelmäßig unsere nächste Post restante Station angegeben, um so mit Neuigkeiten aus der Heimat versorgt zu werden.

Anschließend bummeln wir durch den umliegenden Basar. Der „Kapali Carsi“, wörtlich übersetzt „der gedeckte Markt“, wurde vom osmanischen Sultan Mehmed Fatih eröffnet. Den Beinamen „Fatih“, „der Eroberer“, hat der gerade erst 21jährige durch die Belagerung und Eroberung Istanbuls im Jahr 1453 erhalten. Die Herrschaft der Byzantiner war damit nach über hundert Jahren Krieg mit den osmanischen Stämmen endgültig beendet. 1326 hatten diese die türkische Stadt Bursa zur Hauptstadt ihres aufstrebenden Reiches ernannt. Sie eroberten weite Teile Griechenlands und Kleinasiens und drangen bis Südeuropa vor. Das byzantinische Reich bestand zu dieser Zeit nur noch aus seiner Hauptstadt. Ihr Name war seit 330 „Konstantinopel“, benannt nach dem damaligen Alleinherrscher des Römischen Reiches, Kaiser Konstantin dem Großen. In ihrer tausendjährigen Stadtgeschichte hatte sie sich zu einer Metropole entwickelt, die genauso prachtvoll und geschichtsträchtig wie Kairo, Damaskus oder Bagdad war. Unter Mehmed Fatih wird Konstantinopel in Istanbul umgetauft und zur Hauptstadt des osmanischen Reiches ernannt. 31 Sultane beherrschten das Weltreich bis zum ersten Weltkrieg. In seiner größten Ausdehnung reichte es von Marokko über Nordafrika und Teile der Arabischen Halbinsel bis an die Grenze Persiens und sogar bis vor die Tore Wiens.

Der große Basar ist ein 42 000 Quadratmeter großes, prächtig angelegtes „Warenhaus“, in dem über 3500 Geschäfte durch ein Netz von überdachten Gassen miteinander verbunden sind.

Durch Erdbeben und Brände wurde die Anlage oft beschädigt und anschließend neu renoviert, so daß sie sich heute in ihrer schönsten Pracht zeigen kann. Weiße Steinarkaden tragen das ebenso weiße gewölbte Dach. Im regelmäßigen Abständen fällt durch die Dachfenster weiches Licht ein. Es dringt aber nicht bis zu den Läden hinunter, daher beleuchten grelle Flutlichter die Waren. Die Bögen und Kuppeln des Daches sind mit blauen und roten Ornamenten bemalt. In den Kreuzungen zweier Gänge lassen mächtige Kronleuchter den Eindruck entstehen, man stünde in einem mächtigen Saal. In diesem teuren Vorzeige-Luxusbasar kaufen fast ausschließlich Touristen. Einheimische gehen nur spazieren oder kaufen, sofern sie es sich leisten können, aus einem der über 500 hoch angesehenen Juwelier- und Schmuckläden die kostbaren Hochzeitsgaben für ihre Frau. In den halbrunden Eingangsportalen der Läden sitzen die Verkäufer und versuchen in der passenden Landessprache des Besuchers auf sich und ihre Waren aufmerksam zu machen. „Hallo mein Freund, gucken sie meine Souvenirs, Teppiche, Wasserpfeifen, Leder, Jeans – guter Preis.“. Diese astronomischen Preise sind allerdings nur für ihn gut. Die zweite Art von Werbung bezieht sich auf die Qualität: „alles Handarbeit“ oder „garantiert antik“ sind die Schlachtrufe, die nur in den seltensten Fällen stimmen. Aber die dreisteste Werbelüge bezieht sich auf die Herkunft: „original französisches Parfum“, „echtes Boss-Hemd“, „original Levi's-Jeans“ – aber alles made in Turkey. So schön diese Anlage auch ist, wir fühlen uns hier nicht wohl.

Nach einer Schlemmerrunde in einem Puddingladen fahren wir zurück in die Werkstatt. Wir möchten rechtzeitig vor Ladenschluß dort sein, um nachzufragen, ob Probleme aufgetreten sind. Aber der Motor ist schon fast wieder zusammengebaut. Nach einer Proberunde checken die Mechaniker noch mal alles durch, und am Abend heißt es dann „Bitte bezahlen“. Gut, daß alles nach festen Listenpreisen geht. Insgesamt bezahlen wir für acht Stunden Arbeit, einen neuen Zahnriemen, eine neue Zylinderkopfdichtung, eine neue Wasserpumpe, Öl und Ölfilter, Kühlmittel, repariertes Schwungrad und diverse Dichtungen knapp zwei Millionen Lira, umgerechnet keine 400 DM. In Deutschland wäre vermutlich das Dreifache fällig gewesen. Zum Übernachten lädt uns der Nachtwächter wieder in den Innenhof ein und wir ihn als Dankeschön zu einer großen Portion der beliebten Blätterteig-Nuss-Honig Süßigkeiten.

Dieser Tag wird für uns der letzte in einer orientalischen Stadt sein, deshalb suchen wir uns für das heutige Sightseeing bewußt die Hauptattraktionen aus. Zuerst besichtigen wir die größte Moschee der Stadt, die „Sultan Ahmet Camii“ oder auch „Blaue Moschee“ genannt. Sechs schlanke Bleistiftminarette weisen auf die große Bedeutung hin, die diese ab 1603 erbaute Moschee besitzt. Nur die Ka'aba in Mekka besitzt noch ein Minarett mehr. Durch einen riesigen Hof betreten wir den Gebetsraum durch mächtige Bronzetüren und sind begeistert von seiner Schönheit. Unter den mit blauen Kacheln und Ornamenten verzierten Kuppeln hängt eine große runde Konstruktion aus vielen kleinen Lampen. Unzählige bunte Glasfenster lassen die Mauern nicht ganz so mächtig wirken. Durch die hinter einer Absperrung gehaltenen Touristenmassen kommt leider keine ruhige oder gemütliche Atmosphäre auf. Es hat mehr was von einem Volksfest in einem Museum, in dem man sich noch nicht einmal mehr an eine moscheegeeignete Kleiderordnung anzupassen braucht. Die Gäste haben Narrenfreiheit. Einer steigt sogar über die Absperrung, stellt sich hinter einen ahnungslos Betenden und filmt ihn mit seiner Videokamera.

Die benachbarte „Hagia Sophia“ sieht mit ihren fünf Minaretten zwar aus wie eine Moschee, sie war aber ursprünglich die größte byzantinische Kirche Konstantinopels. 532 wurde sie an der Stelle erbaut, an der zuvor schon zwei wichtige, gleichnamige Kirchen standen. Mehmed Fatih wandelte sie in eine Moschee um, und seit 1934 ist das Gebäude ein Museum. Auch sie strahlt eine erhabene Schönheit aus. Alleine die Zentralkuppel sprengt alle Rekorde. Sie hat einen Durchmesser von 30 Metern und ist in 56 Meter Höhe scheinbar schwebend angebracht. Schwebend, weil eine Linie aus 40 kleinen Fenstern mit nur schmalen Mauern die Kuppel mit dem Rest des Daches verbindet. Von jedem Fenster laufen gemusterte Rippen in das kalligraphisch verzierte Zentrum, so daß die Kuppel wie eine schwebende Sonne aussieht. Vom arkadengesäumten Galeriegang aus kann man die reichen Goldverzierungen der Decke noch besser bewundern. An den Pfeilern der Galerie hängen sechs schwarze Rundschilder. In der goldfarbenen kalligraphischen Schrift können wir die Namen Allahs, Muhammads und der ersten vier Kalifen Abu Bakr, Omar, Othman und Ali entziffern. Kunstvolle Mosaike mit Abbildungen von Jesus als Kind und Erwachsener, der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer, byzantinischen Kaisern und Heiligen verweisen auf die eigentliche Bestimmung des Gebäudes. Dieses friedliche Zusammenspiel von muslimischen und christlichen Elementen ist eine bemerkenswerte Symbolik der Hagia Sophia.

Der Mittelpunkt des Osmanischen Reiches war der Topkapi Sarayi der Sultane. Über 5.000 Bewohner, die von mehr als doppelt so vielen Menschen bedient wurden, lebten in diesem Palast. Er besaß alle Einrichtungen, die zum selbständigen Funktionieren nötig waren: Residenzen der Generäle und obersten Palastwachen, Audienzsäle, herrschaftliche Stallungen, Palastschule für die Pagen des Sultans, Metzgereien, Feuerholzlager, Munitionslager (in einer ehemaligen Kirche), Parade- und Exerzierplätze, Krankenanstalt, Wohnungen für den obersten Gärtner und Henker, Hinrichtungsplatz mit einer Schale für die Köpfe, Bibliothek, Schatzkammern für die Steuern und Tributzahlungen sowie zahlreiche Höfe und blühende Gärten. Im vierten Hof, dem am stärksten bewachten, lebte die Sultansfamilie mit ihrem treuesten Gefolge. Hier befanden sich die Sultan- und Prinzengemächer, Gemächer und Hof der Sultaninmutter, Beschneidungsraum, goldene Pavillons, die Terrasse der Favoritinnen und nicht zu vergessen: der Harem. Das heutige Museum umfaßt aber nur ein Drittel der ursprünglichen Anlage. Wir besichtigen lediglich einen Bruchteil der vielen herrlichen Säle und Sammlungen, die den Luxus des Palastlebens dokumentieren. Hinter Glasvitruinen funkeln Juwelen und Gold, geschmückte Waffen, Kaffeekannen, Teller, und Trinkbecher um die Wette. Im „Pavillon des heiligen Mantels“ sind Reliquien des Propheten ausgestellt. Sein Banner, sein Säbel, ein Zahn und ein Büschel Barthaare – beim Barte des Propheten! Ein türkischer Familienvater, der sich diese Schätze mit seiner Familie ansieht, sagt, saudi-arabische Shaikhs hätten der Türkei angeboten, sie in Zukunft umsonst mit Öl zu versorgen, wenn diese Reliquien an Saudi-Arabien ausgehändigt würden.

Es wird gerade dunkel als wir per Stadtbus zum Bulli zurückfahren. Wir verlassen Istanbul und fahren an diesem Abend auf leerer Autobahn noch 200 Kilometer bis kurz vor Edirne im türkisch-griechisch-bulgarischen Ländereck.

Samstag, 13.02.93

An einer „Duty Free“ Tankstelle auf der türkischen Seite des Grenzüberganges sind die Preise in DM ausgezeichnet. Auf der gesamten Balkanroute scheint die deutsche Währung das gängige Zahlungsmittel zu sein. Das Transitvisum für Bulgarien kostet uns je 35 DM, und die Straßenbenutzungsgebühr wird uns mit einer weiteren Mark in Rechnung gestellt.

Ab jetzt lautet unser Motto fahren, fahren, fahren, denn unsere Reise ist ab Istanbul für uns eigentlich beendet. Jetzt möchten wir nach Hause – ohne Hetze, aber auch ohne zu bummeln. An diesem Tag fahren wir auf der gut ausgebauten E5 an Sofia vorbei und dann auf einer kleinen Landstraße durch die verschneiten Berge bis kurz vor die rumänische Grenze bei Vidin.

Als wir am nächsten Morgen über die Grenze wollen, heißt es erstmal Schlange stehen. Die Donau markiert die Grenzlinie, und sie ist nur mit einer Fähre zu überqueren. In vier Stunden schleichen wir die drei Kilometer zur Anlegestelle und nach einer weiteren halben Stunde legt das Boot ab. Neben Zeit kostet der Spaß noch knapp 60 DM, und die rumänischen Transitvisa bezahlen wir mit weiteren 23 US-Dollar pro Person. Auf den schlechtesten Hauptstraßen dieser Tour fahren wir quer durch die Südkarpaten. Sie sind schmal, am Rande ausgefranst und haben tiefe Schlaglöcher. Die Zeichen der Armut des Landes sind allgegenwärtig. Uns fallen die vielen Pferde- und Eselkarren mit ihren schiefen Holzrädern, die zahlreichen Schäfer im Schafspelz mit ihren Herden und die Ziehbrunnen in den Dörfern auf. Die Tankstellen sind größtenteils geschlossen, und immer wieder sehen wir jemanden, wie er sein Auto schiebt. Eine Polizeikontrolle stoppt uns, und wir befürchten schon, daß sie uns mit fadenscheinigen Begründungen um Devisen erleichtern wollen. Aber alles, was sie nach der Kontrolle der Papiere wollen, ist ein Souvenir, eine deutsche Münze. So tauschen wir einen Groschen gegen einen rumänischen Leu.

Nach 12 Stunden und 450 Kilometern passieren wir am Abend die ungarische Grenze.

Ungarn ist unverkennbar ein beliebtes deutsches Urlaubsland. Die Orte sind voll von Schildern mit der Aufschriften wie „Zimmer frei“ oder „Exchange“. In einem kleinen Lebensmittelgeschäft halten wir ein deutschsprachiges Schwätzchen mit der Kassiererin und bezahlen – wie könnte es anders sein – mit DM. Wir nutzen die dreispurigen Landstraßen und fahren an diesem dritten Fahrtag Non Stop. Überhaupt ist fast alles hier Non Stop: „Non Stop Exchange“, „Non Stop Shopping“, „Non Stop warme Küche“, „Non Stop Toalit“. Die Autofahrer fahren wieder kleinlich genau nach Verkehrsregeln, und es wird auch für uns Zeit, uns wieder an diese zu gewöhnen. In Budapest drehen wir eine kleine Stadtbesichtigungsrunde, aber leider hat uns auch die Parkplatzknappheit wieder, und so wird nichts aus einem Mittagessen in dieser hübschen Stadt. Nach einem kurzen Umweg zum Tanken über die Slowakei erreichen wir Österreich. Auf einen Rastplatz hinter Wien machen wir Pause und so manche Alltäglichkeit bereitet uns besonderes Staunen. Zum einen die Klos: es gibt auch Frauenklos, sie sind zum Sitzen, sie sind groß und so sauber, daß man vom Fußboden essen könnte. Im Waschraum fließt Wasser, sogar warmes, es gibt Seife, und die kommt aus einem hygienisch einwandfreien Spender und zur Krönung gibt es – außer dem Hosenbein – auch etwas zum Hände abtrocknen. An der Tür hängt ein Beschwerdebriefkasten, da müßte man zum Vergleich das Foto eines Klos in einem ägyptischen Billigrestaurant anheften. Am Haupteingang steht ein Schuhputzautomat. Keiner der unzähligen Schuhputzer, die wir während unserer Reise getroffen haben, würde glauben, daß es eine solche Maschine gibt, geschweige denn, daß sie die Schuhe zur Zufriedenheit des Kunden putzt.

Zum anderen fällt uns aber auch die Hektik der Menschen auf. In welcher Eile sie essen, wie hastig sie vom Klo zum Auto rennen, wie sehr alles von Hetze geprägt ist, ist noch ungewohnt.

In den letzten Monaten haben wir eine ganz andere Einstellung zur Zeit entwickelt, da sie keine so wichtige Rolle in arabischen Ländern spielt. Aber bald werden wohl auch wir wieder in diesem gewohnten Trott sein – ohne es zu wollen und auch ohne es zu merken. Am deutschen Grenzübergang liege ich hinten und schlafe, was den Zöllner gar nicht interessiert. Über Nacht stellen wir uns direkt vor das Zollgebäude.

Bevor wir weiterfahren, müssen wir die Wiedereinfuhr des Bullis nach Deutschland im Carnet de Passages vom deutschen Zoll bescheinigen lassen. Erst mit dieser „Standortbescheinigung“ erstattet der ADAC die Zollbürgschaft zurück, denn nun kann kein ausländischer Zoll mehr behaupten, wir hätten das Auto nicht wieder ausgeführt. Der Zöllner sieht nur nach, ob das Nummernschild und die Farbe übereinstimmen. Mit einem Augenzwinkern bemerkt er noch: „Sie haben doch hoffentlich keinen Teppich zu verzollen?!“ und in fünf Minuten ist der ganze Papierkram erledigt.

Am Abend dieses vierten Tages der Rückfahrt erreichen wir das heimatliche Köln. Nach viereinhalb Monaten und 19 213 Kilometern erblicken wir den Dom, überqueren den Rhein und sind – ahlan wa-sahlan – wieder zu Hause.

Glossar

Abbasiden: *Kalifat* und Herrschaftsgeschlecht, das seine Abstammung auf einen Onkel Muhammads zurückführte. Sie stürzten 750 die *Ommayyaden* und beherrschten ein Großreich, das zu seiner Glanzzeit von Pakistan bis Marokko reichte. 1258 töteten die Mongolen den letzten Abbasiden*kalifen*. Hauptstadt war Bagdad.

Ahlan wa sahan: Heißt wörtlich „Angehörige und leicht“ und meint „als Angehörige (und nicht als Fremde) seid ihr gekommen und leicht sollt ihr es haben“. Vor allem im Nahen Osten als Willkommensgruß verbreitet. Antwort darauf: „ahlan bik“, bzw. „ahlan bikum“ (bei mehreren Anwesenden).

Aib: „Schande“, laut ausgerufen hilft es Frauen, denjenigen bloßzustellen, der sie belästigt. Er wird damit aufgefordert, sich nach den islamischen Traditionen zu verhalten.

Ain: Quelle

Akbar: Größer, al-akbar heißt am größten

Alawiten: *Schiitische* Sekte, besonders verbreitet in Syrien

Alhamdulillah: „Allah sei's gelobt“. Wird nahezu immer ausgesprochen, wenn einem Gutes wiederfährt. Auch Antwort auf die Frage nach dem Befinden.

Allah: Von „Al Illahu“, „der (eine) Gott“

Al-Maghreb: Eigentlich „Das Land des Westens“, der arabische Name für Marokko. Wird auch als Sammelbezeichnung für die Maghreb-Staaten Marokko, Algerien und Tunesien verwendet. Zur Maghreb-Union (Wirtschaftsunion ähnlich der EG) gehören auch Libyen und Mauretanien.

Al-Qahira: „Die Siegreiche“, einst Stadtteil von Kairo, heute der arabische Name von Kairo

Assad: „Löwe“. Hafis al-Assad: Syrischer Präsident

Ayyubidenreich: 1171 bis 1250 in Ägypten und Syrien

Bab: Tür, Eingang, (Stadt-)Tor

Babouches: Pantoffelartige (Leder-)Schuhe

Bakshish: Kann Spende oder Trinkgeld, aber auch Schmiergeld bedeuten

Basar: (persisch) Markt

Beduine: Arabischer Nomade

Berber: Größtenteils muslimisches, nicht-arabisches Volk, von Marokko bis Westägypten verbreitet

Birket: Teich, See

Bismillah ar-rahman ar-rahim: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes“. Leitmotiv für das ganze Leben des *Muslim*, auch Segensformel z.B. vor dem Essen (im Sinne von „Guten Appetit“). Steht vor jeder *Qur'ansure* (außer vor der neunten) und vor wichtigen Briefen.

Bled: Ort, bewohntes Gebiet

Cous-Cous: Gedämpfter Hartweizengrieß mit Gemüse oder Fleisch

Dirham: Marokkanische Währung

Djamahiria: „Staat der Massen“. Sozialistische Volksdemokratie (in Libyen)

Djebel: Berg, Gebirge

Djellaba: Langer Kapuzenmantel, oft aus Wolle

Djemaa: Versammlungsort, Platz

Djihad: „Anstrengung“ des Kopfes auf dem Weg des islamischen Glaubens. Auch „Kampf“ zur Verteidigung des *Islam* gegen *Ungläubige*.

Djin: Geist, Dämon

Drusen: Volk und Sekte in Syrien und Libanon

Edom: Vorchristliches Reich im heutigen Jordanien

Erg: Sanddünengebiet

Faddal: „Bitte sehr“, freundliche Aufforderung

Fatamiden: *Schiitische* Dynastie, die ab 973 in Ägypten und Syrien herrschte, Hauptstadt war Kairo. Der *sunnitische* Sultan Saladin stürzte sie 1171 und schloß das Reich als *Ayyubidenreich*

wieder an das *Abbasidische Kalifat* von Bagdad an. Hatten schon ab 910 eine eigene Dynastie in Tunesien.

Fatwa: Religiöse Grundsatzentscheidung

Felafel: Frittierte Kichererbsenbällchen

Fellache: Bauer, von „Fellaha“, „der, der das Land bestellt“

FIS: (frz.) „Front *Islamique* du Salut“, islamisch-fundamentalistische Heilsfront in Algerien.

Heute ist sie wegen ihrer zahlreichen Terrorakte und politischen Ziele verboten und wird vom Staat bekämpft. Ihren Kampf für die Errichtung eines streng islamischen Staates setzt sie aus dem Untergrund weiter gewaltsam fort.

Flüs: Geld

Foggara: Unterirdisches Bewässerungssystem mit kilometerlangen Stollen

Foul: Bohnen

Funduq: Hotel (aller Kategorien)

Galabiya: Langes Männergewand aus Baumwolle

Gef: Fruchtbarer Nilschlamm

Gezira: Insel (ägyptisch, hocharabisch „djazira“)

Ghorfa: Tunnelförmiger Gewölbebau aus Lehm, dient(e) vor allem in Südtunesien als Getreidespeicher

Gouara: Landschaft in Zentralalgerien

Hadith: „Überlieferung“, gesammelte Aussagen und Taten Muhammads, bestimmt neben dem Quran das Leben der *sunnitischen* Muslime.

Hadj: „Ruf nach Aufbruch“, Wallfahrt zu den heiligen Stätten des *Islam*. Die heiligste ist Mekka. Jeder *Muslim* soll, soweit es seine Gesundheit und finanziellen Mittel zulassen, einmal im Leben dorthin reisen und an den festgelegten Pilgerriten teilnehmen.

Haik: Frauengewand aus einer langen Stoffbahn

Hamada: Geröll- oder Steinwüste

Hammam: Öffentliches arabisches („türkisches“) Bad

Hara: Nachbarschaft

Hassi: Brunnen

Hauran: Landstrich in Südsyrien

Henna: Pflanze, von der manche Arten getrocknet und gemahlen einen Farbstoff abgeben, zum Färben der Haare und der Haut.

Hidjra: Muhammads Umzug von Mekka nach Yathrib (das spätere Medina) im Jahr 622, Beginn der islamischen Zeitrechnung.

Ibn: „Sohn des“

Insha'allah: „So *Allah* will“. Wird allen Bemerkungen über Ereignisse in der Zukunft angefügt. Bedeutet daher auch „vielleicht“.

Imam: Vorbeter in der Moschee

Islam: „Vollständige Unterwerfung und Hingabe an *Allah*“. Es bekennen sich von Marokko bis Indonesien ca. eine Milliarde Menschen zum Islam.

Kalif: „Der Stellvertreter“, Titel für die Nachfolger Muhammads

Kalligraphie: (griech.) Schönschreibkunst

Kappadokien: (türk.) Landschaft in der Zentraltürkei

Kasbah: Befestigte Wohnburg der *Berber*

Kebab: (türk.) Grillfleisch vom Spieß

Kebir: Groß

Khan: (dtsch. Karawanserei) Unterkunft und Lagerhaus für durchreisende Karawanen

Khobs: Brot

Knesset: (hebräisch) „Versammlung“, israelisches Parlament

Kopten: Arabische Abwandlung des griechischen Wortes „aigyptioi“ mit dem man zur Pharaonenzeit alle Ägypter bezeichnete, christliche Nachfahren der alten Ägypter, heute zweitgrößte Bevölkerungsgruppe in Ägypten.

Kushari: Nudel-Linsen-Röstzwiebel-Gericht

Ksar: Befestigtes Dorf

Malabiya: Frauengewand

Mameluken: Von „Mameluk“, „der in Besitz genommene (Sklave)“ Die ehemaligen Sklaven herrschten als Sultane über Ägypten von 1250 bis zu ihrer Vertreibung durch die *Osmanen* 1517.

Malik: König

Mamlaka: Königreich

Mamnu: Verboten

Marabut: Vom Volk als Heiliger verehrter Weiser, Gelehrter, Heilkundiger. Auch Bezeichnung für sein Grabmal.

Medina: Stadt, bzw. Altstadt

Medressa: „Ort, an dem unterrichtet wird“, theologische Hochschule, Schule oder auch Qur'anschule

Mesopotamien: Ehemaliges Reich und Landschaft im Irak

Mihrab: Nische in der Moscheewand, zeigt die Gebetsrichtung nach Mekka an.

Minarett: Moscheeturm, von „Minare“, „Lichterturm“

Monotheismus: (griech.) Glaube an einen einzigen Gott

Mozabiten: Berberstamm strenggläubiger *Muslims* in Algerien

Muezzin: Gebetsausrufer

Mumkin: Möglich

Mushkila: Problem

Muslim: „Der sich hingebende (an *Allah*)“

Nabatäer: Volk, das in ihrem Reich im heutigen Jordanien von 300 v.Chr. bis 300 n.Chr. durchreisende Karawanen beschützte. Hauptstadt war Petra.

Nekropole: (griech.) Totenstadt, Friedhof aus alter Zeit

Noria: Wasserrad

Occident: (frz.) Westen, Abendland

Omayyaden: Dynastie, die direkt nach den ersten islamischen Eroberungen ab Mitte des siebten Jahrhunderts für etwa hundert Jahre in Ägypten und im Nahen Osten herrschte. Hauptstadt war Damaskus.

Orient: (dtsch. und frz.) Osten, Morgenland

Ornament: (frz.) Verzierung

Osmanisches Reich: Von Anfang 1300 bis zum ersten Weltkrieg von den Türken eingenommenes Gebiet das zeitweise fast gesamt Nordafrika, den Nahen Osten, Teile der Arabischen Halbinsel und Kleinasien bis Österreich umfasste, Hauptstadt war Istanbul.

Oued: (frz.) Flußbett, meist trocken, arab. „wadi“

Patisserie: (frz.) Konditorei

Ptolemäer: Griechische Dynastie in Ägypten (330 - 30 v.Chr)

Qasr: Burg

Qalam: Stift, auch das spezielle Schreibrohr aus Schilf für die *Kalligraphie*

Qur'an: Das Vorgetragene, heiliges Buch der *Muslims*, beinhaltet die Offenbarungen *Allahs* in 114 *Suren*

Ramadan: Muslimischer Fastenmonat im neunten Monat des islamischen Mondjahres

Ras: Kopf, Felsvorsprung, Kap

Rasul: Der Gesandte, Prophet

Reg- (Serir-) Wüste: Ebene Kieswüste

Salam: Friede. Auch Abkürzung von „As-salamu alaikum“, „Der Friede sei mit dir“, dem häufigsten arabischen Gruß. Antwort: „Alaikum as-salam“, „Der Friede sei auch mir dir“.

Salat: Die Pflicht jedes *Muslim*, täglich fünfmal zu beten

Sahara: „Wüsten“

Sahel: Das Ufer. Steppenlandschaft am Südrand der *Sahara*

Schiiten: Von „Shia“, „Partei“. Spalteten sich im achten Jahrhundert von den *Sunniten* ab, da sie nur den *Kalif* Ali als rechtmäßigen Nachfolger Muhammads anerkennen. Sie lehnen den *Hadith* ab und glauben, daß es nach Muhammad noch weitere heilige von *Allah* inspirierte Männer gab. Ihr Anteil liegt bei ca. 10% aller Muslime (vorwiegend im Iran).

Sebka: Einbruchsenke

Sekhetam: Palmland, alte Bezeichnung für die ägyptische Oase Siwa

Seldshuken: Turkvolk, deren Reich ab 1037 von Nordpersien bis Anatolien reichte. Die *Osmanen* eroberten ihre Gebiete ab 1300.

Sefara: Diplomatische Vertretung, Botschaft

Seghir: Klein

Seleukiden: Griechische Dynastie in Vorderasien

Senussi: Sekte in der Nordsahara.

Shahada: Das muslimische Glaubensbekenntnis „La illaha illa *Allah*. Muhammad *rasul Allah*.“, „Es gibt keinen Gott außer dem einen Gott. Muhammad ist sein Prophet“

Sharia: Weg, Straße. Auch Name für die islamische Rechtslehre

Shech: Turban aus langer Stoffbahn

Sheikh: „Ältester“, Titel für ehrwürdige Gelehrte, Religions- und Stammesführer

Shisha: Wasserpfeife

Shukran: Danke

Shott: Salzsumpf, Salzsee

Souf: Oasengebiet im Nordosten Algeriens

Sudan: „Land der Schwarzen“, Gebiet südlich des *Sahels*

Sunna: „Vielbegangener Weg“, „Gewohnheit“ auch „Tradition“. 90% der *Muslime* sind Sunniten und erkennen die im *Hadith* überlieferten Aussagen und Taten Muhammads an und berücksichtigen sie neben dem *Qur'an* in ihrer Religion und in ihrem alltäglichen Handeln.

Sura: Foto

Sure: Grad, Schritt; Kapitel des *Quran*.

Souq: Markt

Tajine: Marrokanischer Eintopf

Tawla: Backgammon

Triklinium: (griech.) Altrömischer Speiseraum (für Totenmahle)

Tuareg: Muslimisches aber nicht-arabisches Nomadenvolk der *Sahara*, sg. „Targi“, weibl. „Targia“.

Tuff: (dtsh.) Weiche Lavagesteinsart

Ulema: Die Gelehrten, islamische Gesetzesgelehrte, Juristen

Umma: Gemeinschaft aller *Muslime*

Ungläubige: Laut *Qur'an* (*Sure* 60) sind dies nicht die Angehörigen anderer Buchreligionen, also keine Juden und Christen.

Wadi: Flußbett, meist ausgetrocknet

Yalla: „Los geht's“, mit entsprechender Betonung aber auch „Hau ab!“

Zakat: Die Pflicht der Muslime, Almosen zu geben

Zeugenberg: (dtsh, arab. „Grara“) Einzelner Rest von Gesteinsschichten, der die Erosion überdauert hat. Zeugt von früheren Landschaftsformen.

Zitadelle: (dtsh.) Festung